This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

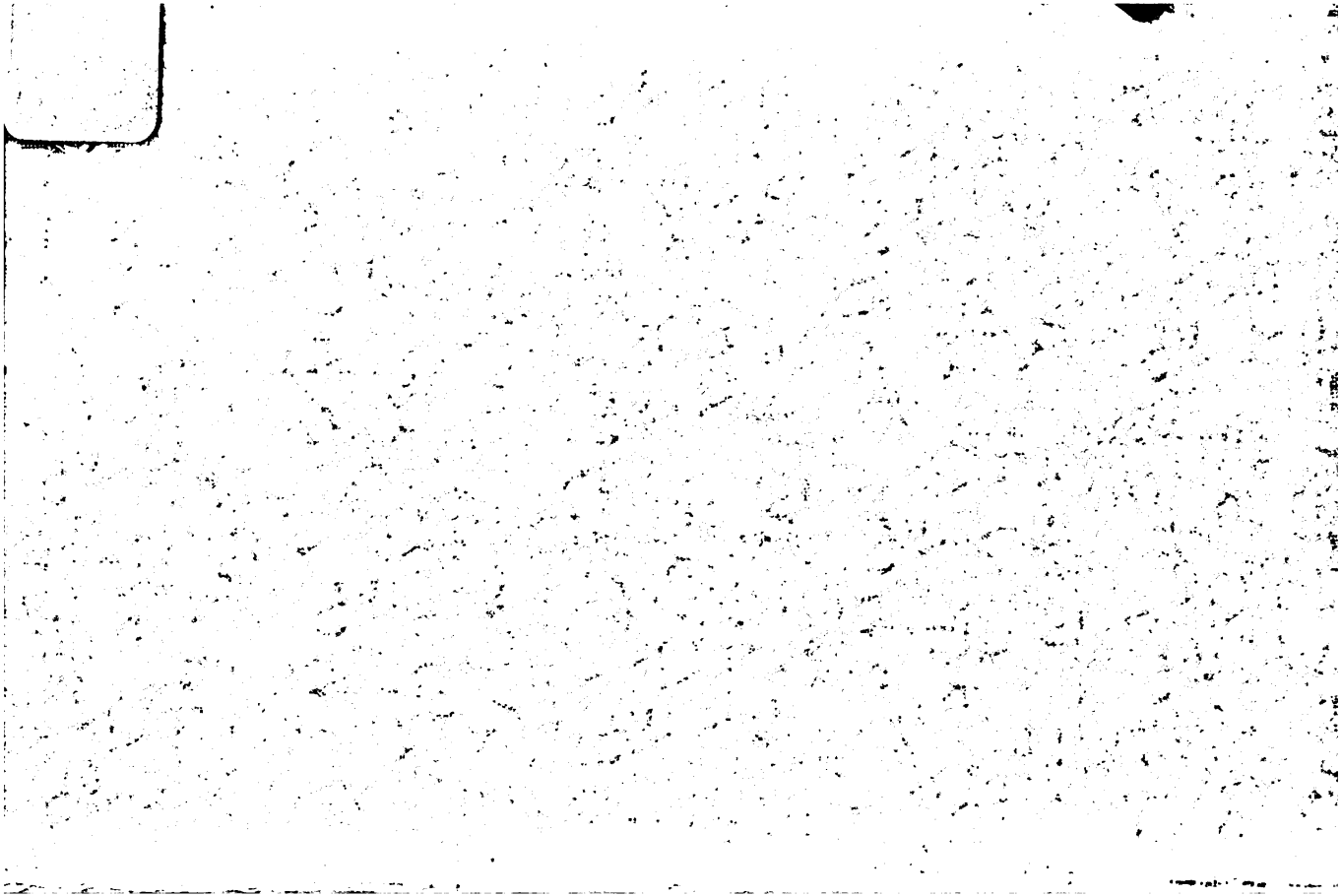
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575063 2

P. K. Rosegger's Schriften

Volks-Ausgabe

L. Staackmann Leipzig



NGL

Sonntagsruhe.

Ein Unterhaltungs- und Erbauungsbuch

enthaltend

Gedichte in steirischer Mundart

hochdeutsche Gedichte, Aufsätze über Kinder, Parabeln,

Legenden und Weltbetrachtungen

von

P. K. Rosegger.

Siebente Auflage.

Volks-Ausgabe.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1899.

M.S.T.

4705

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
108212
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1899.

I

Gedichte in steirischer Mundart.

Da Herrgott liabt d Welt.

Da Herrgott liabt d Welt
Hot's mit Roſan umwundn;
Da Teufel denkt: Hallo!
Hot s Pulver erfundn.

Da Herrgott liabt d Welt,
Hot s guat Weinl erkorn;
Und da Teufel mochts noch,
Is a Schnapsl draus worn.

Da Herrgott liabt d Welt,
Hot die Priaſter erſchoffn;
Da Teufel, ſein Feind,
Der geht her und mocht Pfoffn.

Da Herrgott liabt d Welt,
Hot d ſchön Dirndln aufbrocht;
Und da Teufel, der Teufel!
Hot olti Weiba draus gmocht.

Da Herrgott ſogt jo,
Und da Teufel ſogt noa,
Und dron kent ma s holt leicht
Ausanonda, de Zwoa.

's Liachtl in Wold.

I.

Noſcht (dort) obn in grean (grünen) Wold
Steht a gmaurti Kapelln,
Und a Fraunbildl hängt
Ban an Liachtl, an helln.
Däs Liachtl, däs brinnt
Wul Tog und Nocht,
Wan d' Sunn ſcheint, wans ſchneibt,
Ba Maria af da Wocht.
Da Hanſl in Thol,
Noh a bluatjunga Bua,
Siſt grod nit ſo heili,
Kaft 's Oel dazua.
— Hiazt, gwen is 's a ſo:
In Mai vorig's Johr,
Wia da Riſl (Frieſel), da ſchworz,
Hot groſt in da Pfor,
Do leid (liegt) a jungs Dirndl
— Noh geſtern blüahroth —
In da Hond die gweiht Kirzn
Und ringt mitn Tod.
Und wias is vabei gwen,
Valoſchn 's jung Lebn,
Und grod noh die Kirzn
Hot brunna danebn:
Kimt da Hanſl von Thol,

Schauts Dirndl groß on:
„Hon Da 's ollaweil wölln ſogn,
Wia gern ih Dih hon.
Ma ſult nix vaſchiabn,
Af oanmal is 's z' ſpot,
An Menſchn ſull ma liabn,
So lang ma 'n noh hot.
Wos is ma hiazt bliebn
Ba Dein Lebn, va Dein Bluat,
As wir oanzi däs Sterbliacht
Mit da zitterndn Gluat . . . .
— — Wia Dein Othn (Athem), Dei leßta
Gegns Flamerl is zogn,
Is leicht ah Dei Seel
In däs Liacht einigflogn!
So will ih ma denkn,
Will 's Liachtl bewohrn,
Wia mein Augnliacht beſchützn,
Sultn nix übafohrn.
Daß ih oan Soch noh hon,
Däs ich liabn kon va Dir,
Sults brinna do drinna
Ba da Jungfrau Maria.
Und is die Zeit aus,
Daß ih ſelba kim dron,
So zündn ſ' mei Sterblicht
Ba den Flamerl on . . . ."
Und ſid der Zeit brinnt
Wul Tog und Nocht
In da Jungfraukapelln
Däs Liacht af da Wocht. —
Schöni Dirndler in Thol
Loſſn Kortn aufſchlogn —
Zwegn an Hanſl gehts her . . .
Kunt enks wul ſogn,
Daß Koani, nit Oani
In Hanſl dawiſcht,

So long in grean Wold obn
Nit 's Liachtl ausliſcht.

II.

Immeramol gſchiachts
Daß da Wind in Wold ſauſt,
A Krochn in Aeſtn,
A Sturm, daß Oan grauſt.
Und d Welt, wia ſ' in Hanſel
Oft zuaſetzt und juckt,
Und s Liachtl in Wold,
Wia 's oft blemaſcht (flackert) und zuckt.
Zuckt hin und zuckt her,
Daß ma moant, hiazt liſchts aus,
Und denah noh brinnts,
Wir a Sterndl a blau's. —
Wan d Somſtanocht kimt,
Und die Buabn gehn zan Schotz,
Schleicht da Hanſl mit Oel
Stad hinauf auf ſein Plotz.
Do ſogt amol die Gretl,
Der da Hanſl ſo guat gfollt:
„Däs Liachtl kon mih giftn,
Do obn in den Wold!"
Und amol, do rent ſ' auffi
Zan Flamerl vorn Oltor,
Wills daſtickn mit ihrn Fiater (Schürze)
Und mit ihrn guldan Hor.
Da Hanſl ſiachts ſpringa,
Laft noch, joads (jagts) davon:
„Wos geht Dih mein Amperl
Ban Jungfraubild on!"
— Und ſo lebt er weita,
Da Hanſl, ſchön ſtad,
Is luſti, is trauri,
Wias holt die Zeit draht.
Und amol, wie ers Amperl

Wieder auffuacht und grüaßt,
Steht dabei a feins Dirndl,
Däs grod Oel einigiaßt.
Und hella brints Liachtl,
Und d Jungfrau Maria
Locht nieda zan Dirndl,
Und s Dirndl zan ihr.
— Drauf, wia sa sih draht,
Daß s' a Kranzerl noh flecht,
Spreizt da Hansl seini Orm aus:
„Du, Du bist die Recht'l"

Wan s Diandl deafad ſuachn.*)

Gets Mona, gets,
Äis moānts and räids (redet)
Wias as vaſtets.
Däi, hoaßts, and däi,
Dos is die Recht!
— Klewa, daß ſ d Augn vadrat,
Mochts as ſcha ſchlechd.
Do zoags glei: Die Doutzi (Dieſelbe),
Di Doutzi ſchauts oī,
Zart d Fadſchn nou noch
And mäichd ſchan an Mon! —
Äis Maner, äis frali,
Wan enk Oani gfolḍ,
Äis gets as käik oī,
And in Sock hobs as bold. —
Owa mir ormi Diandla,
Wan mir i da Ghoam
A Biabl gern hobn, —
Mia gen aus, mia gen hoam,
Mia doan nix dasgleichn,
Mian d Augn zan Boun (Boden) ſchlogn,

*) Dieſes Gedicht iſt möglichſt genau der urſprünglichen Ausſprache, wie ſie in der nordöſtlichen Steiermark üblich, nachgeſchrieben. Das äi darf nicht ähnlich wie etwa ei ausgeſprochen werden, ſondern ſo, daß das ä und das i geſondert zum Ausdrucke kommt. Das ī iſt ein Naſenlaut.

Mian d Liab ſtil bigrobn
And deafn nix ſogn.
— Mian woatn, mian woatn,
Bis a ſelba kimp frogn . . .
And wan Oana kimp,
Der Oani gebn (gern) mäichd,
Sar is s gwis an Onerer (Anderer)
And ſeltn da Recht.
Wunaſeltn da Rechti,
Af den ma hot denkt,
And den ma ſei Leib and Sel
Mad (mit) Freidn hed gſchenkt.
Owa weil ma ſi grimp (fürchtet),
s Kunt da Recht nid meh kema,
Sa muas mar afd Läißt (zuletzt)
Ah in Unrechtn nema.
An Unglik ſi Zwoa!
Owar ausbleibn kunts ah,
Wan s Diandl deafad ſuachn
Wou der Irigi wa;
And wan ſ n hed gfundn,
Deafad nema ba da Hond:
Du gfolſt mar, and mogſt mi,
Sa bleim ma banond. —
Ouft monigas Ehpoar
Is nid glicklar and gſäignt (geſegnet),
Weil's Diandl nit räidn deaf,
Wan ia da Liabſti bigäignt (begegnet).

Ih gſiachs ſchon, ih woaß ſchon.

Ih gſiachs ſchon, ih woaß ſchon,
Du hoſt mih nix gern;
Wir 's Keiſcherl (Häuschen) vakafn,
Wir an Oanſiedla wern.
Wir an Oanſiedla wern
Afn Rigl (Hügel) doſcht obn;
In da Noth hoſt mih gern,
Wirſt Dih auffi verlobn.
Wirſt Dih auffi verlobn,
Wirſt mih heilt verehrn,
Wirſt mih bittn, ih möch doh
A Zwoaſiedla wern.

Die heidnischen Lämer.

Ein Schwank.

Die Birndorfa Bauern, däs sein bravi Leut,
Die Kirch wird eahn z' eng, oba 's Schulzimma z' weit,
In da Kirchn giebts a Musi, in die Kirchn gehn s' gern,
Und in Pfora, den wölln s' Olli predinga hern.
Da Pfora woaß z' redn von a sündiga Seel,
Von Fegfuir, von Tuifel und gor va da Höll:
„Olls z' schlecht scha sein d' Leut ba der ungläubin Zeit;
Für 'n Himel viel z' gscheit — in d' Höll hobn s' nit weit.
Na, de mögn sih gfrein! wern scha wuiseln (winseln) und schrein,
Wan da Tuifel mit sein schorfn Brotspiaß (Bratspieß) fohrt drein! —
Und noh wos: Nit weit do von uns lebt a Heid;
Drum loßts enk nit z' weit mitn Grofn ein, Leut!"
Und so geht däs fuat in oan Ton bis zan Amen,
Und die Birndorfa Bauern, de guckn und gamen (spähen).
„Da Grof obn in Gschloß war a Heid? miaßt a Nor sein!
Jo freili, da Pfora hots gsogt, so wirds wohr sein.
Jo, tauft war er wul, und ah gfirmt eppa leicht,
Ober er holt da kan Fosttog, er geht zu kana Beicht."
„Jessas, na, Jessas, da Grof is a Heid!"
Moant der Erdäpfel-Natzl und jamert und schreit:
„Na Jessas, und ih ruck mein Huat vor den Heidn,
Und weich n nit aus, wan ih n siach scha va weidn.
Jo saggerawold! und wer hät so wos denkt?
Hot ma nahstn zar Ostern zwoa Zuchtlämer gschenkt! —
Na, na, von an Heidn" — sogt er — „mog ih nix nehma,
Und ih schick eahm s' gleih zruck, de dolgadn (nichtigen) Läma,

Sein freili schön foasterlad (fett) worn in meina Hold,
Ober ih schick eahm s' zruck, den Saggerawold!" —
„Host recht!" sogt da Pfora: „Natz, däs thuat mih gfrein;
An Menschn, der in Glaubn nit guat holt', muaß ma meidn!"
— Drauf rent gschwind da Natz in sein Stoll zu die Schof:
„Le Lamperl, le, le! kemts auffer in Hof! —
Hiazt schauts amol, wia sih sie mausn und duckn:
Oes heidnischn Thier, thuat enk 's Gwissn scha druckn? —
Seits ah schön foast und schön schwar, danach frog ih nit,
Wißts es: ka heidnisches Schofbradl (Schafbraten) mog ih nit!
Enk frißt da Tuifel mitsomt enkan Grosn
Werds gspiaßt und werds brotn in hölischn Ofn!
Und wir unsa guata Herr Pfora nit wa,
So häts nur a kloans Gfahlt, dawischads mih ah." —
So sogt da Natz, schickt die zwoa Lämer ins Gschloß. —
Gott Lob, va de heidnischn Schof war er los! — —
Und daß ih dazähl: in a por Togn a drei
Geht der Erdäpfl-Natzl in Gschloßhof vabei.
Do hört er in Gortn drein plaudern und lochn;
Da Natzl, der luagt durchn Zaun, wos s' dan mochn?
A Tischl is deckt mit Glaserln und Bsteck;
Da Grof sitzt dabei, und noh an Ondrer in Eck.
Gwiß ah so a Heid, weil s' so schwafeln (schwefeln) und lochn,
Und auf d' Letztn ban Wein sogor Bruadaschoft mochn.
„Da Zweit, wers dan is — is ma d' Stim so bekont!"
Moant da Natzl und gamt und ziaht d' Staudn ausanond. —
„Jo, wos dan? Jo wia dan? — Wia rar dan? Du Nor ah!
Däs is jo — gehts weita — däs is jo da Pfora!
Da frumi Herr Pforer und der ungläubi Grof!
Und wos hobn s' in da Schissl? — Meini zruckgschickn Schof! —
Und hiazt möcht ih wissn und frogn olli Leut:
Is da Grof a Christ worn, oder da Pforer a Heid? —
Meintswegn, ich fragad nit — gabad a Rua.
— — Ei, hät ih meini Lämer noh, sie wärn ma christli gnua!"

Da Homaſchmied auf da Pariſa Weltausſtellung.

Grüaß Dih Gott, ſteiriſcha Homaſchmied!
Fohr gſchwind af Paris, nim Dein Eiſenwor (Eiſenwaare) mit;
Deini Sicheln und Sengſn (Senſen), Deini Pflüag und Deini Hockn,
Und vagiß nit, thua ah Deini Schnitzger (Schnitzmeſſer) einpockn.
— Na, ſo wünſch ih Da Glück und kim gſund wieda hoam.
— Und nu möcht ih Da noh wos auftrogn in da Ghoam:
Paß a wenk auf, Du, z' Paris, af de Weibaleut.
Lauta Pariſawor; loß Dih nit ein gor zweit.
Zwor, 's ſteiriſchi Eiſn loßt ſih nit ſo leicht biagn;
Ober af de Weis kunts doh leicht a Wetzſchortn kriagn.
Und hiazt bhüat Dih Gott, ſteiriſcha Homaſchmied!
Na feſt ba da Schneid ſein! Nim Dein Eiſn mit!

Hau, Pariſa Weltausſtellung, hau, Pariſalebn!
Kunt jo af da gonzn Welt ba meina Treu nix Feſchers gebn!
Guld und Silba, Gſchall und Muſi,
Sauberi Maderln und a Gſpuſi,
Und Schampania krocht und ſpritzt,
Wia dahoam da Homaboch — daß 's blitzt!
Und hiazt na gſchwind af expoſee,
Nur auſſi af Schamp d' Eliſee!
Do is die gonzi Welt banond
Und 's Beſt von an iadn Lond,
Spozirn ma gleih ins Eiſnhaus;
Do ſchauts aus!

Schwediſches Erz,
Engliſcha Stohl,
Amerikaniſch Rädawerk,
Deutſchi Schußprügel, af Knoll und Foll.
Und Meſſer und Gobeln — Gſegn Gott 's Mohl!
Und Degn und Sabel und Banganet (Bajonet) —
Oho! zan Leutumbringen?! ah däs is nett!
— Oba holt aufputzt zan a Procht mit Buſchn und Bänder,
Und ollahond Leut von olla Herrn Lända
Stengan davor,
Und guckn ſ' on und lobn d' Wor.
— — Do wird ma gor nit guat — do wird mar ongſt und bong,
Wo ſteckt dan da ſteiriſch Homaſchmied ſo long?
Der Saggra! da die Madln ſteckt er in da Stodt,
Baraflixta Kamrod! Und mit ſein Eiſn kemt er z' ſpott.

Da Suma geht uma, 's is gor neama frua,
D' Lent ſchnürn eahnri Binggl (Bündel)
Und roaſn in Hoamatlond zua.
Oba da ſteiriſch Homaſchmied,
Der kümert ſih um Winter und Suma nit.
„Ih bleib do" — moant er — „däs is gwiß!
Jeſſas, Freunderl!" ſogt er, „däs Paris!
Hiazt wos glaubſt, wos hon ih gfundn heut grod?
A Kegelbohn und a Scheibnſchiaſſn — mittn in da Stodt.
Und de Wirtshäuſer! Und de Weibaleut! — —"
— Und wir oft biſt die gonzi Zeit
Af der Ausſtellung gweſt, liaba Homaſchmied?
„Af der Ausſtellung!
Bin noh nit dazuakema," ſogt da Homaſchmied.
Oba Dein Eiſnwor! is ſ' dan nit dabei?
„Jo, Du Nor, de muaß ih auspockn glei."

Und grod eh 's noh gſchloſſn wird, d' Expoſition,
Und bnetter ehs gengen die Letztn davon,
Wern ſtaderlad (allmählich) longſum in Augnan da Welt
Die ſteiriſchn Sicheln und Sengſn ausgſtellt.

Freili gonz ohni Zier und Extrigkeit,
Oba ſchön blow onglaufn ſein ſ' und hobn a ſeini Schneid.
Schupft oba Moniga (Mancher) ſein Ochſl und denkt:
Na, den bleibn ah ſeini Eiſnworn gſchenkt;
Der derf ſich intawegn hoam nit beklogn,
Daß er eppa ſei Prämium nit möcht datrogn.
Oba hiazt loſts, wos kimt:
Wir über die Eiſnworn nochha da Preis wird beſtimt,
Uba d' Sicheln und d' Sengſn, üba däs und üba dos,
Do ſtean d' Richta do und wiſſn nit wos.
Aufn Tiſch hobn ſ' a Bleiplottn, drauf berechnen ſie 's fein,
Daß der engliſchi Stohl holt da beſti wurd ſein.
. . . . Däs hört mei Homaſchmied, nimt d' Sengſn in d' Hond,
„Meini Herrn!" ſogt er, „bitt, ruckts a wenk ausanond!
Hiazt will amol ih rechnen!"
Und klewa kunt ers ſogn,
So mochts an Schepperer af da Plottn,
Daß d' Funkn umſchlogn.
'n Preisrichtern, dena vageht 's Hörn und Sehn,
„Jo, wos is dan los? jo, wos is dan gſchehn?"
„Gſchehn is nix," ſogt da Homaſchmied z'letzt,
„Mei Rechnung hon ih gmocht, mei Sengſn hon ih gwetzt."
— Do guckn ſ' hin und guckn ſ' her und wiſſn ſih nit z' rothn,
Mit da Sengſn mittn ausanond ghockt is die Plottn.
No und d' Sengſn, hell hot ſ' klunga, hot koan oanzigs Schartl ghobt.
Und die guldeni Metaillu, de hot da Homaſchmied datoppt.

A weltlichs Liad.

Da Geistla hot predigt,
's wa zan Buaßwirkn Zeit;
Und ih hon za den Gschäft
Holt oanmol ka Freud.
Olssa junga wul gwiß nit!
Und wons scha sei muaß,
Sa roat (rechne) ih holt's Oltwern
Und 's Sterbn für mei Buaß.
Gotts Welt is olls zschön
Und mei Bluat is olls zworm;
Af oanmol is mar olt,
Und af oanmol is 's gstorbn.
Und 's letzasti (das schlechteste) Gwond
Legn s dar on af dei Bohr,
Und die oltn Weiba stehn umer
Und sogn: der orm Nor!
Und die Jungen, de laffn
Von Todten davon,
Und woananda (weinend) suachns
An lebendn Mon. —
So hot ma dahoam
In meina Hütn nacht tramt,
Ih hät da — wia narisch! —
Mei Jungsein vasamt.
Wir ih munta bi worn,
Bin ih olt erst dreißg Johr;

So ſchau ih in Spiagel:
Schneeweiß is mei Hor.
Hell va Kränkung ſchneeweiß,
Zwegn den dolgadn (närriſchen) Tram.
Und do nim ih mas für,
Daß ihs jo nit vaſam. —
Luſti ſei will ih,
Mei Lebn will ih gniaſſn;
As miad (müßte) unſern Herrgott jo
Selber verdriaſſn,
Wullt ihs nit dakena,
Wos er ma hot gebn:
In Sunſchein, in Tonzbodn,
Mei medſüaſſas Lebn.
Oba gonz alloan luſti ſein
That mi nit gfreun,
A guati Komarodſchoft
Muaß derentwegn ſein:
Is s a Dirndl, däs bußt,
Is s a Büaberl, däs ſingt,
Is s a Gamsböckl, däs
Af der Olm umaſpringt.
Is s a Zidern (Zither), a Geign,
Wird a Weinl auftiſcht:
Schon Olls is ma recht,
Wos ma s Herzerl aufmiſcht,
Siſt kunts ma daſtickn,
Mei Herzerl, mei kloans,
Und wan ih in Himel kam,
Hät ih aft koans.

In unglücklan Buam ſeini Liada.

Däs vaſlirti Geld!

Ih wißad wul, die welchi mir
Von Olln die Liabaſt wa!
Hät ih a Geld, ih kriagads leicht,
Und hät ſie koans, ih kriagads a.
„A larer und vula Sock,
Dä hobn", ſogt d Welt, „kan guatn Stond;
Zwen vuli Säck ſtehn propa (ſtattlich) do,
Zwen lari liegn ſchön woach banond."
Drum, Reichi, nim an reichn Buam,
Ih nim gſtot Dir an ormi Mogd;
Aft ziach ma zſom glei üba's Kreuz,
Paß auf, wos d Welt drauf ſogt!

Wos ih ſchuldi bi worn af der Olm.

Bin gongan af d Olm,
Hons Geld ghobt na klua (ſpärlich),
Bin in Wirthshaus ausgwichn,
Hon klopft ba da Senerin zua.

Geh ih noamol af d Olm,
Ih woas, wos ih thua:
Bawegn an daſporn (erſparen)
Kehr ih nit ba da Senerin zua.

A Milch und an Buda,
Und s Liegn ba da Nocht —
Ka Menſch glabts, wans zohln hoaßt,
Wia viel, daß däs mocht!

Wan ih hunerd Johr leb,
Wan ih Tog und Nocht zohl,
Ih kons nit dagwinga (gewinnen),
Wos ih ſchuldi bi worn af amol.

Afn Bett, wo ih glegn
Wir af Roſan daneh,
Do wochſn hiaz dornani
Ruatan (Ruthen) af d Höh.

Sie wochſn um d Hittn,
Uebern Berg und üba d Ebn,
Sie wochſn um da bluatjungan
Senin ihr Lebn.

Wos is mei Vamögn?
Af da Wieſn a Holm;
Ih kons nit dazohln,
Wos ih ſchuldi bi worn af der Olm!

Onbandin.

Du biſt reicha wir ih,
Du biſt brava wir ih,
Du biſt gſcheiter und mochſt dih
Ah luſti üba mih.

A Gſicht haſt a ſcheins,
Und a Toan haſt a feins;
Ower oans nit: mei Dirndl
Is ſchöna wia Deins.

Ihri Augn ſein wia Gluat,
Ihri Wongen wia Bluat,
Ihr Stim is wir a Glöggerl,
Wan s juchazn (jauchzen) thuat.

Ihr Hor is va Guld,
Wan ſ' as auswexln wuld,
Sie gwingad damit leicht
In Kaiſa ſei Huld.

Wurds weida bikont,
D'Leut warn s noh in Stond,
Und nama ma s Dirndl weck,
s ſchönſti in Lond.

Wia ſult ih mih wihrn,
Wan ſ' as gach wölln vaführn?
An orma Bua bin ih
Und deaf mih nit rührn.

Mei Lebn ligt ma dron,
Daß ih s Dirndl hobn kon!
— — Bin in Stond und ih henk ma's
Mit a Kindsfadſchn on.

Helba thon, ſelba glitn.

Däs Bond hot a Gwolt,
Wird nit ruſti (roſtig), nit olt:
Nit zan glabn is s,
Wia feſt ſo a
Kindsfadſchn holt't.

Da kloan Grill ſchreit um Brot,
Die jung Muader is mot;
Ihri Wongen ſein bloß,
Oba d'Augn ſein brinrot.

Mei Herz is ſtoanſchwar,
Mei Sackl is lar:
Bit gor ſchen, wan epa
Wos übabliebn war! —

Da Spott groß, die Gob kloan,
— Ih ſetz mih auffi afn Roan,
Denk noch, wia s dan ſein kon
Däs Elend — und woan . . . .

Is an Unſinn, wanſt lebſt!

Is an Unſinn, wanſt lebſt!
Deini Feind holtaſt aus,
Oba d Freund, die liabn Freund,
Trogn da s Elend ins Haus.
Da Feind kon Dih auswendi
Quäln und vaderbn,
Ba da Liab Deina Freund konſt
Nit lebn und nit ſterbn.
Dei Weib bringt da Load
Und dei Kind bringt da Schmerz,
Und ka Menſch ſteckt da s Meſſer
So tiaf in Dei Herz!
Wanſt durtn (dort), wo 'ſt liabſt,
Du Dei Glück nit daſtrebſt,
No hoſt nix meh z hoffn,
Is an Unſinn, wanſt lebſt.

O Vögerl, wia ſingſt Du luſti!

O Vögerl, wia ſingſt Du luſti!
O Vögerl, wia ſingſt Du fein!
Wanſt wüßaſt, wia mir ums Herz is,
Du liaßaſt Dei Singa ſein. —
Amol hon ih ah a ſo gſunga,
Daß nar in olln Bama hot klunga,
Und heint kimts ma für zan Vazogn:
Däs Lebn, ih kons neama datrogn.

Hon viel probirt auf Erdn,
Bin gweſt todtkronk, bluatorm,
Viel Freudn ſein ma vagonga,
Viel liabi Leut ſein ma gſtorbn.
Oba däs war noh Olls zan vaduckn
Gegn dos, wos mih hiazta thuat druckn;
Wan ih wüßad, es war nit z groß ſünd,
Ih machad an End mit mir gſchwind.

Hon gſucht holt a liab Dirndl,
Hon endli ah oans gfundn,
Hon gmoant, ih hät in Himel
Hiaz auf da Welt heruntn.
Hobn ſeli glebt, hobn gnoſſn,
Im Herzn s Bluat is gfloſſn
Wia Roſnthau in Mai.
— Und hiazt is Olls vabei.

O Vögerl, wia ſingſt Du luſti!
O Vögerl, wia ſingſt Du fein!
Wanſt wüßaſt, wia mir ums Herz is,
Du liaßaſt Dei Singa ſein.

I vagifti Herz.

O wia ſüaß hots mih gfreut
Af da luſtigrean Weid!
An iada Bam hot ma glebt,
An iadi Bloam (Blume) hot ſih ghebt;
An iada Boch hot a Seel;
Ih hon gjuchazt klinghell!
An iadi Wond hot ihrn Holl (Hall)
Und ſei Herz an iada Stoan;
Und mittn in ſtilln Thol
Wor ih ninerſchd (nirgends) alloan.
Olli Berg hobn mih onglocht
Von nohad und fern;
Nau, an glücklichn Menſchn
Hot mar überall gern. —

Und hiazt. wan ih geh,
Seis frua oda ſpot,
Ins ſchöni Lond auſſi,
Is Olles maustodt;
Maustodt und bockſtoar,
Wir a Leich af da Boahr.
Und d Vögerl in Lüftn,
So munta, daß ſein,
Hobn kan Gruas meh fil mih,
Nur d Robn hör ih ſchrein.
Fü d Welt meh ka Freud
Und ka Liab meh fü d Leut,
So tram ih dahin,
Und ka Menſch kon mas glabn,
Wir elend ih bin.
Däs Herz hot viel glidn,
Mei, d Welt is jo hort,
Und s Stechn und s Schlogn
Va ſeini Feind häts datrogn,
Wa jung bliebn und zort.
Do hon ih af da Stroßn,
Wir a Stoan war s verloſſn,
Oani gfundn und gerngbobt,
Und de hot ma Gift
In meini Wundn eingoſſn.
Däs giftigi Gift
Hot mar Olles vadorbn,
Hiazt gfreut mih ka Wold mehr,
Ka Guatheit, ka Gſtolt mehr,
Sid ma d Liab is ausgſtorbn.

Oh, leg mih recht tiaf . . .

Nit ollaweil in d Seel ſtich,
Däs thuat ſo weh!
Ih holt da mei Bruſt für,
Do ſtich he!

Und lieg ih in da Truhn,
So kreuz ma d Händ
Hin über d Wundn,
Daß s neamt meh brennt.
Und leg mih recht tiaf
Zur stillen Roſt
Und vagiß, daß d mih
Daſtochn hoſt.

In da Muader ihrn Gortn.

Da Kranzeltog, der is vabei,
Die Dirndln stehn do noch da Reih,
An Jadi (Eine Jede) schaut, ob ihr Bua kimt,
Daß er sie in's Wirthshaus mitnimt,
Und er ihr a Tanzl aufpflonzt,
Und er ihr 's grean Kranzl ohtonzt.
A so is 's da Brauch in den Tog;
Jo, 's Kranzl steht guat — gor ka Frog —
Gleiwul is oft Mouchi betriabt,
Daß wan sie ka frischa Bua liabt,
Und koana so nohand ihr ruckt,
As bis 's gonzi Kranzerl is z'druckt.
Ja — 's Busseln und 's Holsn is fiaß,
Und wer's no nit woas, der probir's.
Nur namla da Nochgschmock — mein Oad,
Der bringt oft viel Elend und Load. —
Paßt's auf, wia sih 's Dirndl benimt,
Wan wieda da Kranzeltog kimt.
Wul aus 'n grean Kranzerl is worn
A Kron mit viel Nesseln und Dorn. —
Grod oan Dirndl ken ih recht guat,
Däs nit so, wir Anderi thuat.
Da Kranzeltog, der is vabei,
's liab Liserl steht nit in da Reih;
Sie wort't (wartet) auf koan Buabn, auf koan Tonz;
Sie geht mit ihrn taufrischn Kronz

Schön gruaſum (ruhſam) zan Freidhof hinob,
Und ſetzt ſih auf da Muader ihr Grob.
Die liablichſtn Bleameln zan Strauß,
De ziahts aus 'n Kranzerl heraus,
Und legt's auf'n Woſn gor fein:
„Liab Müaderl, däß Sträußl g'hört Dein.
Liab Müaderl, Du biſt ma zwor gſtorbn,
Ober mir is Dei Segn nit vadorbn.
Wos Du ma hoſt gſogt, däs bleibt recht,
Mei Müaderl, Dei Kind wird nit ſchlecht.
Wos Du ma hoſt gſogt, däs bleibt wohr,
So lang bis ih lieg auf da Bohr.“ —
So ſogts und geht nocha ſtill z'Hans.
Ihr Deanſtherr, der ſchilt's noh brav aus:
„Ah Du loßt Dih ſauba vaführn?!
Wo biſt dan hiazt gweſt, ſchlechti Dirn?“
Sie mocht groſſi Aeugler und moant:
„In da Muader ihrn Gortn“ — und woant.

's gſtorbn' Dirndl.

Es is Schod um den Mon,
Daß er hiazt ſo weit kumt,
's is Schod um eahm, daß er
Sih gor ſo valumpt.

Wos war däs für a ſporſuma,
Fleißiga Bua!
So hondſum und einzogn
Wia der war, ſein ſ' klua (ſelten).

A Dirndl hot er gern ghobt
Däs hotn vadorbn.
Wia ſo den? So brav war's!
Jo mei, 's is 'n gſtorbn.

Na däs häts nit thoan ſuln,
Däs hotn ſo kränkt,
Daß er nix mehr, als wir
Afs gſtorbn' Dirndl hot denkt.

D Leut hobn eahms guat gmoant,
Hobn an d'Hond druckt und tröſt,
Hobn an Onderi zuagfürt,
Hobn an ausglocht af d Leßt.

„Hobts ſcha Recht, lochts na zua,
Enk hots jo nit troffn.
An Wein her, ees Saggera!
Heind wird amol gſoffn."

Wird gſoffn, bis daß er
In Stroßengrobn ſinkt.
Ka Lumperl, mit den
Er nit Bruadaſchoft trinkt.

Und ſo flott hot ers triebn
Und ſo weit hot ers brocht,
Bis er z Leßt mitn Bedlmou
Bruadaſchoft mocht.

Jo, d'Liab kumt von Gott,
Wird ſie z groß, hots a Noth,
's ſe Dirndl is gſtorbn
Und da Bua is vadorbn.

Da Sündn-Steg.

Ih woaß an Steg in Hochgebirg
Aus Lärchenſtaman baut.
Ih ken oft monin propern Mon.
Der ſih nit übri traut.

As is — wias hoaßt, da Sündn-Steg,
Und wer ſchwar auf hät gfoßt,
Baſtehts mih ſcha, den holt't ers nit,
Miad brechn unta da Loſt.

Viel Sünda ſein ſchon übrigſtiegn,
Ih ſelba thats oft wogn,
Da Steg hot kriſtn (geächzt), hot ſih bogn,
Und dena — hot mih trogn.

Da dicki Bäk, da foaſti Wirt,
Da Millna rent ah mit;
Wia ſ'zidert hobn! Da Steg hot krocht,
Owa brochn is er nit.

Unds Schurkerl ah, däs ba da Beicht
Da Propſt nit los hot gſprochn;
Zwoa Liabsleut oft, ſa ſchwar wia drei —
Da Steg, er is nit brochn.

Do geht danahſt a bloſſa Mon
Schön ſtill daher als wir in Tram,
Ma moant, er hät no Neamt nix thon:
Den bricht da Bam . . . .

Es gibt a Sünd, der holt's ka Steg,
O, denk aufs ſelb Gibot,
Däs wir a glüadigi Ruatn leucht't!
— Hiaz pfiat dih Gott!

Da Kirchnthurn z Terlan.

Hohrſt eini va Bozn af Meran,
So kimſt zan an Dörfl — hoaſt Terlan.
„O Jeſſas!“ ſchreiſt hell auf, „wia dum,
Do follt jo da Kirchnthurn um!“
Er follt nit, er ſteht nit, er henkt,
Gſcheiti Leut moan: da Thurn hät ſih gſenkt.
Nau, 's Himelzoagn gfreut'n nit mehr,
Gegn 's Wirthshaus hin ſteht ſei Begehr.
Da Fuhrmon von uns, bleibt nit ſtum,
Draht ſih um:
„Mit den Thurn, liaba Herr,
Gehts gonz onderſta her.
Kirzngrod is er gſtondn vor Zeitn,
Däs loßt ſih nit bſtreitn.
Do geht amol — dreihundert Johr fuls ſcha ſein —
Va Bozn noch da Stroßn af Meran hinein
A Jungfrau vabei.
Da Thurn, na verſteht ſih, der wundert ſih frei
Und noagt ſih mit Reſpekt und Ehr
Vor da ſeltſamen Mär.
Und ſidera (ſeither) henkt er und noagt ſih fein!
Und d' Leut ſogn, bis wieder a Jungfrau rein
Dahergang nochn austretnen Pfod,
Aft richt ſih da Thurn wieda grod“ —
Da Fuhrmon iſt ſtill. A jungfriſches Wei
Huckt doſchtn und traut ſih ban Thurn nit vabei;

Leicht follad er um — war a Graus!
Viel onderi Dirndln gehn ein und aus,
Va da Stodt afs Lond, von Lond in d' Stodt,
Untern Terlaner Thurn, der ſih ſenkt.
Da Thurn, der ſteht noh heint nit grod,
Bleibt henkn, wir er henkt.

In Olmhiasl sei Red.

Vor a por Johrn.

Wos giebts doh für gspoasigi Leut af da Welt,
Do steagln (torkeln) s va Weitn in Gamsgebirg zua,
Und kraxln dar aufft, und Koana hot a Bix,
Und sie hobn ah ka Schwoagerin obn, und ka Kua.
Und selm, wo ma nit a mol d' Ochsn traut z' treibn,
Daß s' nit eppa wolgn üba d' Wond,
Und wo na die Gams und da Lämageir tonzt,
Selm obn steign de Norn umanond.
Möcht wissn wos s' hobn, möcht doh wissn wos s' thoan,
Daß s' gor a so renen und pfnechn (schnaufen),
D' Wänd schaun s' dar on, wia die Kua a neugs Thor,
Hobs leicht noh koan Stoanhaufn gsehn?
— Hau, saggrisch schöan war de Aussicht ban uns!
Ih donk schöan, zwe bleibts dan nit do?
Ees sults es probirn, wir oan 's Hobabrot schmeckt,
Und 's Hulzhockn draußtn in Schlo (Schlag).
Ih wult, 's wa schöan ebn, na, ih brauchad kan Berg,
Däs wa weit a besseri Aussicht für mih;
Do wochsad a Troat und ih bauad an Most,
Ih frogad an Kletzn (wollt' mich nicht kümmern) ums Bergkraxln, ih.

Noch a por Johrn.

O mei, wir Zeit und Weil vageht!
Hiazt hon ih a Häuserl auf der Ebn.
Ih gsiach koan Wold, ih gsiach koan Berg,
Mih gruit (reut) mei Lebn.

Bin ganz marod und kloan vazogt,
Ih woaß nit, wia 's ma geht;
Ih gsiach koan Berg, ih gsiach koan Wold,
— 's is gor so öd.
Mih zimt, ih möcht a Gamsl sein,
Ih hupfad Felsn auf und o,
Ih fraß in gonzn Olmrausch (Alpenrosen) zsom,
— Mih gfreuts nit do.
Mih zimt, wan ih a Hirschl wa,
Ih lafad ztiafst in Wold hinein,
Ih trinkad aus an iada Quelln,
— 's kunt lusti sein.
Auf der Ebn, do is ma d' Welt viel z' broat,
Und da Himel viel z' hoch obn;
Hiazt konn ih ma 's scha denkn, zwe s'
Die Berg so lobn.

A Wohrſprüchel.

Gott möcht gebn,
Daß d long fulſt lebn,
Aba mirk die Gſchicht,
A Wohrwort ſpricht:
Sullſt jo nit zähln
Dei Lebn noch der Elln.
Wos d' liabſt und leidſt,
Wias d ſpringſt und ſtreitſt
— Däs geht nochn Gewicht!

In Franzl ſei Chriſtbam.

A Stoanſchloga Franzl,
Es kennts n leicht ſchon,
Er hoaßt in ganz Gmoandorf
Da kinaſchi (kindiſche) Monn.

A Herz, as wir a Kind,
Und an Kopf as wir a Greis,
Und nit ganz umſiſt (umſonſt)
Is ſei Schopf ſchneewerlweiß.

A budawoachs Herz
Is a himliſchi Gnod;
Oba donkn ſul Gott,
Der an eiſnfeſts hot.

Da Franzl hots gſpürt,
Wia's hot gſindlt (geſeufzt) und zuckt,
De wundaſchöan Welt
Hot's ſcha ſaggriſch druckt. —

Gottsnom, 's is vabei,
Er wults Olls gern datrogn,
Wults gollbitta Schickſol
Derawegn nit vaklogn;
Na s Weib ſul noh leben! . . .

— Jo, däs glaub ih gern!
Däs kunt oft an Anderer
Ah leicht begehrn.
Freili, wia Du

Af Dei Weibl noh denkst
Wern nit gor Viel sein,
— Sie schloft scha längst. —
Und wans ah gleih schloft,
Sie lebt in sein Gmüat,
Und wird lebn doscht so lang
Treu Gedenkn blüat. —

Die Christnocht kimt zuwa,
Da Pfora lodt ein
In Franzl für n Obnd (Abend)
Zan an kloan Glaserl Wein.
A Kletznbrot kunt er leicht
Ah noh vatrogn,
Oda wult er mithelfn
Ban Nussnaufschlogn. —
A Pfeiferl Tabak,
A Gspielerl in Ehren
Hot da Stoanschloga Franzl
Sist rechtschoffn gern.
Oba heind loßt er donkn,
Er gang gleih ins Bett; —
Wos er aber in Sinn hot,
Däs sogt er net.
No — af d Nocht in da Finsta
Schleicht er fuat va sein Haus
Schleicht still wir a Mäuserl
Gegn an Freithof hinaus.
Dosht steht auf ihrn Grob
A greans Bamerl kloan,
Däs hot er ihr gsetzt
Gstot an Marmelstoan.
Und däs lebt und däs hebt
Aus der Erd' wieda s Lebn,
Und a so muaß 's an Urständ
Af da Welt wieda gebn. —
Und hiazt steht er do

Afn Grob, der olt Mann,
Und zündt helli Liachtler
Afn Tannenbam on.
Die Gloggan hobn klungen
Zu da Christnocht in Thol,
Und olli Sterndln hobn gfunkelt
Von himlischn Sool.
Und 's Bamerl hat bruna (gebrannt)
So friedli und rein,
Und die Grobkreuz sein gstondn
In guldenen Schein.
Und da Franzl sitzt do,
Es is n so lind,
So vagnügli und froh
Wir an unschuldin Kind.
Gern gunt er in Ondern
Ihrn Zeitvatreib
In da heilign Christnocht,
— Er is ba sein Weib . . .
Und wia d Liachtla valoschn sein
Afn grean Zweig,
Steht er auf stad und suacht
Zu sein Häuserl in Steig.

Woldliada.

Drei Juchaza.

Möchts wiſſn, ees Leut,
Wan da Juchaza hollt? —
Drei Junggſelln ſein gongan
In luſtigrean Wold.
Der Erſt wa valiabt,
Da Zweit wa valobt,
In Dritn hot noh
Koani ghobt, Koani gfobt. —
Der Erſt, der hot gjuchazt —
Ka Lüfterl wird woch,
As meldt ſih ka Bam,
Da Juchaz is zſchwoch. —
Da Zweit, der hot gjuchazt,
Da Juchaza hollt —
Owa glei wieda ſtill is s
In luſtigrean Wold. —
Und ſchauts, wia da Driti
Sein Juchaza ſchreit,
Do hollads und ſchollads
Um und um, daß s a Freud,
— Der Erſt wa valiabt,
Da Zweit wa valobt,
In Dritn hot noh
Koani ghobt, Koani gfobt.

Do frog ih mein Wold.

Oft kimts ma hell für,
Mei Gedonkn gang irr,
Und do frog ih mein Wold
Um an Ontwort holt.

Wir schön is do d Welt,
Und wia frisch is mei Bluat,
Und s Dirndlliabn schmeckt ma
Scha saggarasch guat!
Wia süaß is da Wein!
Und da Sunschein wia hell!
Und da Schotn wia fein!
s is a Freud, meina Seel!
Hiaz frog ih: Däs Lebn,
Is s nit dena viel z kurz?
Do sogt da Wold: — z kurz.

Hiaz drah s amol üba,
Siachst Elend und Noth,
Betrogn wird und graft wird
Um's täglichi Brot.
Der Oan quält sih selba,
Der Ondri wird quält,
Und an iads Stückl Freud
Wird Oan bitta vagält.
Wos wochst, muaß vaderbn,
Und wos d baust, wird zu Scherbn;
Und s Schlechtast, de dolgadi
Ongst erst vorn Sterbn. —
Hiaz frog ih: Däs Lebn,
Is s nit dena wul z long?
Do sogt da Wold: — z long.

Gsetzt d Frog: s sein Zwoa zsomghenkt,
A Mon und a Weib;
A zwoaschädlads Thier,
Und ma sogt, s wor oan Leib.

Er iſt ſtork und da Gſcheidta,
Kon ſih s Lebn oft vaſüaſſn,
Sie, die ſchwächeri, ſchöneri,
Beſſeri Hälfti,
Sie muaß in Gſpoaß büaſſn,
Und gſetzt, däs Por ſtreitad,
— As kimt zwor nit vor —
Oba ſogn ma, wans ſein thät,
Wans ſtreitad, däs Por,
Ih frog, wer do Recht hät,
Ob er oder ſie?
Do ſogt da Wold: — ſie.

Hiaz drahs amol üba.
Da Mon muaß ſih plogn
Fürs Haus muaß er ſorgn,
Muaß ſtreitn und wogn;
Da Mon, der muaß Wocht ſtehn
Ba da Nocht und ban Tog,
Auf eahm, wan wos gfahlt geht,
Auf eahm kimt da Schlog.
Drum frog ih, in Foll,
Wan de ſtreitn amol,
Wer Recht hot ban Hondel,
Ob ſie oder er?
Do ſogt da Wold: — er.

Ha, s Lebn is a Nuß,
Hot a ſtoanhirti Scholn,
Oba moanſt nit, da Kern
Deafad s Aufbeiſſn zohln?
Sul ih denkn und ruachn,
Und ſpintaſirn, ſuachn?
Sul ih beiſſn und nogn
Und meini gſundn Zähn wogn?
Wia moanſt liaba Wold,
Sog na oder jo!
Do ſogt da Wold: — jo.

Wir is s oba, wan ih
Umfist beissn sul?
Und da Kern is springgisti,
Und d Nußn is huhl?
Do is s doh leicht gscheiter
I leg mich stad hin
In Schotn und renz mih (dehne mich)
So long, as ih bin;
Und loß d Nuß a Nuß sein,
So long sie s sein will,
Und tram von an methsüassn
Opfel schön still.
Däs aufbauschti Zeug
Is wul nit da Müh werth,
Daß sih Oana wir a Kindskopf
Drum zopelt und schert.
Oda do eppa lacht?
Geh, sog j o oder n a!
Da sogt da Wold: — na.

Und a so schreit er her,
Und a so schrei ih hi,
Und nit um an Stüpferl,
Nit um a Bamwipferl
Is da Wold gscheita wir ih.

Wan ih lieg untern Bam.

In Suma, wan s hoaß is,
Do leg ih mih holt
Wul gern untern Tannenbam
Draußt in grean Wold.
Rost o, Herz, rost o,
Und Olls, wos Dih druckt,
Däs legst aufs woach Mias hin,
Wo d Sun durcha guckt.

D Wipfel hebn d Finger
Und wiſpeln ſih zua:
Pſt! loſſn ma n na ſchloſn,
In Kumer, mit Rua!
Und d Humeln thoan läutn,
Wos mog däs bedeutn?
Da Herr is in Wold!
Da Herrgott is hier!
Ih grüaßn, er ſetzt ſih
In Schotn zu mir.
Er fongt mih on auszfrogn,
Wia ſ ma gfollad, ſei Welt?
Donk da Frog, ſog ih, guat,
Bis auf däs, wos ihr fehlt.
Na, wos ihr dan fahlad?
So frogt er mih drauf.
Und blüaht vor mein Aug
Ols a Dornröſerl auf.
Glei druck ih däs jungaufblüaht
Freuderl an mich —
Aufs Röſerl a Buſſerl,
Auf d Leſzn (Lippe) an Stich.
Schau, Herrgott, ſo is s,
Und hiazt ſiachſt es, wia s thuat:
An iads Eichtl Gſpoas
Koſt a worms Tröpfel Bluat. —
Da Herrgott ſteht auf
Und oft draht er ſih glei,
Und fliagt vor mein Aug
Ols a Vögerl vabei;
Und waht ols a Grücherl (Düftchen),
A friſch üba d Au,
Und ſchlogt auf ſein Aeugerl
In helln Tropfn Thau;
Und klingt wir a Juchazer
Auffa von Thol,
Und rauſcht ols da Wind
Wir a Woſſafoll;

Und murrt, ols wia wan
A wilds Weta kam,
Und fohrt ols a Blitz
In mein Tanenbam. —
Und däs, ſchauts, däs is auf mei
Fürwitzigs Redn
In Herrgott, mein Herrgott
Sein Ontwort gwedn.

Von Leutn weit weg.

In Wold, wan ih bin,
Denk ih her, denk ih hin,
Denk ih auf und denk nieder;
Mei Gedonkn, mei Sinn
Is akrat wir a Folta:
Fliagt hin und fliagt wieda.
Ih denk noch üba d Welt,
Wia s vagonga Zeit wor,
Denk noch ah, wia s heint is,
Wia s ſein kon aufs Johr.
Und ſo gſcheit, daß ihs ausdenk
Auf der oanſumen Weit,
Grod ſo dum ſtell ihs on,
Wan ih kim unta d Leut.
In Wold, wan ma ruaht,
Sein dar olli Leut guat,
Daß ma moant, ma möcht s Lebn
Für de guatn Leut gebn.
Ba da Hond ſchmeißt ma n Steckn,
Von Herz reißt ma d Scholn,
Bul Batraun will mar eahner
In d Orm einifolln.
Du Norr! Du Großnorr!
Du dreidoppelta Norr!
Däs Beſt, wans kon, frißt Dih
Mit Haut und mit Hor.

Von Wold unta d Leut
Is a gfahrlichi Stroffn!
In Wold bist alloan,
Untern Leutn valoffn.
Ma moant, sie schaun gleich
Aus, d Menschn und d Leut,
Probirs na, vagleichs,
Sie untascheidn sih weit.
Seltn von Leutn Oan,
Daß n passirt,
Daß er kimt zan eahm selber
Und ah a Mensch wird.
An Jada von uns
Is a Spielnhr und kon
Siebn sauberi Stückeln,
An iads in sein Ton;
Wirds aufzogn von Leutn
Und ongricht olli Stund,
So spielts die siebn Todsündn
Her flott und rund. —
Bist in Wold draußt alloan,
Konst Neamt ungüatla thoan,
Wird ah Dih Neamt betriabn;
Von Leutn weit weg,
Recht weit weg, seins s' guat liabn.

Oba leidn müassns doh.

Wan ih lieg untern Bam
Is ma d Welt wir a Tram,
Denk ih nix, als wia wan
Na ka Wecka nit kam.
Do hör ih wos klinga
Va weit her, va weit;
Ih kens va meina Kindszeit:
S is s himlischi Gläut.
Do schlog ih mein Aug auf
Und siach lauta Kreuz,

An iada Zweig mocht a Kreuz,
An iada Wipfel a Kreuz.
Do denk ih auf d Leut,
Giebt zwor Vieha dabei,
Oba leidn müaſſns doh,
Und ih hör eahnan Schrei.
An iada Bam trogt a Kreuz,
An iada Menſch hot ſei Weh,
Oft ſchwara wir a Berg,
Oft tiaſa wir a See.
In Wold, wan ih denk drauf,
Do loßts ma ka Rua,
Weck mih ſelba von Tram auf,
Und n Leutn geh ih zua.
Und leg eahna doh wieda
In Orm um an Hols:
Schauts Leut, weils ſo leidn müaßts,
Vazeih ih Euk Olls.

's is a horti Soch.

S Feindſein is Sünd
Und s Gernhobn is Sünd.
Hiazt frog ih, wer nochher
In rechtn Weg findt.

Laufſt zwiſchn ollboad,
Wir a Hos üba d Hoad,
Is s Schod, aß d a Menſch biſt,
Hoſt ka Luſt und ka Load.

In Engeln zwenk frum,
Und in Teufeln viel z dum,
Und in Leutn viel z len (lau)
Is Dei ganz Dron und Drum.

Herr in Haus.

Denkts enk, wia d Weltkugel,
Af der mir umawolgn,
Sauber in da Klem is.
Zerſcht hot ſie ſ zartlt, d Leut,
Bis ſ da ſein groanla (rührſam) worn,
Bis ſ af zwen Füaß hobn mögn
Lafn, daß gſchlenert (geſpritzt) hot,
Und die zwen ondern Füaß
Flink as zwoa Händ hobn braucht,
Ollahond zwegnbrocht hobn,
Wos nit da gwolti Löw,
Und nit da Fuchs hot kunt.
Hots mit da Zung probirt.
Bis daß er redn hot glernt.
No, und a Kreuzköpfl
Is da Menſch ollaweil gweſt;
Hots ſo weit brocht, daß er
's Recht af da Welt hot kriagt.
D Erdn is a guati Frau,
Wohrla viel zguat für d Leut,
Däs is a Hatſchln und Zartln gweſt:
Z eſſn und z trinkn in Uebafluß,
Höſerln und Röckerln von feinſtn Zeug,
Daweil enk da Hos und der Elefont,
Da Bär und die Ondern ſein nockad gweſt.
Däs hät ihr d Erdn wul denkn mögn,
Daß ſo a Zucht ka guats End kon gebn.

Und ſchauts, wir ih ſog, ehs ma d Hond umdraht,
Hobn ſ ihr an Herrn zoagt, d Leut,
Sein na gleih her üba ſie,
Hobn zerſcht in Wold bolwirt (raſirt),
Hobn üba s Woſſer gſetzt,
Flüß ogloat (abgeleitet), Brün aufbrocht;
Sein oft der Erdn noh
Keck in ihrn Säckl gfohrn,
Hobn ihr drauf s Silber und
s Guld und wos ſ ſiſt noh ghobt
Gleih aus da Toſchn zogn.
Hobn ihr ins Herz eingrobn
's Bruſtblott mit Pulva gſprengt,
Hobn af d Leßt an eiſnan Ring
Feſt um ihrn Bidlin (Körper) gſchlogn,
Und hobn an Weg aufgricht,
Af den da Menſchnwitz
Blitzt und viel gſchwinda roaſt
's wir eppa s ſtürzendi
Woſſa va da Bergwond fohrt,
's wir eppa d Wulkan am Himel
In Sturmwind fliagn.
Do hot ſie s freili wul
Wohrgnoma, gſechn, d Erd,
Daß ſ übadöppelt (überliſtet) is.
Saggeramentſcha, hiazt
Fohrts enk mit Wetta drein.
Blitzn und dunern thuats,
Woſſa giebts! Feur und Sturm,
Daß ſchon in Teufel z wild. —
Olls umſiſt, gor umſiſt,
D Leut hobn ſcha gwort af däs,
Hobn ſih ſcha zſomgricht ghobt,
Daß ſie ſih leicht dawirn (erwehren).
Hiazt hot der Erdn grauſt,
Spukt ſogor Feuer aus,
Und mit an Erdbidn (Erdbeben)

Will ſie s gach obeudeln (abſchlitteln)
So a vaflixti Bruat,
De ihr af jo und na
Z bös is worn. —
Oba d Leut lebn bis zan heuntin Tog,
Tonzn um d Weltkugel uma,
Wern ollaweil mehra noh,
Mehra noh, kecka noh.
Herr in Haus, Herr in Haus!
Däs is a luſtigs Wort.
Däs is a ſchöni Soch,
Paßn ma nur auf, daß ma
's Recht bewohrn, obnauf bleibn,
Bis ſih, woaß Gott wons gſchiacht.
Leicht aus Verzweiflung gor
D Erd in die brinnendi
Sun einſtürzt.

Olli Tog is nit Sunta.

Begehrſt as, valongſt as,
Du dolgada Mon,
Daß dar ollaweil guat geht,
Sa biſt ſcha ſchlecht dron.

Jo, heint meintswegn gehts no,
Biſt luſti wulauf,
Morgn draht ſa ſih über,
Aft is s Hantigi (Bittere) obnauf.

Af oanmol, ma denkad s nit,
Trogt ſih wos zua,
Und brint ſcha da Stoll nit,
Sa ſtehln s da die Kua.

Heint ſchreiſt no: ih will!
Morgn wimaſt: ih muas!
An Tonz nimſt da für,
Daweil brichſt dar an Fuas.

Aft ſchmeißt kloan vazogt
Glei Olls drüber und drunta.
Jo — hoſt dan Du gmoant,
As war olli Tog Sunta?

I gfreu mih heint ah und woas,
Morgn is s vabei,
Heint Bloaman und Roſan,
Morgn Heu. —

Aſn Heu is s guat liegn,
Wer recht miad is und mod,
Und wer nit miad war und mod,
Der kränkad ſih z tod.

An oanzigi Loſt
Liegt af olla Leut Ruckn,
Und däs, wos ih trog,
Kon an Ondern nit druckn.

Und ſteh ih af d Seitn,
Daß ih auspfnaus (ausſchnaufe) und roſt,
Sa trogt daweil an Ondrer
Mein Toal va da Loſt.

Wos zan Gfreun is, wird gfreud,
Wos zan Leidn is, wird glidn,
Und woaß ih, daß an Ondern
Guat geht, bin ih zfriedn.

Fürs Herrgottskind d Wiagn.

Du narisch Kind, jo
Wos grimst Dih dau so?
Geh, moch a frisch Gsicht,
Und nims noch n Gwicht.
Noch n Gwicht nims und nit
Noch der unrichtin Elln,
De d Folscher und Schimpfer
Und Raunzer (Keifer) aufstelln.
Drahst Dih rechst, oder dengs (links),
Oda liegst noch da Längs,
Willst Dih stelln oda legn,
Es kon da nix gschegn.
Bist reich, wirds da taugn,
Bist gsund, wirst es gspirn,
Bist kronk oda orm,
Host nix zan valiern.
Bist brav, kanst as guiassn,
Host Schuld, wirst as büassn
Leidst Unrecht, wuhlon:
Bessa glitn, wia thon.
Bist schön, mochst a Freud,
Bist as nit, findst koan Neid,
Bist jung, renst in Saus
Und bist olt, is s bold aus.
So longs d do bist, thuast mit,
Und bist gstorbn, host an Fried,

Schlofft Dih aus, aft ift ſchon
Wieda munta Dei Seel,
Legt ſih onderſter on
Und hot d Augn wieda hel. —
Da Wind waht Dih hin
Und da Boch trogt Dih he,
D Erd ziacht Dih nieda,
S Feur hebt Dih auf d Heh.
Loß Dih wahn, loß Dih trogn,
Loß Dih aufhebn und legn,
s ſchuadlt (ſchaukelt) hin, s ſchuadlt her
Und as kon da nix gſchegn.
S ſchuadlt hin und da Staub
Sein ſcha d Federn zan fliagn,
S ſchuadlt her und Dei Grob
Is fürs Herrgottskind d Wiagn.

Mei Lebtog.

Wos ma nit woaß, s ſe kon ma holt jo nit ſogn. —
Wir a Korfunklſtoan mog er da Liacht hobn trogn,
Er, da hell Morgenſtern, af die greau Au.
Und an iads Tröpferl Thau,
Däs vula Freud und Luſt
Drauf da hell Stern hot bußt,
Is a Korfunkl worn. 's mog frei a ſo ſein gwen,
S wia wan gſtot Bleamerla, dä afn Erdbodn ſtehn,
Viel taufnd Liachtla wul auffa von Grean
Hell thatn blean.
So wos wird gweſn ſein, hons zwor nit gſehn zert (zuerſt),
Leicht hot dä Schönheit mein' Boder und Muada ghert,
Ih hon no gſchlofn ſelm — s gonzi Trum Welt vaſamt (verſäumt),
Leicht hot ma tramt. —
Drauf, wir ih munta wir, is s ſcha helliacht in Haus.
Morgenröth, Muadaliab! Boda jeikt (jagt) d Schäfler aus,
Und der Zi-Hulzjogl (Fink) fingt af da Leud.
Wiſſads von Herzn gern, wos er dan gſunga hot,
Daß ſih in ſewin (am ſelben) Tog s Wäta — derf ſogn — ſcha grod
Naraſch (närriſch) hot gwendt.
Is dan a Wätaher gflogn üban Wold za mir?
Jo nit vabrena, d Her! — Ih knia mih hin vor ihr:
„Donk da für n Sunſchein und
Donk da für trüabi Stund;
Wos mir ols übafohrn,
Bi dabei zeiti worn,
— Donk da dafir!"

Drauf, wir ih munta wir, — ſteck in a jungen Haut —
Moch ih glei d Aeugler auf, luag, wia dan d Welt ausſchaut;
Hon nit weit firi (nach vorwärts) gſegn,
S is ſo a Nebel glegn.
Liacht, wan ma jung is, helliacht, wir a Silbazelt,
Gſiachſt in helln Nebel und nix va da Welt.
Gſpont hon ih s freili wul, s miad (es müßte) wos dahinta ſein,
Imer a greans Fleckel (Fleckchen) von Wold gſiach ih firaſchein,
Imer a roths Falterl in Lüftn hot umatonzt,
Imer a blows Scheiberl von Himel hot glonzt.
Gach folts ma naraſch ein, laf übers Hochkreuzfeld,
Gſiach ih s Kapelerl ſchon,
Schrei inſern Hergott on:
„Wo hoſt Dei Welt?“
Er is zwor ſtill, oba s Türndl (Thürmchen) hot auffteut (hinaufgedeutet),
Hon an vaſtondn, den Deita, bin gſprunga weit
Vorfuaß und flink durchn Wold, wir a Reh,
Und auffi af d Heh.
Leutl, hiazt ſiach ih s, za wos die zwoa Augn gut ſein,
D Welt is do, Dörfer und Schlöſſa liegn ausgſat drein,
Dompfwägn und großi Städt, Woſſer und Schifferlfohrn,
Oba, wo hin dos geht, bin ih nit ini worn ....
Drauf, za Mittog nit weit,
Hobn grod zan Eſſn gleit' (geläutet).
Bin ih zan letztnmol, wir a Hirſch üban Roan (Rain)
Hingſprunga, luſti und alloan.
Gach wird ma s Herz ſchwar, will ruaſum durchs Waldl gehn,
Gſiach ih ban Roſnbuſch oangſchicht a Jungfrau ſtehn.
Glei tritt ih hin zan ihr, druck ihr monirla (manirlich) d Hond:
„Jä, Du biſt gor mei Liab! Mir bleibn banond!“ —
Derfad lebn hundert Johr, kunt ih enks no nit ſogn,
Wia ma hiaz gweſn is, thuats na glei s Bleamerl frogn,
Däs, wir ih s obrokt hon, muatſchön ihrn Buaſn zirt,
Und bar ihrn Herzn friſch weida hot bliat.
Mog nit af d Welt mehr ſchaun, ſchau nur afs Dirndl gern,
D Sun ſteht am Firmament, wir Gottes Augenſtern.

S Weter is gor ſo ſchön,
Überol Röſerln ſtehn,
Singendi Vägerla! s kon ſcha nix Siaſſers gebn,
Leutl, ih bit enk, wia ſiaß is do s Lebn!
Gjauzt hon ih, daß s hot gellt
Af dera liachtn Welt,
Gſprunga vor Luſt
Is ma s Herz in da Bruſt.
Ker um d Hond, daß ma s denkt, ruckt a kloans Blüaberl zua.
Nehmens oanonda wek, kinens nit onſchaun gmua.
Sein jo frei tamiſch (ſchwindelig) vor lauta Glück — ſo viel ſchön!
Krocht enk a Blitzſtrohl von Himel, daß d Augn vagehn.
„Auweh, mei Lebn!“ ſogt s liab Weiberl und todtnbloß
Sinkts mar afs thaufriſchi Gros.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— Schauts do, wias dunkel wird, d Sun hot ihrn Schein valorn,
Is ma dan s Aug nit recht, oder is s finſta worn?
S waht gor a kolti Luft, is jo do Sumerszeit!
Wan ma 's nar o a n Menſch kunt ſogn, wos däs Ding bedeut?
Findad in Weg nit meh, legad mih ſchloffn ſtad,
— Long, eh s da Nochtvogl ſchreit. —
Legad mih nieder und wos heint ins Herz is grobn,
Kunt ih, wan ih munta wurd, morgn leicht vaſchlofn hobn?
Oft wars erſt Olls vabei, s Glück und s Gidenkn dron,
Olls valorn, olls vawaht; — hebad nix Beſſers on.
Nur nit g o n z finſta! Wan ſcha glei d Sun nit locht:
S Obendroth is ma noh liaba, wia d Nocht.

Mei leßti Bitt!

Gſtellt d'Frog, es müaßt ſein,
Daß mei Glöckerl heint läudt,
Klopft der Hergott af d'Ochſl:
„Zan Schlofngehn Zeit!“
Und wa grod guat aufglegt,
Und ſogad ma gor:
„Recht brav hoſt Dih gholtn
Die ochtadreißg Johr.
Oan Aug hon ih zuadruckt,
Däs muaß ih da ſogn!
Mit 'n ondan hon ih gſehn,
Daß d — wos dar is gſchehn —
Geduldi hoſt trogn.

Nit eppa, daß d'moanſt,
I hät — wos Du hoſt thon —
Umſunſtn valongt;
Du kriagſt hiazt Dein Lohn.
Konſt hobn a neugs Lebn,
Ah die ewigi Rua;
Na wos da holt gfollt,
Däs ſogſt ma hiazt, Bua.
Schauſt eh ſcha müad aus,
Mih wunerts ah nit,
Ih denk Du gehſt ſchloſn,
Loßt Onderi ſchoffn,
Hoſt ewi an Fried.“

Af de Red von Hergott,
Do ſogad ih glei:
„Wanſt moanſt, daß d'ma d'Wohl loßt,
So bitt ih Dih frei:
Siebn Stund loß mih ſchloſn,
Aft weck mih wieder auf,
Friſch ausgroßt moch ih gern wieda
Gonz an neugn Lauf.“ —
Kunt ſein, daß er lacht
Und drauf ontwort't der Olt':
„Mih gfreuts, daß mei Welt
Dir doh ſo guat gfollt.
Und hiazt thuas bidenkn,
Wos möchaſt dan gern?
Willſt Reichthum, willſt Gwolt,
Oder willſt in grean Wold
A flinks Vögerl wern?“

„Mei Hergott!“ wult ih ſogn,
„Do brauchts koan Bidenkn,
Dasſelb Lebn, dos D'heunt nimſt,
Däs thua ma wieda ſchenkn:
's klon Kind loß mih ſein,
Däs vor ochtadreißg Johrn
In Wold obgeſchiedn
Bei Ormuat und Friedn
Mei Muada geborn.“

Da Steirabot.*)

In Fünfasiebzgajohr.

Es loßt ins ka Rua, mir sein scha dron; — mir fongen on! — Wos mir Olmbrüada sein, ollmitanond kriagn ma 's Hoamweh noch insan Steirerlond.

Vor n Sllaßn-Nomen-Sunta damoln thuat huir grod a Somsta solln. Der paßt ins guat. Wölln mar a wenk Fensterln gehn in dera Somstanocht zan an Dirndl schön, wia ma's gern thuat. Wichs mar ins sauber zsom, wias holt scha d Steirer hom, **und ba da klaßn Jungfrau Styria klopfn mar on.** Sein ihr zwor seit etla Johrn häufti untreu worn; leicht, wan ma s' recht schön bittn thuat, loßt s' ins eini und is wieda guat.

Und daß ihs namlawul sog, so kema ma z'som z'Graz in da Stodt zan sebin Somsterobnd nit gor z' spott; in grossn Puntigama Wirtshaus stelln mar 's steirischi Schotzkastl aus. — Wos mar Olls hobn und wos mar Olls wogn .... Jessas, Leutl, wia gern that ih's sogn! deaf oba nit, is ma vabotn; — wurds ah nit leicht Oana darothn. A Gwandl, wia ma's heint neama trogt; a Wartl, wia ma's na seltn meh sogt; a Gsangl, wia s dnetta da Steirer singt, und a Tanzl und a Musi, an urolti Musi — a Hockbretl klingt, und s jauzt a Schalmei, a Seitnpfeifn is vasteht sih dabei, an Himel vul Geigan

*) Einladungen zu den Bauernbällen, welche in Graz alljährlich unter dem Namen „Steirerabende" zur Erweckung und Förderung steirischer Sitte abgehalten werden.

wern mar ah noh vatrogn, und auf an steirischen Kropf wern ma trumelschlogn.

Und aufweckn müassn ma s', die stoanolti Zeit, in steirischn Brauch und die Gmüatlihkeit misomt ihrn Sterz und die Kropfn ah noh dazua. Aufweckn müassn ma s'; mir gebn eh ka Rua!

Derawegn, ih, da Steirerbot, ruck 's grean Hüatl fein und lodn enk ein. 's kund sih leicht schickn, daß enk ah bisweiln a Hoamweh hat zwickn, a Hoamweh noch insan liabn Landl, mit sein herzguatn Gmüat, mit sein grean Gwandl. — Thuats es nit vaschmachn, Vetter oda Moam, mir lodnan enk brüaderli ein: **kemts hoam!** — Ins Votalond kemts hoam auf Urlaub für an etla Stund, däs riglt s Bluat a wenk auf und is gsund. — Und wan's s doseibs: ztausndmol grüaß Gott! und in steirischen Gwandl, ah, saggrawolt, däs steht flott! Hiazt kons scha sein, daß 's grodt, daß enk die liab Jungfrau wieda gern hot.

.... Und aft .... hät ih freili noh a kloani Frog: — enka Gamsledahosn' hot s' an Sock? — Na, wißts, zwegn an Spielleutgeld, und zwegn — Sull ih s sogn, zwegn wos noh? — Schauts, däs Ding is holt a so: wan ma do lusti wern in oltn Sittnan, in oltn Steirern z Ehrn, in oltn Steirern z Liab trinkn und essn, so sult ma doh ah frei auf die Jungen nit vageßn. Derawegn wa holt zan mautn für Oans a Guldn; und a Thoal va den, wos übableibt, däs kriagn in Lond die ormen Schuln!

Is's recht a so? Na, brav, aft hät ma's ausgredt doh, und an guat'n Plotz zan Niedasitzn und zan Umafliagn — valoßts enk drauf, den werds scha kriagn. Und hiazt, steirisch Vetter oda Moam, richts enk zsomm und **kemts hoam!**

In Siebnasiebzgajohr.

Es is a hantigi Zeit und ka Menſch hot ka Schneid zan Juchazn heit. Do dukn ſih nieda die Kloan und die Groſſn; ober ih ſog holt ollaweil, 's Luſtiſein derf ma nit okema loſſn. 's Luſtiſein is jo noh s Beſt, wos ma hobn — daweils d aufn Huat noh a Federl trogſt, und noh an Hupfa wogſt, daweils d noh a Dirndl kriagſt, daß d mit eahm umafliagſt, liegſt nit in Grobn. Daweils d noh a Gſangl ſingſt, konſt jo nit rehrn (weinen) und daweil d Muſikantn ſpieln, konſt ah ka Jamern hern.

Und wan ma die Gſchicht amol oagnſta (eigens) betrocht: die Zeit is a ſo, wir eahms da Menſch mocht. Derawegn is s jo gſcheiter, wan mas nit ſa ſchwar gebn, wan ma s neigi Johr heiter und gmiatli ouhebn. — Da Foſchin is kloan, miaſſn glei dazua toan; und war enk a ſteiriſches Tanzl nit zgmoan, und is ba der mogern Zeit enk a ſteiriſches Gwandl nit zweit, ſa kemts in Woſtianitog um ſiemi af d'Nocht, wans holt fiati hobs gmocht, ſauba zſomgſtiefelt und aufgfedert ſein, zan an foaſtn Kapaun und an guatn Trepfel Wein in die Puntigama Bierhalln hinein. Selm wird nochn Brauch, nochn oltn, da ſteiriſchi Foſchintonz gholtn. Nix ka heriſchi Bandlerei is dabei; Olls afn rechtn Fleck und ſchean grod weck; ober Olls in Schik und Ehrn! Boderlondsbrauch deaf nit vaſchandlt wern! Da Bauernſtond is an ehrſuma Stond; derf ſih Koana ſchoman in lobnan Gwond, den s Brot ſchmeckt und 's Bradl von Lond. Und enkeri Fiaß und Wadln und Floxn — werds as ſechn — ſein akrat noh gwoxn zan Steiriſchtonzn und Scheibn, zan Trompn und Boſchn (Strampfen und Klatſchen) und Schuachneglreibn. Und 's ſebi is helliacht dalogn, daß enka Herz ſa feſt ſaß afn Mogn, daß s a ſteiriſchi Muſi, a ſteiriſches Singa gor

neama zan Hupfn kunt bringa. Und ollahond Gſpoaß, der mitlaft danebn, der wird wul gwiß ah kan Badruß onhebn.

Weil in vagongan Johrn unſa Tonzbodn ollamol z'kloan is worn, ſa hoaßn ma huir (heuer) na Selchti kema, de mar extra gern hobn und va dema wul wiſſn, daß — wos zuageht poſſirli, gmiatli und monirli — gern dabei ſein: de lona (laden) mar ein.

Aft nochha noh wos — s is a zwideri Soch — miaſſns doh wogn. Unſa Wirt is a kreuzbrava Mon — loßt ſih nix ſogn! — ober an Dickſchedl hot er; und ah da Muſikantn-Voder und Onderi, de wos toan und wos mochn zan a Zier, mechtn zohlt ſein dafir. Wos hom ma betn: ſultn nix roatn (rechnen), ſultn nix foſſn, d'Leut hetn eh ka Geld, ſultn s umſiſt einiloſſn. — Oba na, 's hot nix ghulfn; Oans zohlt an Guldn, und gor ondertholbn, wan s noh in da leßtn Stund Kortn hobn wuldn. Na, in Gottsnom, miaßt's as holt gebn — und denkn dabei, 's welln ah Onderi lebn.

Sa richt's enk na zſom, tuats d'Janggerln ausklopfn, die Kiderln ausbegln und d'Waderln ausſtopfn; tuats as Herzerl einfriſchn, loßts as neama vamudln, tuats die Gurgl einſchmirn, und lehni Oar (weiche Eier) loßts enk ſiadn, daß s a Stim hobts zan budln.

In Neunasiebzgajohr.

Pauli Bekehr, Schlittn wek, Wogn her! Is an olts Sprüchel zwor, oba long nit ollamol wohr. Aufn Schnee und Eis geht ka Wogn; drum wölln ma 's onders mochn und sogn: Pauli Bekehr, a frisch Tanzl her! Aufn Tonzbodn fohrt ma ollamol guat, obs drauſſn schneibn oder regnen thuat; und wons Spiaß' waht in Grazakroas, so bleibt da Steirer nit dahoam, won er wo an Tonz woaß.

Und an Tonz woaß er,
Und a Dirn kriagt er,
Und a Schneid hot er,
Nau, und aft fliagt er,
Fliagt, daß s a Freud is
Umer in Kronz,
Ludlazt (jodelt) und juchazt
Ban steirisch'n Tonz!

Ih kim jo nit oft, und ah nit unverhofft, seids doh so gscheit, loßts enk nit long bittn zu da Luſtborkeit. Zu Pauli Bekehr um ochti auf d' Nocht in da Puntigama Stubn wird 's Thürl aufgmocht; wer auswendi und einwendi a rechta Steirer is, — ih wett mei Haubn — der kimt gonz gwiß;

Nau jo, an Tonz woaß er,
Und a Dirn kriagt er,
Und a Schneid hot er,
Nau, und aft fliagt er,

Fliagt, daß s a Freud is,
Umer in Kronz,
Ludlazt und juchazt
Ban steirisch'n Tonz!

Mir Olmbrüada wölln uns nit übahebn, oba däs deaf ma sogn: an Gspoaß wirds gebn! Da Steirer gibt gern für's Landl sei Geld; da Steirer geht frisch für sei Landl ins Feld: So geht er Gott z' Liab und sein Steirerlond z' Ehrn 's Johr amol gwiß auf Steirerobnd gern;

Nau jo, an Tonz woaß er.
Und a Dirn kriagt er,
Und a Schneid hot er,
Nau, und ast fliagt er,
Fliagt, daß s a Freud is
Umer in Kronz.
Ludlazt und juchazt
Ban steirisch'n Tonz!

In Ochtzgajohr.

Ih bin ols Schickbua bikonnt, geh in Lond umanond; ih frog noch koan Untaschied, Stond oda Nom, ih suach die lustign Leut zan Steirerobnd zsomm.

Zerscht kim ih zan Pforrer und lodn an zan Steirafest ein. „Steirafest?" sogt er, „däs steht nit in Kirchnjohr drein; oba dena noh gehn ma". — Da Pforra wird kema.

Da Schulmoasta loßt mir auf d' Einlodung wissn: „Er kamad scha gern, oba d' Hosn war zrissn." Ih that eahm d' Ontwort drauf schickn: Sei Weib sult eahms flickn. Drauf schreibt er: „Däs is nit a so! mei Hosn — ban Sock hots a Loch." Hiaz hon ih 'n vastondn; däs Ding hot ma freili nit gfolln; für 's Leutl war holt a Guldn Eintritt zan zohln. Mir wölln oba nit eppa schindn, vielleicht daß in Schulhaus — ma woaß 's zwor nit Voraus — an olti, urzeitlichi Bradlgeign z' findn, de kunt er mitbringa, kunt aufspieln und singa stoansteirischi Gsangln; mir wulltn scha losn — und nix schenirt 's Loch in da Hosn. Drauf moant er: Die Geign, wans scha war, kunt er nehma. — I denk, er wird kema.

Da Baur auf da Höch is a narrischa Monn; wir ih sog: „Bin da Steirabot", lauft er davon. Und wir ih 'n dawisch und eahms ausleg, de Sochn, da hebt on z' lochn und sogt: „Hon gmoant, warst da Steuerbot, bin a wenk taub ih." — Na, däs glaub ih. — „Is 's wia da Will", sogt er, „'s lustigi Gspiel", sogt er, „loßt sih da Steira nit nehma." Da Baur af da Höch, er wird kema.

D' Wirthin von Unterschwond — däs is a Bond! De loßt mih frogn: „Du Steirerobnd-Bot, wia viel Fuhr Werch (Werg) muaß ih schickn in d' Stodt — zan Wadln ausstopfn." (Däs Mensch sul ma

ſchopfn.) I bin nit faui, loß ihr drauf ſogn: Noch unſeri Stodtwadln hät ſie nix z' frogn, ſie ſul nur gwiß ihri mitnehma! — D' Wirthin wird kema.

A ſo is s' ma gonger und ſo bin ih gonga, und überoll habn's mi freundli empfonga. Drum werds ah Ees mein Gruaß mit Gläatn aufnehma, und zu da Luſtborkeit kema. — Ih lob enks nit on und ih red enks nit o, an Jada, wir er will. Ih ſog nur ſo viel: Wans kemts, wirds uns gfreun, und enk wirds nit greun.

In Danundsechtzgajohr.

Auflosn, liabi Leut! Bring enk a Neuigkeit, mir wern an Gspoaß dalebn huir in da Grazaßtodt; wer nit dazuakimt, der irgert sih ztodt!

Ees kents es jo guat, unser Ausstellungshaus (Industriehalle in Graz), doscht stellt hiazt da Steira sei Lustigkeit aus; däs is jo noh 's Best, wos ma hobn, und wan s' uns de ah stehln, aft fressn uns d' Schobn.

Ba da Finsternuß nachst Wochn
Is a Stückl Sunn wegbrochn,
Is auf d' Erdn gfolln.
Däs hot uns da Herrgott gschenkt,
Hobn 's in unsern Tonzbodn ghenkt (elektrisches Licht)
Wölln uns gewiß nit prohln,
Oba s is holt doh a Freud,
Wan s' schön liacht hobn, d' Weibaleut,
Daß uns recht guat gfolln.

Da Tonzbodn is groß gmua für Stodt und Lond, wölln oba doh recht schön bittn ums Steiragwond. Wen scha da Baur nit gfollt, kimt in a Jagagstollt. In Weinzirln, Bergknoppnan, Schmiedn sein ma guati Freund, in Wirthn sein mar ah nit feind. An Drescher, an Hulzknecht, an Fuhrmonn kints spieln — nur kan Ongströhrn nit auf um Gottswilln! Unsa liabs Lond trogt jo ollahond Gwond, und wan gor der Olmholta kimt und singt und ah sei Schwoagerin mitnimt und bringt, sa wern ma hell hupfad vor Freud. Nur recht viel steirischi Leut!

Um Vieri hebts on
Und um Vieri hörts auf,
Und wan s recht ſchön bitt's,
Gebn ma noh a Stund drauf.
Anſn herriſchen Tonzbodn
A türkiſchi Muſi,
In da Baurnſtubn ſchön ſingen
Und ollahond Gſpuſi;
An Schock Bradelgeigner,
A Baurnhochzatsgſpiel,
Und an Jada kon heirathn,
Wan er Oani will.

Wegn an Fohrn hin und her. is ſchon Olls richti gmocht, die Pferdeiſnbohn wird vakehrn die gonz Nocht. Däs ſtundnlongi Umafliagn is eh a horti Buaß, war a Schond, wan ma hoam gehn zleßt ah noh miad z Fuaß. s' Eſſn und s' Trinkn wird guat und gmua ſein und die beſt Medizin is da ſteiriſchi Wein. Ban Durſtleidn, do klogſt und ban trinkn, do lochſt, ah, s is ſchon a Freud auf der Weltkugl, weil a guats Weinl drauf wochſt!

Willſt da 's Lebn vaſüaßn
Mitn Kapfelſchiaſſn,
Oda Zeitvatreibn
Mitn Kegelſcheibn;
Gſpieler ollahond
Wern ma hobn banond;
Oda brauchſt a Herzl,
Und willſt Deins nit nehma,
Selm ban Lebzeltſtond
Is oans z' bekema.

Und nochha hätt ih freili noh a Frog: Enker Jachani (Hoſe aus Thierfell), hot ſ' an Sock? Möchtn enk in Eintritt ſchenkn, fürchtn oba, s kunt enk kränkn. **'s Moch a fünf Sechſerln,** wers voraus kaft, und **ſechſt,** wer untn ban Thor drum raft, ih glaub, däs is 's wert, und gabaſt gern mehr, ſo is 's Dir an Ehr und uns a Gfolln, muaßt wiſſn, mir hobn viel zan zohln, und wos, hoffn mar, übableibn thuat, däs kimt unſern liabn Hoamatlond z guat.

In Noth und Freud,
Zu olla Zeit,
Mit Herz und Hond
Fürs Hoamatlond!
Mir gebn uns d' Müah,
Es gebts uns d' Ehr,
In Segn dazua
Giebt Gott da Herr!

In Zwoaundochtzgajohr.

An Rowell hebn mar on!

Und weils ſchon a mol da Brauch is hiaz,
Daß Olls rowelliſch wird,
Da Wälliſch wirds, da Pulniſch wirds,
Der Ungar wirds, da Böhm, der wirds;
Und weils ſchon amol der Brauch is hiaz,
Daß Olls rowelliſch wird,
So fongen ah mir Steirer on,
Und mochn gſchwind a Rowellion.
Und ſteiriſch wird regirt!
Es Maner und Weiber, oll ruckts ein,
Und d Uniform muaß ſteiriſch ſein.
Ka fremdi Sproch, de brauchn ma net,
's wird ſteiriſch gſunga, ſteiriſch gredt
Und däs muaß wohr ſein, Brüada, gelt,
Da Steirer is da Herr der Welt!
Natürlih in da Ghoam;
Da Steirer is johrein, johraus
Da Herr ſogor im oagnen Haus,
Wan 's Weib nit is dahoam.
Drum, wos ma wölln, und wos ma ſein,
Mir ſogns mit Holl und Scholl:
A Bulksvaſomlung ruafn mar ein
In Puntigama Sool!

Koan Furtſchritt, na, den wölln ma nit,
Ah d' Reakzion wa z' dum,
Schaut's unſa Gſetzprogram, däs geht
Aufn Tonzbodn rund um und um.
Da Tanzbodn is in Gfohr!
Drum Mon und Weibel, friſch voron,
Beſchutzts n und benutzts n
Und topfa mochts as s Por und s Por
Heind wir olli liabi Johr
A luſtigi Rowellion!

II.

Hochdeutsche Gedichte.

Das Mutterherz.

(1859.)

Willſt Du auf die Erde,
— Sprach der Herr zu mir —
Brauchſt Du Liebe,
Die Dich ſchützet;
Brauchſt Du Treue,
Die Dich nicht verläßt.

Doch, Du wirſt auf Erden
Finden nicht ſobald
Lieb' und Treue
Echt und heilig;
Darum geb' ich Dir
Von meiner mit.

Und ich will ſie legen,
Liebes Menſchenkind,
Daß Du findeſt
In der Trübſal,
Dieſe Gaben
In das Mutterherz!

Ich bin ein armer Hirtenknab!

(1859.)

Ich bin ein armer Hirtenknab,
Der Wald, das grüne Feld,
Mein Brotsack und mein Birkenstab
Ist meine ganze Welt.

Und zieht mein Schäflein grasend hin
Auf grüner frischer Au,
So gras' auch ich für meinen Sinn
Im hohen Himmelsblau.

Und bricht die dunkle Nacht herein,
So schau ich dort hinauf:
Es blühet in der Sterne Schein
Die Liebe Gottes auf! —

Iſt der Menſch nicht wie die Schwalbe?

(1861.)

Iſt der Menſch nicht wie die Schwalbe? —
Mit dem Lenze wacht er auf,
Und verjubelt einen Frühling;
— Heißer Sommer folgt darauf! —
Wie die Schwalbe an dem Neſte
Baut der Menſch an ſeinem Glück,
Muß um ſeine Reiſer, Blätter
Ringen mit dem Mißgeſchick. —
Leiſe kommt der Herbſt geſchlichen;
Von des Lebens reifem Baum
Fällt das grüne Blatt der Hoffnung —
Und der Menſch erwacht vom Traum.
Sieh', am Scheitel ſeines Hauptes
Wird es weiß — der erſte Schnee;
Matt und düſter blickt das Auge,
Ach, es friert der klare See. —
Und er fühlt ein eigen Heimweh,
Fremd wird ihm die Bruderhand; —
Wie im Herbſt die Schwalbe, zieht er
Heim ins ew'ge Frühlingsland.

An mein Vaterland.

(1865.)

O ſei gegrüßt, Du herrlich' Land,
Du grüner Strauß in Gottes Hand;
Du Kranz, gar reich belaubt!
Als Er ſich mit der Erde getraut,
Da ſetzte er ſeiner lieblichen Braut
Den Kranz auf's holde Haupt.

Die Erde, als Gottes Bräutchen rein,
Die ſollte nun auch Königin ſein
Und ſtrahlen im Feiergewand,
Ein Diadem, aus Felſen gezackt,
In ſtolzer Pracht zum Himmel ragt, —
Das biſt Du, mein Alpenland

Gedanken.

(1868—1876.)

Das Schönſte, was im Innern ich empfunden,
Das iſt ſo rein und zart, läßt ſich kaum denken,
Und wie ich mich im Sinnen will verſenken,
So iſt mir das Gefühlte ſchnöd' verſchwunden.

Und was es iſt, das mir ſo zart entſproſſen?
Ich weiß es nicht und kann es nicht enthüllen,
Der Seele reinſter Theil nur kann es fühlen,
Und tief in meinem Herzen liegt's verſchloſſen.

Was iſt die Welt? ſo frägt die ganze Welt,
Und eine Welt von Weiſen ſoll entſcheiden;
Sie ſinnet nach und ſtellt nach langem Kampf
Die Wahrheit auf: Die Welt, ſie iſt — ein Räthſel.

Wohl ſchafft der Mann mit Geiſt und Glieder
Und ſtrebt, und ſtrebt ohn' Unterlaß,
Doch nimmer baut ſein Wirken wieder,
Was einſt er ohne Müh' beſaß.

Nahe iſt Werden und Leben und Sterben beiſammen,
Früher die endloſe Zeit — ſpäter die endloſe Zeit.
Kurz vor den Tagen, in welchen ich fühle und denke,
War ich ein formloſes Nichts, war es von Ewigkeit her.
Kurz nach den Tagen, in welchen ich walte und webe,
Bin ich ein formloſes Nichts, werd' es in Ewigkeit ſein.
Wie er doch ſein kann, der winzige Punkt, wo ich ſtehe,
Wie es nur möglich, denſelben zu finden juſt jetzt?
Löſt er noch heute ſich auf, trägt er mich hin durch den Raum?
Iſt es ein ewiges Leben? iſt es ein flüchtiger Traum?

Die Menſchen bauen, die Menſchen zerſtören,
Sie lieben, umarmen und ſchlagen ſich todt;
Sie ſchwärmen von Schönheit, Tugend und Ehren —
Sie klimmen hinan mit großer Noth.
Doch ſind ſie oben nahe dem Ziele,
So ſtirbt der Drang, es kehrt ſich der Wille —
Sie ſtürzen ſich wieder hinab in den Koth.
Das iſt der Geſchichte ewiger Lauf,
Wir können's nicht wenden,
Nicht ändern und enden,
Unſ're Beſtimmung iſt ewiges Ringen
Gen Himmel hinauf.

Ich hab' mir erbaut
Ein Häuschen allhier,
O Leben ſo laut,
Was willſt Du von mir?
O führ' mich nicht hin
In's wogende Feld,
Ich bleib', was ich bin,
Mir ſelber die Welt.
Mein Glück iſt in mir,
Nicht gebe mir Dich;
Ich will nichts von Dir,
Nur laſſe mir — mich!

Als Kind hab' ich geſpielt mit Scherben,
Und ſpielend mir genug gethan.
Dann hab' ich fröhlich aufgerichtet
Den ſtolzen Bau des Glücks als Mann.
Und da die Herrlichkeit für immer
Gebrochen, ward ich wieder Kind,
Zu ſpielen mit des Glückes Trümmer.

Mein Ideal.

(1868.)

Ein ſchön'res Ideal hat noch Niemand geträumt,
Als meine ſehnende Seele es hegt,
Ich ſeh' ein Paradies auf Erden erſteh'n,
Das wieder die Freude, die Liebe trägt.

Ich ſehe die Völker des Erdenballs
Im Glanze der glorreichen Einheit ſteh'n,
Ich ſeh' auf den Zinnen des Rechtes, der Kunſt,
Der Bildung, die Fahne des Friedens weh'n.

Ich ſeh' nur die Waffe des Geiſtes gezückt
Zum Trotze dem Mordblei, zum Trotze dem Schwert;
Ich ſehe das Eiſen dem Baue des Felds,
Der ſauſenden Werkſtatt zugekehrt.

Ich ſehe die Frau am häuslichen Herd,
Keine Sklavin der Mode — der Schande mehr,
Eine Prieſterin der mildleuchtenden Flamm',
Der Liebe Altar, des Hauſes Ehr'.

Ich ahne — ich ſehe die herrliche Zeit,
Ich ſehe zur Tugend die Wahrheit ſich reih'n,
Die Völker in Liebe verſchlungen und frei,
Ich ſehe die Menſchen — Menſchen ſein!

Es zieht ein Segen von Haus zu Haus.

(Zum 10. November 1883.)

Es zieht ein Segen von Haus zu Haus,
Es klingt in den Lüften und klingt nicht aus,
Es rauscht in den tiefen Gewässern;
Es ruht in der Erde und keimt empor
Und blühet den lieblichsten Frühling hervor
Und glüht in den Herzen der Bessern.

Ich höre brausen den gewaltigen Strom
Dahin durch des Himmels mächtigen Dom.
Daß der Erde Urgrund erbebet.
Ich höre säuseln den zarten Gesang,
Wie Saitenzittern, wie Nachtigallklang,
Der Alles erfreut und belebet.

Ich fühle im Herzen der Liebe Hauch,
Das Sehnen zum Höchsten — die Hoffnung auch
Zu schau'n einst die lichteren Zonen.
Ein heiliger, himmlischer Geist durchzieht
Voll tiefer Weihe mein dunkles Gemüth,
Die höchste der Religionen.

Das ist Sein Lied, Sein Dichterwort,
Gewaltig, allmächtig! Auf festem Hort
Des Volkes, dort hallet es wieder.

Der Hirt in der Alpen Himmelsnäh,
Der Schiffer auf ferner wildwogender See
Empfindet und ſingt ſeine Lieder

Es iſt Sein Lied, der ſchmetternde Ruf,
Der wieder den Drang zur Freiheit uns ſchuf,
Den einſt wir ſo ſchmählich verloren.
O, kennt ihr der Worte göttliche Weih:
„Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und wär' er in Ketten geboren!"

Es iſt Sein Lied, der mahnende Hall:
„Die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben!"
„Und was die innere Stimme ſpricht.
Das täuſcht die hoffende Seele nicht"
In ihrem heiligen Streben!

Und der Dichterkönig ließ uns zurück
Ein Gut, der Deutſchen Stolz und Glück,
Von keinem Volk zu erreichen;
Das Erb' der Nibelungen und
Die Schätze all' in Kiffhäuſers Grund
Sind nicht damit zu vergleichen.

O ſchließen wir heute zur heiligen Stund'
Des Dichtererbes, den feſten Bund:
Ein einziges Volk von Brüdern!
Liebend einander, friedlich und frei
Und: **Einig, einig, einig!** ſei
Der Gruß, den wir uns erwidern!

Willſt Du jene Höh' erreichen . . .

(1869.)

Willſt Du jene Höh' erreichen,
Wo im Schatten kühler Eichen
Sündenlos die Helden ſteh'n:
Laß Dich nicht von Luſt berücken,
Laß Dich nicht vom Weib umſtricken,
Oder Du mußt untergeh'n.
Wähne nicht, das Blut zu dämmen,
Blut entſtrömt gleich andern Strömen
Von der Höh' in's tiefe Thal.
Willſt Du aufwärts, mußt Dich klammen
An des Geiſtes reine Flammen,
Streben nach dem Ideal.

Zum Weihnachtsbaum.

Ein Herzensgruss allen kindlichen Gemüthern. (1869.)

Friede war im Wald und jeder Baum beglückt
Durch schöne, reife Frucht, womit der Herbst geschmückt
Die Aeste all', daß jeder Zweig sich bieget,
Bis hoch hinauf, wo sich die Krone wieget.
Doch leider, wo's zum Segen will gedeihn,
Da findet sich auch gern der Hochmuth ein
Und auch der Neid. Und jeder wollt' sich prahlen,
Daß seine Frucht die schönste sei von allen;
Und Jeder hing an seine längsten Aeste
Als stolzes Aushängschild der Früchte beste.
Es war ein herrlich Wogen bis zur Spitze,
Ein Wetten, wer das Beste wohl besitze. —
Nur Eines litt im Wald viel Weh und Gram,
Und barg sich in's Gesträuch voll tiefer Scham.
Ein Tannenbäumchen war's, gar schmächtig, schlank,
Wohl aller Früchte, auch der ärmsten, blank;
Und während Andere stolz im vollen Prangen,
Hatt' es an seinem Stamm nur Nadeln hangen,
Nur dunkelgrüne Nadeln, scharf und spitz;
Sie stachen es, doch schärfer stach der Witz
Der Andern, und ihr Hohn, gar schal und widrig
Dem schlichten Bäumchen, weil's so arm und niedrig.
Es flüsterte der Wald sich in die Ohren
Vom Tangenichts, der da umsonst geboren,

Und warf ihm boshaft gar zu Spott und Schmach
Die erſten gelben, dürren Blätter nach.
Das ſchnitt dem Bäumchen tief in's junge Herz.
Es wollte ſchier vergeh'n in Leid und Schmerz.
Und weinte, tiefbedrängt vom Weh, dem ſchweren
Das Harz heraus, die bitterſten der Zähren.
So duldete das Bäumchen ſtill und fromm,
Da zog hernieder durch den nächt'gen Dom
Ein Engel aus des Himmels heil'gen Hainen,
Der ſah den armen Dulder ſchmerzlich weinen.
Er ließ ſich erdenwärts vom weiten Raum
Zur armen Tanne, ſprechend: „Liebſter Baum!
Du warſt bisher verachtet und verflucht,
Doch tragen wirſt Du noch die ſchönſte Frucht
Die je ein Baum getragen hier auf Erden,
Du ſollſt der Baum der höchſten Freude werden!"
Wie wurde jetzt der Himmel trüb und grau,
Es blies ein kalter Wind auf Haid und Au,
Er heulte durch den Wald voll wilder Haſt
Und rüttelte die letzte Frucht vom Aſt.
O, bald war jeder Baum, der einſt geprahlt,
Der Frucht und Blätter bar — gar kahl und alt.
Es fielen Flocken und es krächzten Raben,
Und ſieh', der ſtolze Wald war wie begraben.
Nur jenes Bäumchen ſteht noch friſch und frei,
Und grünt und flüſtert ſanft, wie einſt im Mai. —
Und als die heilige Nacht gekommen war,
Da ſchwebte durch den Wald die Engelsſchaar
Zum Bäumchen zart, und trug es durch die Nacht
In feſtlich aufgegang'ner Strahlenpracht.
— Wie Flammen ſich zu Sternenkränzen reih'n,
Und Früchte, die im Himmel nur gedeih'n,
Die reifen auf dem Baum, und Gottes Herz
Sank liebevoll erlöſend erdenwärts.
Da ſtehn wir nun vor Gottes Opferflammen
Am Hochaltar der Liebe treu zuſammen,
Und ſchließen feierlich zur Weiheſtund',
Ihr Menſchen all', den heiligen Bruderbund!

So trägt der Baum, dereinſt verſchmäht, verflucht
Wie unſer Heiland ſelbſt, die ſchönſte Frucht.
Und wo er kommt, da kommt er nicht allein,
Da bringt er Freuden mit für Groß und Klein,
Er bringt den Jubel mit in's ſtille Haus
Und ſtreckt die hundert vollen Arme aus,
Und bei dem Kindsgemüth im trauten Raum,
Da iſt er recht daheim, der Weihnachtsbaum. —
— O, hört ihr ſäuſeln es in ſeinen Zweigen,
O, hört ihr klingen ſie, die Himmelslieder?
O, ſeht die Engelsſchaar in lichten Reigen,
Sie ſteigt zum lieben Kindesherzen nieder.
Dann grünt und blüht ſie auf, und reift, die Tugend
Im Hauch der Lieb', im gold'nen Lichtesſaum.
O ſei mir hoch gegrüßt, Du Freund der Jugend,
Du Himmelsbote, heiliger Weihnachtsbaum!

Des Sängers Verzweiflung.

Während eines blutigen Krieges (1870.)

Am erstbesten Eichbaum zerschlag' ich die Leier! —
Zerberste, zerschelle in schnöde Scherben,
Stöhne, schrille im Sterben zum letztenmal falschen Gesang! —

Da sangen die Saiten
Von grünender Erde! —
Roth muß sie sein, von Menschenblut roth sein!
Schießt und stecht und schlaget sie nieder
Die Menschen, die elenden, wo ihr sie findet!
Auf furchigen Feldern,
Bei goldenen Garben,
Heiteren Herzens im Schäferhaine;
In brausender Werkstatt voll regen Fleißes,
Auf rollenden Rädern,
Auf wogenden Wellen in Handel und Wandel;
Auch zwischen den Wänden der Schule, des Wissens,
Im Tempel der göttlichen Kunst, erglühend
Im Schönen und Wahren
Wo ihr sie findet, trotzig sich freuend, die Menschen,
Schießt und stecht und schlaget sie nieder!

Da ſangen die Saiten
Von blauem Himmel voll Sonnen und Sternen!
Roth muß er ſein, der herrliche Himmel muß roth ſein!
Tauchet die Pinſel in brennende Städte;
Wölbet mit Wolken des wogenden Rauches
Den Flammenofen über die Erde,
Daß keine der ſengenden Sonnen, der ſtechenden Sterne
Keiner uns trübe das Schauſpiel!
Was ſoll ſie, die flackernde Flamme
Am häuslichen Herde?
Befreit ſie und pflanzt die lebendigen Fahnen
Auf Thürme und Dächer,
Auf prangende Zinnen ſtolzer Paläſte!
Was lohet und leuchtet entfachet zu Lunten.
Gebilde der Menſchen ſchmelzt ein in den Gluthtopf,
Und ſchwinget die flammenden Pinſel und malet,
Der Himmel muß roth ſein!

Da ſangen die Saiten
Von roſigem Antlitz der Jugend.
Sie ſangen von Liebe im Herzen, von Luſt in der Bruſt wohl
Von trauteſter Treue, bis einſtmals der Tod trennt. —
Fehde den lugvollen, trugvollen, gleißenden Saiten!
Im Herzen iſt Haß,
In der Bruſt brauſen Brände!
O reißt auseinander die liebeträumenden Leben.
Das Weib mag weinen und welken,
Der Mann muß erbleichen — und brechen die Liebe.
Reißet den Sohn vom ſehnenden Herzen der Mutter,
Einſam ſollen ſie ſterben und ſtarrenden Auges verweſen!
Haß dem Guten, dem göttlich Gerechten,
Haß dem Hohen und Holden!
Im Herzen iſt Haß,
Entfachet zur flammenden That ihn:
Die Lebenden tödtet, die Todten rächet,
Daß ewige Rache die Menſchheit richte! —

Da ſangen die Saiten
Von Leben und Liebe,
Von Friede und Freude,
Von wahrer, erhabener Menſchenvollendung!
— — — —
Am erſtbeſten Eichbaum zerſchlag' ich die Leier!

Liebesgetändel.

(1870—1872.)

Frage.

Mädchen wenn ich sehnend flehe;
Hörst Du nichts?
Mädchen, wenn das Aug Du senkest:
Siehst Du nichts?
Mädchen, wenn ich sterben gehe,
Willst Du nichts?
Mädchen, wenn Du mein gedenkest,
Fühlst Du nichts?

Weißt Du, Mädchen, daß ich sterbe?

Weißt Du, Mädchen, daß ich sterbe,
Sterben muß an Deinem Blicke,
Wenn er weg von mir sich wendet?
Weißt Du, Mädchen, daß ich sterbe,
Daß Dein Mündchen mich vergiftet,
Wenn es keinen Hauch mir sendet?
Weißt Du, Mädchen, daß ich sterbe,
Und an Deinen Armen sterbe,
Wenn mich diese nicht umschlingen?
Mädchen, schenke mir mein Leben,
Daß ich Dir dasselbe schenke,
Soll das Deine ich erringen!

Der Stern im See.

Ein ſchöner Stern
Ganz warm und licht,
Erglänzt im See ſo wunderlich.
— Ein Mädchen lacht
So ſüß und ſpricht:
Ich liebe Dich!

Gieb Acht, gieb Acht,
Der See iſt kalt,
Er ſpiegelt nur
Das Himmelslicht —
Ein falſcher Stern,
Ein falſches Herz;
Vertrau' ihm nicht!

Vertrau' ihm nicht,
Wenn es zu bunt
In fremder Pracht will blühen.
Ein echtes Herz
Darf funkeln nicht,
Muß tief und ſtill erglühen.

Wenn ich der Himmel wär'.

Wenn ich der Himmel wär'
Blieb' ich Dir klar,
Legt' Dir die Sonne in's
Goldige Haar.
Käme der Abend dann,
Thät' ich zu Ehr'n
Mädchen Dir leuchten den
Glänzendſten Stern.

Wenn ich die Erde wär'
Thät' ich ſchön blühn;
Gäb' ich die holde Blum'
Mädchen Dir hin!

Hätt' ich dann Früchte, recht
Süß und recht groß,
Legt' ich die schönsten wohl
Dir in den Schoß!

Wenn ich die Hölle trüg
Feurig in mir,
Thät' ich nur brennen aus
Liebe zu Dir:
Müßte Dich holen der
Teufel herein;
Würde die Hölle ein
Himmelreich sein!

Ich bin daheim auf waldiger Flur.

Ich bin daheim auf waldiger Flur,
Mein Hüttchen ist ein grüner Baum,
Mein Ruhebett der Wiesensaum
Am Herzen der Natur.

Ein Rehlein kommt durch Zweige dicht,
Mir dringt an's Ohr sein weicher Laut;
Es sieht mich an, es schreit so traut,
Und ich versteh' es nicht.

Nun kommt ein blühend Mädchen noch
Und sinnend steht es auf der Flur,
Es sieht mir stumm in's Auge nur,
Und ich versteh' es doch.

Deine schönen Augen.

Oh nichts giebt es auf Erden,
Was mich so sehr entzückt,
Als Deine schönen Augen,
Seit sie mich angeblickt.
Sie sind meine Himmelssterne

Die ich ſo ſelig ſchau;
Sie ſind mein Sonnenſchein;
Sie ſind mein Morgenthau.
Sie ſind meine Frühlingsblumen;
Sie ſind mein Alpenſee,
Wo mein Schifflein ſchaukelt
Und wo ich untergeh.

Er will mich nicht verſtehen.

(1870.)

Er will mich nicht verſtehen.
Und wenn ich ihm nicke
Mit glühendem Blicke
Den Morgengruß zu;
Und wenn ich ihm pflücke
Ein Röschen, und ſchicke
Ein Bändchen dazu;
So frägt er mich: Warum?
Und will mich nicht verſtehen!

Er will mich nicht verſtehen.
Und wenn ich die loſe
Und blühende Roſe
Auf's Mündchen auch küß;
Und ich ihm dann ſage
Halb klage, halb frage:
Iſt Küſſen nicht ſüß!
So frägt er mich: Warum?
Und will mich nicht verſtehen!

Er will mich nicht verſtehen!
Und ſag' ich auch innig:
Ich habe ſo ſinnig

Geträumt von Dir;
Als hätt' ich am Raine
Das Häuschen das kleine
Bewohnt mit Dir!
So frägt er mich: Warum?
Und will mich nicht verstehen!

Er kann mich nicht verstehen.
Und wenn ich die Arme
Ihm reich', Gott erbarme!
Er ist viel zu blöd'! —
— Ei, wäre ich Mädchen
Des Nachbars jung' Gretchen,
Er thäte nicht so spröd';
Er fragte nicht: Warum?
Er würde mich verstehen!

108212

Heb' Dich weg und küſſ' mich nicht!

(1870.)

Heb' Dich weg und küſſ' mich nicht!
Du nicht, ich bitte Dich,
Ein Kuß von Dir — o, küſſ' mich nicht!
Ein Kuß, er wär' mein Tod.
Kleine Schelmin, lächle nicht!
Du nicht; — blick' mich nicht an!
Das traute Du, o nenn' es nicht!
Sprich nichts, kein Wort zu mir!
O laß' mich gehn, berühr' mich nicht!
Ich weiß, mein Kind, Du liebſt mich nicht.
Und iſt nicht auch die Seele mein,
Den Leib allein, den mag ich nicht.

Hannchen beim Pfarrer.

(1870.)

O Herr, des Nachbars Valentin,
Der ſtahl mir geſtern meinen Hafer,
Er — ſtahl ihn mir — er — ſtahl mir ihn,
Es war nur — eine Handvoll — aber —

Am Hafer hing mein kleines Huhn,
Es hat ſo gern an ihm geklaubt;
So hat er mir den Hafer nun
Und auch mein kleines Huhn geraubt.

Mein ganzes Herz hing an dem Thier,
Es war ſo fett und ſchwarz, wie Kohlen;
Jetzt hat der Strolch das Hühnchen mir
Und auch — mein ganzes Herz geſtohlen.

Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.

(1870.)

Ein Knab' ging hinaus
Von Vaters Haus,
Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.
Er ſchritt fürbaß
Die Heeresſtraß',
Auf der Straßen lagen die Steine.

Er nahm den Pfad
Wohl in die Stadt,
Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.
Er ſah mit Gier
Viel gold'ne Zier,
Viel hohe Thürme ragen.

D'rauf zog er bald
Zum grünen Wald,
Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.
Im Schattenland
Manch Blümlein ſtand,
Auf den Bäumen die Vögel ſangen.

Auf Berg und Thal,
Auf Burg und Wall
Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.

Sein Wanderſtab,
Der ſchlief ſich ab,
Neun Paar Schuh hat er zertreten.

Mit bloßem Fuß
Und müdem Gruß
Er ging in eine Hütte.
Er ſah in der Wiegen
Ein Mägdlein liegen,
Die Jungfrau hat er gefunden.

Ein Rosenblatt

aus dem Kranze der Liebsten.

(1870.)

I.

Was das Rosenblatt bedeutet,
Das in sich zusammenkauernd
Vor dem Hauch des Mundes schauernd
Auf der Hand mir liegt gebreitet?

Kann ich nicht dem todten, süßen
Rosenblatt mit Sehnsuchtsbeben
Noch einmal ein junges Leben
Minnend in die Adern gießen?

Oh, vor meinem heißen Kusse
Wird es nimmer grünen können,
Wird es, ach, nur still verbrennen,
Asche, Asche sein zum Schlusse.

II.

Rosenblatt, warum alleine
Kommst Du mir von ihr geflogen
Ach, daß Du nicht mitgezogen
Sie, die Holde, die ich meine!

Jene Süße, von den Muſen
Ahnend mir ſo lang verheißen.
Nächtig, wenn die Sterne gleißen,
Möcht' ich ruh'n an ihrem Buſen.

Möcht' in's helle Aug' ihr ſehen,
Ihr in's tiefe Herz mich graben,
Möcht' in heißer Glut mich laben,
Und in Liebesluſt vergehen.

III.

Soll ich warten, bis die Tage
Wachſen und die Nächte ſchwinden,
Die ſo lockend, Lieb' zu finden?
Roſenblatt, flieg' hin und frage.

Soll ich warten auf die Tage,
Wo zur Form wird, was heut' Kuß iſt,
Und zur Pflicht, was heut' Genuß iſt?
Roſenblatt, flieg' hin und frage.

Denk' an Deine Maientage,
Roſenblatt, Du kennſt das Leben;
Kennſt der Liebe Pein und Beben.
Nun, ſo flieg' zu ihr und frage.

Die ſüßeſte von allen meinen Sünden.

(1871.)

Die ſüßeſte von allen meinen Sünden,
Die hab' ich, ſchönes Kind, mit Dir begangen;
Die härteſte von allen harten Strafen,
Die hab' ich, böſes Weib, um Dich empfangen.

Geblendet von der Schönheit Deines Leibes,
Und dann verzehrt von Deiner Liebe Gluthen,
So ſtarb ich hin, und ließ den Geiſt verlöſchen,
Und ließ in Seligkeit das Herz verbluten.

Der Jüngling ſtarb, das Weib gebar den Mann
Zu neuer Sehnſucht und zu neuer Luſt,
Doch fand er keine mehr, ſo ſüßen Wehs,
Als jenes Sterben war an Deiner Bruſt.

Und heiß durchwühl' ich alle Lebenstiefen,
Den Funken Glücks noch einmal zu ergründen,
Und büß' mit ewig unerfüllter Sehnſucht
Die ſüßeſte von allen meinen Sünden.

Reue.

(1871.)

Ach, daß ich den erſten reinen
Engelfrommen Kuß im Leben
Einem Mädchen hab' gegeben,
Schuldbefleckt, und nicht dem meinen!

Was ſoll ich dem Bräutchen ſagen,
Wenn es ſchuldlos, reingeſittet
Um den erſten Kuß mich bittet,
Den ich ſchon zu Grab getragen!

Ach, ich will mit meinen Lippen
Nun den ſcharfen Dornſtrauch küſſen,
Bis die giftigen Tropfen fließen,
— Dann erſt an den ihren nippen.

Es muß ja ſein.

(1871.)

Wer zürnt der Pflanze, wenn ſie blüht;
Wer zürnt dem Vogel, wenn er ſingt;
Wer zürnt der Kohle, wenn ſie glüht;
Wer zürnt der Glocke, wenn ſie klingt?
Wer zürnt dem Moſte, wenn er gährt;
Wer zürnt dem Sturm, wenn er zerſtört;
Und wenn er ſchäumt, wer zürnt dem Wein?
Wer zürnt dem Herzen, wenn es liebt?
Es muß ja ſein! Es muß ja ſein!

Wilder Waldespſalm.

(1871.)

Ihr Häupter in goldiger Morgenglut,
O blicket aus Himmelshöh' nieder
Zum Sänger, der ſinnend im Mooſe ruht,
Euch feiernd durch harmloſe Lieder
Wie lodert dort oben der Gletſcherſchein,
Wie flüſtert im Schatten die Quelle;
O ſchenkt mir von eurer Herrlichkeit ein,
Bis trunken die ſehnende Seele.

Als einſt ich verloren die ganze Welt,
Den Glauben, die Hoffnung, die Liebe,
Und als mir die glitzernden Freuden vergällt
Im wüſten Weltgetriebe;
Und als ich mein junges Leben verpraßt,
Weil es ohne Reiz mir und Werth war,
Und als ich den Mann auf der Straße gehaßt
Weil er wie ich auf der Erd' war;

Da zog ich hinaus, wie ein dachloſer Hund,
Mich ſelbſt und das Daſein verfluchend,
Da ſchritt ich, wie wirr im Waldesgrund
Einen luftigen Baumaſt mir ſuchend.
Doch ſiehe, da war kein Aſt mir recht,
Der war mir zu hoch, der zu nieder,
Ein dritter zu gut, ein vierter zu ſchlecht,
Ein fünfter mir anders zuwider.

Und ein jeder that so geheimnißvoll
Und flüsterte leis' mit dem Nachbar;
Sie machten sich über mich lustig wohl,
Daß ich so elend und schwach war? —
O nein, sie sagten der Welt lebwohl,
Sie schmiedeten eine Verschwörung;
Der Wald und die Welt waren immer in Groll,
Ob letzterer tiefen Bethörung.

D'rum sagten die Bäume: 's wär Alles wohl recht,
Die Vorzeit, die Zukunft, das Heute,
Selbst der Himmel ist gut und die Erde nicht schlecht,
Doch die Leute — die argen Leute!
Die Leute, die liegen sich Alle im Haar
Und raufen, daß es ein Skandal ist,
Und spielen in Uebermuth mit der Gefahr,
So lange, bis Jeder am Fall ist.

Und wenn sie zu Füßen den Abgrund seh'n,
Dann schwindeln sie fluchend und taumeln,
Ja, dann erst will Mancher zum Walde geh'n,
Und — daß er nicht fallen kann — baumeln.
O, kämet ihr früher zu uns in den Wald
Mit jugendlich heiteren Sinnen,
Ihr wäret mit „Siebzig" noch immer nicht alt,
Und wüßtet gar zärtlich zu minnen! —

So sagten die Bäume und flüsterten fort,
Erzählten sich sond're Geschichten;
Ich habe verstanden ein jegliches Wort
Und weiß mich darnach wohl zu richten.
Und kriegt mir die Fröhlichkeit jäh einen Sprung,
So kratze ich Waldharz und leime,
Und sprudle und tänzle und bin wieder jung,
Und schmied' ein paar hinkende Reime.

Schon fleißig, lieber Goldschmied?

(1875.)

Schon fleißig, lieber Goldschmied? Guten Morgen!
Ein Bischen, Herr Nachbar, Guten Morgen!
— Klopf, klopf!
Was wird denn geschmiedet so laut?
Ich schmiede ein Ringlein meiner Braut,
Das Ringlein wird glänzend und klar,
Ich führe sie bald zum Altar.
— Klopf, klopf, klopf!

Noch fleißig, lieber Goldschmied, Guten Abend!
Ich bin nicht mehr Goldschmied, Guten Abend!
— Klopf, klopf!
Was wird denn geschmiedet so laut?
Ich schmiede ein Kreuzlein meiner Braut,
Ein eisernes Kreuzlein für's Grab,
Wir senken sie morgen hinab.
— Klopf, klopf, klopf!

Mein ſüßes Kind, Du weißt noch nicht . . .

(1876.)

Da hüpft mein liebes, lockiges Kind
Im grünen, ſonnigen Roſenhag,
Umrankt von Knöſplein weiß und roth,
Umſchallt von hellem Lerchenſchlag.
Sein Aeuglein ſtrahlt, ſein Mündchen jauchzt
In unbewußter Lebensluſt.
Mein ſüßes Kind, Du weißt noch nicht,
Wie bald Du wieder ſterben mußt.
Wie ſieht ſich doch im Wahn des ewigen
Lebenstags ein Frühling an?
Du fühlſt was aufblüht, doch was welkt?
Zu Grabe ſinkt? Du denkſt nicht dran.
Ein junger Gott biſt heute noch;
Wie wirſt Du Dich entſetzen, Kind,
Wenn Dir die erſte Nachricht kommt,
Daß alle Weſen ſterblich ſind.
Ja, ich verſchweig' Dir, was ich weiß,
Nur blick' mir nicht ins Aug' hinein,
Es könnt' ſich ſpiegeln drinnen noch,
Was ich geſehn im weißen Schrein. —
O, leb' in Glück, mein Kind! Und erſt
Wenn Du von Allem, Allem ſatt,
Erſt dann vernehm', was Gott
In ſeiner Lieb' für Dich bereitet hat.

Mir pflanzet einen jungen Baum!

(1876.)

Was wäre wohl mein letzter Wunsch,
Wenn ich dereinst zur Grube fahr'?
Ein Gräblein, tief geborgen wohl
Auf einsam stiller Bergeshöh'.
Auf jener Höh', wo ich als Kind
Den ersten Schmetterling gesehn,
Dem ersten Lerchensang gelauscht
An einem lichten Frühlingstag.
Doch jenes Zeichen, fluchbeschwert,
Das wie ein Alp die Welt umarmt,
Weil sie an's Kreuz den Besten schlug,
O, pflanzt es nicht auf meinen Staub!
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Auf daß er wachse und gedeih';
Vielleicht kommt einst ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege fällt;
— Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ein Kindlein in die Wiege legt,
Das noch einmal die Welt erlöst,
Und nicht dafür gekreuzigt wird.

Gedenken.

(1876.)

Aller Sonnenſchein auf Erden
Iſt ein traurig Ding,
Wenn ihr Schatten nicht mehr ſchwebet
Auf dem Wieſenring.

Könnt' ich einmal noch vernehmen
Ihrer Stimme Klang,
Wollt' ich gerne ſtumm und taub ſein
Auf mein Leben lang.

Alle Roſendüfte, wie
Sie den Mai durchzieh'n,
Gäbe ich für einen Hauch
Ihres Mundes hin.

Alles, was ich noch genieße,
Was ich bin und hab',
Iſt nicht werth des blaſſen Staubs
Auf ihrem Grab.

Nimmer will ich weinen.

(1876.)

Ist das Glas des Fensterleins nicht helle,
Und das Aug' umflort von einer Thräne,
Schaut die Welt so düster in die Seele.

Nimmer will ich weinen, nimmer klagen,
Niemand wischt vom Auge mir die Zähren.
Einsam will ich tragen und entsagen.

Nur dem Retter, wenn er wird erscheinen
Einst mir winkend mit der Friedenspalme,
Will ich eine Freudenthräne weinen.

Grab' ein!

(1876.)

Grab' ein, grab' ein
In unſ'rer Mutter reichen Schrein,
Für alle Sorge und Beſchwerde
Erliegt Dein Lohn in treuer Erde.
Grab' ein, grab' ein!

Grab' einen Schuh
Mit ſtarker Hand, ſo findeſt Du
Dein Stücklein Brot aus Halmen ſprießen,
O, mögeſt fröhlich es genießen!
Grab' einen Schuh!

Grab' zwei Schuh ein,
So ſammelt ſich ein Grüblein klein,
Vielleicht die Quelle friſch und helle,
Zur guten Lab' für Leib und Seele,
Grab' zwei Schuh' ein!

Grab' drei Schuh ein,
So wird Dich einſt ein Baum erfreun,
Der hier ſo tief die Wurzel breitet
Und deſſen Dach Dir Schutz bereitet,
Grab' drei Schuh' ein!

Grab' vier Schuh ein,
So iſt's der Grund zum erſten Stein,
Wenn emſig Du ein Haus Dir baueſt
Und hoffend in die Zukunft ſchaueſt,
Grab' vier Schuh' ein!

Grab' fünf Schuh ein,
So blitzt vielleicht des Silbers Schein,
Und tauſend goldne Fäden weben
Sich herrlich durch Dein ganzes Leben,
Grab' fünf Schuh' ein!

Grab' ſechs Schuh ein,
Wie leer mag da die Grube ſein!
O, nimmermehr; da findeſt Du
Das Beſte, eine ſanfte Ruh',
Grab' ſechs Schuh ein!

Kindesgebet.

(1876.)

Da hat mir einmal ein Vöglein erzählt
Wenn fromm ein Kind im Abendgebet
Voll Liebe für Vater und Mutter fleht,
Da klinge ein Lied durch die ganze Welt
Da säusle ein Mai'n durch die Lüfte hin,
Da strahlten die Felsen in Alpenglühn
Da steige der Ewige niederwärts
Und schließe Eltern und Kind an's Herz!

Sei gegrüßt, Du himmlischer Knabe!

Eine Weihnachtsandacht.

(1876.)

Christkind, bist da; bist endlich nach langen, traurigen Tagen wieder gekommen zu uns herab.

Ich hab' Dich ersehnt, als wie ein Kind; denn ich bin ein Kind mit weißen Haaren.

Nun hör' ich Dich rauschen in diesen Zweigen; vor Deinem süßen, warmen Odem flackern die Lichter des heiligen Weihnachtsbaumes.

O, sei gegrüßt, Du himmlischer Knabe, der Du mit den sonnigen Aeuglein die schweren Nebel durchleuchtest, die hier im Thale des Thränenthaues nimmermehr wollen schwinden.

Ich möchte Dich wärmen an meinem Herzen, und muß mich fürchten, der menschlichen Leidenschaft stürmische Gluthen könnten versengen Dein lockiges Haar. Denn Du bist gewohnt des ewigen Frühlings milden Hauch; o Gotteskind, bei Dir daheim muß es schön sein!

Oft hör' ich es leis in den Lüften klingen, als wie ein Läuten und Grüßen von oben.

Dann faßt mich das Heimweh, und wie ein verirrtes Kind in der Nacht ruf' ich und such' ich den Weg zu den Wohnungen Gottes.

Erzähl' nun, erzähle, Du holder Bote des Himmels, was waltet Dein Vater, der ewige Herr?

Fast fürcht' ich, der Vater hätt' unser vergessen; denn wie den Sonnenstrahl vor Wetterstürmen seh' ich auf Erden das Göttliche schwinden.

Die Kunst wühlt im Staube, die kindlichen Herzen verkümmern.

Wenn Du, o mein süßer, heiliger Christ von Zeit zu Zeit nicht kämest gesandt, es müßte der Pfad zwischen Himmel und Erden doch gänzlich verwildern.

Und mich verlangt es so heiß nach Kunde von oben, was all die Theueren, die uns verließen, denn machen im Lande der ewigen Liebe.

Mein Mütterlein treu; sie muß schon vor Jahren angelangt sein auf mühevollen Krücken.

Zwar war sie fast blind, doch hat sie — das weiß ich — den Weg nicht verfehlt.

Wie geht ihr's? Singt sie noch immer die lustigen Lieder? Was werden die Engelein horchen und lachen! Was war das ein Spaß, wenn sie hat erzählt und gesungen! Und ernsthaft blieb sie dabei, denn taub war sie völlig und hat so ihr fröhliches Singen und Sagen selbst nicht vernommen.

Und daß ich noch frage: Habt ihr ein Krankes im Himmel?

Wenn sie nicht Kranke kann warten, die Mutter, wachen die Nächte und sorgen, und sich von dem Munde die Bissen abkargen, so ist sie nicht glücklich.

Sie wird es schon sein

Denn sag' ihr, sie hätte auf Erden jetzt Enkelein süß; dieselben die heute, o Christkind, Dein strahlendes Bäumchen umjauchzen. Und sag' es der Mutter: wir lassen sie grüßen!

Dann wirst Du, mein himmlischer Knabe, auch einem Frauenbild noch sein begegnet, jung, wie der Mai, hold wie ein Engel; wirst es kaum glauben, daß sie auf Erden geboren.

Im Reigen der Reinsten und Seligsten, der treuen, opferfreudigen Dulder ist sie zu finden.

Du lächelst, mein Christkind, sahest sie schweben im weißen, myrtendurchwirkten Kleide.

Ein Antlitz, so zart, wie Kirschbaumblüh' — sie ist's! — und Augen, so sanft und seelentief — es muß sich darin ja Gatte und Kind noch spiegeln?

So bist ihr begegnet im himmlischen Land, wie einsam vielleicht sie gewandelt in stillen Hainen, und wartend.

Denn dann erst, wenn Gatte und Kinder bei ihr sind, will freudig sie eingeh'n zur Seligkeit.

Diese Frau, mein göttliches Kind, wenn Du heimkehrst, wird fragen Dich mit weinendem Lächeln, wie es denn war, als Du den Weihnachtsbaum stelltest in das verwaiste Haus den jubelnden Kindern?

O, sag' ihr, wie frisch in den jungen Gemüthern die früh uns verwelkte Lust dieser Welt wieder aufblüht.

Und sage, wie selig ich bin in den Kleinen, wie heiß ich ihr danke!

Und das, wie ich immer noch weinen muß — Bote der Liebe — das sag' ihr nicht.

In einer Waldkapelle.

(1877.)

„Aus Todesbanden
Iſt der Sohn erſtanden.
Und ſie, das heiligſte Weib der Schmerzen,
In der ewigen Jugend Strahl
Stieg empor auf Roſenwolken
Zum himmliſchen Königsſaal.“ —
O, Dank den Zungen,
Die dies Lied geſungen
Das erſtemal in Glauben und Hoffen.
Unſer Leib ſinkt der Erde zu,
Doch Dir, o Herz, ſteh' im Ideal
Heiliger Dichtung der Himmel offen!
In Lebensſtürmen verliſcht der Schimmer,
Der kindliche Glaube vergeht wie Thau.
Er ſei dahin. Nur Ein's laß ich nimmer:
Das glorreiche Anbild der göttlichen Frau.

Maria, Maria,
Mit Deinen Schmerzen,
Mit Deinen Freuden!
In meinem Herzen
Biſt von allen
Den Idealen,
Den herrlichen, ſüßen, lieben,
Mir allein Du geblieben.
Deines Gedächtniſſes Segen
Möge uns retten
Aus der Verzweiflung finſteren Wegen,
Aus der Leidenſchaft ehernen Ketten.

— O, ewigen Preis
Der Gebenedeiten,
Der Gnadenreichen!
Erd' und Himmel zu allen Zeiten
Haben nichts, Dir zu vergleichen
Die Könige ruhen zu Deinen Füßen,
Die Schaaren der heiligen Engel küssen
Den Saum Deines leuchtenden Kleides.
Und in den Kammern
Des Elendes jammern
Die lichtlosen Kinder des Leides.
Die Gefallenen weinen
Zu Dir, der Reinen,
Die gebrochenen Herzen,
Die verlornen Seelen
Dürsten nach Deinen labenden Quellen.
Auf Schutt und Trümmern
Irdischer Freuden,
Auf theuren Gräbern,
Unter Trauerweiden
Blicken Augen thränenumhüllt,
Suchen, Maria,
Du Mutter der Liebe,
Dein himmlisches Bild. —

O, laß uns Kinder der Erde nimmer
Verlieren ganz Deiner Minne Schimmer.
Maria, Maria, dies bitten wir!
Und wenn Felsen stürzen
Und die Himmel beben,
Huldreiche Frau,
Laß bestehen, laß leben
Im Menschenherzen
Das süße Bild von Dir!

Hymne eines Glücklichen.

(1878.)

Heiliger Gott, ich möchte beten, preisen Dich in göttlicher Sprache, und jauchzen, singen, wie Engel jubeln im Schauen Deiner Schönheit.

Ich möchte weinen, wie Selige schluchzen, die Du aus der finsteren Drangsal der Erde in Deine ewigen Himmel aufnimmst.

Nur das ist mein Schmerz, mein wonnig Verzagen, daß ich nicht kann sagen, wie glücklich ich bin. —

Ich hab' Dich gefühlt am Busen der Mutter, im Auge des Freundes Dein Lächeln gesehn; und als ich die Einzige fand, die Geliebte, da warst Du es ganz, der niederstieg, und mich, den Schwachen, in Wonneschauer Bebenden mit heißem Kuß an seine Brust gedrückt hat.

Und als ich mein Ebenbild, nein, das Deine, in meinem Arm hielt, das süße Kind, da warst es Du, der mit erneuter Huld im jungen Auge mich angeblickt. —

Die heißen Freuden haben mein Herz erschüttert; der Frost der Gräber hat mein Haar gebleicht.

Einsam nennen sie mich und wollen mich trösten mit ihren kleinen Gaben, die Guten, die Armen, die nicht wissen, wie reich, nicht ahnen, wie glücklich ich bin.

Denn seit die heiligen Bilder Deiner persönlichen Gottheit mir verweht sind, stehst Du aufgedeckt vor mir in Alleinheit Deiner unendlichen Schöpfung.

O, daß ich so vergebens in Deinem Reich den Namen suche, Dich zu nennen, Du nimmerruhender Auf- und Niedergang, im Sturm

und Sonnenlächeln ewige Harmonie, aus der mir die Stimme der Mutter, der Gattin Hauch und des Kindes Lächeln treu wieder entgegengrüßt.

Was einst mich beglückt in einzelnen Wesen, in einzelnen Wünschen und Hoffen beseelt, das find' ich nun, vereint mit Dir, mit mir vereint zum ewigen Sein.

Die Leidenschaft schweigt — still ist die Sehnsucht; erlöst an Dein Herz, o Natur, sink' ich hin.

Die Blumen der Erde, die Sterne des Himmels, sie mögen verkünden, wie glücklich ich bin.

Dem alten Holtei.

Zur Feier seines 80. Geburtstages, den 24. Januar 1878, zu Graz.

Ein Fragezeichen ist das Menschenleben,
Es frägt das Kind, es frägt der müde Greis,
Es frägt die Lust, das Leid in Eurem Herzen,
Und rasend frägt des Weltlaufs wüster Kreis.
Die Forschung selbst, die hoch auf den Kothurn
Sich stolz gestellt, um Antwort uns zu sagen,
— Sie hat zwar Antwort — diese doch gebärt
Auf's Neu' ein unheilvoll Geschlecht von Fragen.
Da naht ein holder Engel, den der Himmel
Als Boten seiner Liebe uns verlieh,
Der weiß für alle Fragen süße Deutung,
Er nennt sich: Poesie.
Doch nur im Werk des Künstlers liegt Erlösung,
Im Künstler selbst hat oft Gestalt gefunden
Der Menschheit müde Ahasverusseele,
Voll Sehnsuchtsqual und heißer Zwiespaltswunden.
Und während er die Lechzenden erquickt,
Ergreift mit Beben er den Wanderstab,
Und eilet ruhelos von Land zu Land,
Und sucht den Frieden, den er Andern gab.

So seh' ich jetzt im Geiste einen Mann,
Der trotz des reichsten Schatzes seiner Seele
Durch Land und Leben eilte ohne Rast,
Auf wildem Meere eine Welle.

Wohin er kam, da wußte er im Flug
Der Menschen Herzen fort mit sich zu reißen.
— Die Sehnsucht ist so groß, die Welt so weit —
Der Dichter-Vagabund war er geheißen.
So kam er auch, die Alpen überstiegen,
Zum Gaue, wo die Grazien ihre Glieder
Voll Anmuth um den Felsenhügel schmiegen;
Dort ließ der Sänger froh zur Rast sich nieder.
Und ruhte aus, der späten Früchte froh,
Die mit dem Lorbeer in den Schoß ihm fielen,
Und ließ in lauter Lust die Enkelschaar
Mit seinen langen weißen Locken spielen.
Und während sie die Silberkrone flochten
Mit zarter Hand um's Haupt des lieben Alten,
Da goß er all' sein Leben und Erkennen,
Sein Leid und Glück in neue Kunstgestalten.
Und wie er einst in heimatlichen Lauten
Die frohen, lieb'durchglühten Lieder sang,
Und wie des Mannes tiefbeseelte Dichtung
Gar thatenlustig auf die Bühne sprang:
So wußt' er zu erzählen nun als Greis,
Ein Meister des Humors voll hohem Sinn;
Und gab sein größtes, herzenswärmstes Werk
Im „Christian" der Mit- und Nachwelt hin.
In dieser Dichtung wird uns offenbar,
Was alle Fragen löst im Weltgetriebe,
Nicht Macht und Weisheit kann's so sonnenklar,
Als wie die Einfalt und die Menschenliebe. —

Und endlich matt des Nehmens und des Gebens,
Gesättigt von des Lobes Honigseim
Und herzlich müd' des ruhelosen Lebens
War noch sein letzter Wunsch: sonst nichts, als heim!
Und ihm, dem einst die Welt zu eng geworden,
Ward nun zu weit sein eng'res Heimatland,
Denn nimmer strebt der reife Mann nach außen,
Der eine Welt in seinem Herzen fand.

Und an den Port des Kloſters iſt des müden
Weltmanns ſchwankes Schifflein angefahren,
Es ruht nun dort, im ſtillen Abendfrieden,
Der Dichter-Odyſſeus von achtzig Jahren.
Ein Pharus wohl der Schiffer auf dem Meere.
Ihm ſei geweiht des heutigen Tages Ehre!

Das Kind in ſeiner jungen Zeit.

(1878.)

Das Grünen iſt ein Auferſteh'n,
Das Reifen iſt ein Sinken.
D'rum laſſ' das Kind zu ſeiner Zeit
Die reinen Freuden trinken.

Das Kind in ſeiner jungen Zeit
Iſt Brennpunkt aller Sonnen,
Des Daſeins hold bekränztes Ziel,
Des heiligen Glückes Bronnen.

Wächſt es heran, iſt nichts mehr ſein,
Muß um die Wette laufen;
Mit jedem Tag und jeder Plag
Muß es ſich neu erkaufen.

Der erſte Drang der Lieb' iſt ſchon
Des Todes erſtes Fodern,
Ein Korn, das junge Keime treibt,
Fängt ſelbſt ſchon an zu modern.

Das Grünen iſt ein Auferſteh'n,
Das Reifen iſt ein Sinken.
Drum laſſ' das Kind zu ſeiner Zeit
Die reinen Freuden trinken.

Einſt wirſt Du die Thräne fliehen.

(1878.)

Weine, liebe Jugend, weine,
So lang' die Thräne Dir noch ſüß iſt,
Ein Bote milder Herzenswärme,
Und nicht der herben Kümmerniß iſt.

Denn einſt wirſt Du die Thräne fliehen,
Und lachend laut, trotz inn'rer Peinen ſein
Doch bitt'rer wird Dein ſchrilles Lachen,
Als heut' Dein ſtilles Weinen ſein.

Erprobter Rath.

(1879.)

Magst Du wissen, wann Du sollst gesellig
Und wann einsam sein?
Willst Du Freude, suche Menschen,
Willst Du Glück so bleib' mit Dir allein.
Wisse auch, wann Dir Dein Werk am schönsten
Und am reinsten mag gedeihn.
In der Arbeit suche Menschen,
Doch im Schaffen bleib' mit Dir allein.
Wie's auch Jeder hält nach seiner Weise,
Lasse Eins gesagt Dir sein:
Wenn Du hassest, meide Menschen,
Wenn Du liebst, bleib' nicht mit Dir allein.

Es kommt dereinſt ein dunkler Tag.

(1879.)

O freue Dich, mein Brüderlein,
An Deines Lebens Sonnenſchein,
Doch trau' ihm nicht.
Es kommt dereinſt ein dunkler Tag,
Noch eh' in unnennbarer Klag'
Dein Auge bricht.

Die Werke Dein, ſo ſtolz erſtehn,
Du wirſt ſie einſt zerfallen ſehn
Und ſein ein Mann;
Doch ſchläft ein treues Herz im Schrein,
Dem Du ſein kurzes Erdenſein
Haſt weh gethan:

Dann wirſt Du fröhlich nimmermehr,
Wirſt um des Todten Wiederkehr
Vergeblich fleh'n.
Am Grabe werden Röslein blühn,
Dein armes Herz wird welken hin
Und ſtill vergehn.

Ein Lied von der Freiheit.

Tön' es, mein Wort mit Donnerschall,
Und schreib's an den Himmel mit Feuerstrahl,
Und stürm' an der Glocke Strängen!
Mein armes Volk, o rüttle es auf,
Empor aus dem Schlummer, zu Thaten auf
Mit glühenden Freiheitsgesängen!

Und wer Deiner spottet, und wer Dich entehrt,
Dem werde, mein Wort, zum flammenden Schwert,
Und spalt' ihm den hohlen Schädel!
Und wie Dein Verräther sich immer Dir naht,
Im Purpur, im gleißenden Gold, im Ornat:
Zerhau' ihm den treulosen Schädel!

Doch mußt Du die Freiheit recht verstehn!
Sie lehrt uns Gott im Maienwehn,
Sie winkt uns die holde Rose!
Die Sonne strahlt Freiheit, der Sterne Licht,
Der Blitz kündet sie, der die Eiche bricht
In nächtigem Sturmgetose.

Doch, wie sie auch um Welten kreist,
Und sehnend sich regt im wachsenden Geist,
Die Freiheit in weiser Schranke;
Versteht sie die Menschheit, die kämpfende? Nein.
Geschlagen will sie und gefangen sein,
Oder frei wie der böse Gedanke.

Dem liebenden Bruder zum Bruder gesellt,
Der strebenden Kraft geöffnet die Welt,
Der Forschung freie Schwingen.
Zum Richter das Recht und nicht die Macht,
Zum Lohner die That, dem Willen entfacht,
Dies, Völker, ist noch zu erringen.

Ein Volk, das diese Güter entbehrt,
Ist kein edles Volk, beim Himmel, nicht werth
Der Menschheit erhabenen Sendung.
Dem, der gebunden das Böse nicht schafft,
Dem ist gelähmt auch zum Guten die Kraft,
Verrammelt die Bahn zur Vollendung.

Doch, wer sie, die Freiheit mißversteht,
Und schrankenlos mit dem Thiere geht,
Der muß zum Schlimmsten kommen,
Die Freiheit, die ich erringen will,
Ist freies Streben nach Maß und Ziel
Zu aller Menschen Frommen.

Eine Stimme in der Wüste.

(1881.)

Es muß ein wildes Schlachten kommen,
Du, Welt, verträgst den Frieden nicht,
Du ſchreiſt nach ihm, und naht er ſchüchtern,
So ſpei'ſt Du ihm in's Angeſicht.

Ich ſah noch keinen Tag erſtehen,
Der nicht entfacht vom Reinen war,
Und keine Sonne ſah ich ſinken,
Die trüb nicht vom Gemeinen war.

O dummes, bettelhaftes Prahlen
Mit Deines Fortſchritts großen Siegen,
Wenn unter den brutalen Füßen
Zermalmt die Ideale liegen.

Zermalmt iſt mit den Götzenbildern
Auch Jovis hehre Lichtgeſtalt,
Und Deine neuen Lichter leuchten,
So wie der Fäulniß Phosphor ſtrahlt.

Du weißt ſo viel und biſt nicht weiſe,
O ſage, Welt, ob Dir denn wohl iſt
Bei Deiner krauſen Hochcultur, die
Von außen bunt und innen hohl iſt?

Den Hexentanz des Lebens tanzt
Die Kunst getreulich mit. Die Taube
Entsank den reinen Himmelshöhen
Und flattert halbbetäubt im Staube.

Die Duldung und die Menschenwürde,
In heißen Kämpfen Dir errungen,
Ist fremd geworden Deinem Herzen,
Ein Schmuck nur worteluſtigen Zungen.

O, nichts vom vorigen Jahrhundert
Haſt Du Dir, Welt, gemacht zu Nutzen,
Als nur die Kunst, mit frechem Flunker
All Deine Thorheit aufzuputzen.

Die graugelockte Weisheit ſchweiget,
Die unerfahr'ne Jugend ſpricht;
Beſiegt, ruft ſie, ſind Elemente!
— Die Leidenſchaften ſind es nicht.

Von Hohn und Geifer der Parteien
Seh' ich mein Vaterland befleckt,
Die Führer blind und träge, bis ſie
Ein grauſes Mene Tekel weckt.

Und mitten in der wilden Drangſal
Wird männiglich die Welt verfluchen,
Doch ringend mit den Nachtdämonen
Den Flug in lichtere Höh'n verſuchen.

Das ſtete Glück macht Sünder, Thoren,
Und kleines Unheil Weltverhöhner.
Die maßlos ſchwere Noth allein iſt
Der große Sühner und Verſöhner.

Wollte heim in meine Berge.

(1881.)

Wollte heim in meine Berge,
Um den Frieden zu umfaſſen,
Den ich weltluſttrunken einſt im
Grünen Wald zurückgelaſſen.

Gab ihn einem munt'ren Vöglein
In Verwahrung, bis ich käme,
Und den ſüßen Jugendfrieden
Wieder an den Buſen nähme.

Hab' mit meinem heißen Herzen
Ruhlos nun den Wald durchzogen.
Doch das liebe munt're Vöglein
Iſt ſchon längſt davongeflogen.

Ich bin Menſch geworden . . .

(1882.)

Ich bin Menſch geworden in der weiten Welt,
Keiner ſteht von Allen, die da leben,
Keiner über mir, Keiner unter mir,
Ich bin Jedem beigegeben.

Ich bin frei geworden in der weiten Welt,
Feßeln, die mich an das Leiden banden,
Oder an der Freude, an der Hoffnung Trug,
Alle ſchlug ich ſie zu Schanden.

Ich bin klug geworden in der weiten Welt,
Legte meine Kräfte und Gebreſten
Zu der Menſchheit ewigem Capital — und ſchwieg,
So fährt ſich's am allerbeſten.

III.

Aufsätze über Kinder und ihre Erziehung.

Spaziergang mit dem Knaben.

Nein, mein Gott, nein, es ſtürzt nicht zuſammen, wenn ich es nenne und bekenne, dieſes ſüße, unbegreifliche Glück! Nicht wahr, ich darf es ausrufen, und es fällt nicht zuſammen? Ich habe es geheimgehalten und gehütet, wie einſt meine erſte Liebe. Nun wird es ſchon zu groß für ein einziges Menſchenherz; ich will dann ja wieder ſchweigen, aber einmal muß ich es ausrufen in einem dreifachen Schrei. Zu halb iſt es ein Juchſchrei, daß es ſo iſt; zu halb iſt es ein Angſtſchrei, daß es anders werden könnte.

Meine Kinder!

An Stein und Staub wird es fruchtlos gellen, dieſes Wort; aber wo ein Vaterherz ſorgt, wo ein Mutterherz liebt, dort wird es wiederhallen.

Wenn mich die Welt entläßt aus ihrem Prunk, aus ihrem Lärm, aus dem wirren Kreiſe ihrer Luſt, aus dem Wahnkreiſe ihrer Ehren, und mich wohl gar bedauert, daß ich rückkehre in mein ſtilles Heim, welches keine andere Pracht hat, als den Sonnenſtrahl, der durch das Fenſter fällt — da weiß ſie nicht wohin ich gehe. Sie weiß es nicht, oder ſie begreift es nicht, daß ich auf dieſer Erde meinen ganz beſonderen Himmel habe, und daß ich, ſo oft ſie, die

anſpruchsvolle Welt, mich nicht feſthält, in dieſem Himmel wohnen darf.

„Grüß Dich Gott, lieber Vater!“ klingt es mir in zwei hellen Stimmchen entgegen. Die großen dunklen Augen des Knaben — ſie ſind wie die Nacht; die lichtblauen Augen des Mädchens — ſie ſind wie der Tag — blicken zu mir auf. O, küſſet die Augen, in denen noch keine Sünde gelodert, keine Thräne der Reue gezittert, in denen ſich noch kein Todter geſpiegelt hat. Ihr könnt nichts Heiligeres küſſen. Ihr könnt nichts Göttlicheres ſchauen. Ihr Peſſimiſten — nein, man ſoll dieſen Namen hier gar nicht nennen, in eurer Jugend ſeid ihr die Weltenſtürmer geweſen, und nachdem ihr erfahren habt, daß ſich die Welten nicht erſtürmen laſſen, ſeid ihr das geworden — verſucht es einmal und blickt in ein Kindesauge, und raiſonnirt und wimmert weiter, wenn ihr könnt. Daß ſolche Augen einſt in den Thränen des Jammers ſich trüben ſollen, meint ihr? Daß ſo ſchuldloſe Weſen in's Elend dieſer Welt verſtoßen werden ſollen! meint ihr? — Für die Kleinen giebt es kein Elend, weil ſie von keinem wiſſen. Und wenn ich in ihre Augen ſchaue, ſo weiß ich auch von keinem.

Der Knabe — er iſt im fünften Jahre — ſtrebt aber ſchon der Welt zu. Wo es laut hergeht und wo es glitzert, dorthin zieht's ihn. Ich möchte aber, daß er nicht zu früh beginne, auf daß er nicht zu früh fertig werde. Ueberſtürzt er's nicht, ſo kann die Freude an dieſem Leben bis in ſein achtzigſtes Jahr vorhalten, und länger. Hingegen mag er frühzeitig anfangen mit dem, was unvergänglich und unerſchöpflich iſt, mit den Schönheiten der Natur. — Ihr wendet ein, das wäre verkehrt, die Natur könne nur der gereifte, vielleicht erſt der weltſatte Mann erfaſſen und erkennen.

Richtig. Aber die Natur da draußen ist nicht einseitig, sie hat auch eine Seite für das Kind — die lieblichste vielleicht. Die Blumen, die Käfer, die Vögel, die Muscheln — nur das Kind genießt sie voll; der Mann sagt zu Manchem, es wäre blos Spielerei und nimmt sich nicht Zeit dafür, weil er — mit anderen Dingen spielt.

„Nimm mich mit!" sagt mein Knabe, wenn ich in den Wald und über die Auen gehe, und stellt sich ganz nahe zu mir — sein Haupt ragt mir schon fast heran zum Herzen; der Spaziergang wird ihm nicht versagt. Das Mädchen lugt zwischen seinen goldbraunen Lockengüssen, die in weichen Wellen das rosige Gesichtlein umwallen, schalkhaft hervor, und die zwei großen, thauigen Vergißmeinnichte fragen: „Vater, ich auch?"

„Du auch, mein Kind, Du das nächstemal!" Denn mit dem Mädchen geht man andere Wege, als mit dem Knaben. — Dieser ist nun gerüstet mit Allem, was überflüssig ist. Er trägt ein Stöcklein, auf das er sich nicht stützen wird; er trägt über dem braunen Röckchen eine Botanisirbüchse, in die er gepflückte Blumen legen wird, um sie später auf den Boden zu streuen; er trägt eine Taschenuhr, die kein Rad in sich hat; aber das junge, lockige Haupt trägt er mit, das mit neuen Eindrücken zurückkehren wird, mit Eindrücken, die im zarten Gehirne ewigen Sitz nehmen werden und etwa gar bestimmend wirken können für die Zukunft dieses keimenden Lebens.

Seine erste Bitte unterwegs, daß ich ihm eine Geschichte erzähle. Recht wunderbare, schauerliche Geschichten zu hören, das ist so seine Passion, dabei werden seine Augen immer noch größer und immer noch glänzender; sie müssen ja Alles schauen, und auch inwendig schauen, was sein thätiges Gehirnchen aus

meinen Worten in Bilder übersetzt. Daß er manche meiner Geschichten schon besser weiß, als ich selbst, das macht nichts; des geliebten Vaters Worte erzielen doch den Effect und sind ein Leitfaden im Gange der Handlungen, der sich, im Knaben allein weiter gedacht, leicht verwirren möchte. Mir fällt zu solcher Zeit der Mangel an Jugendschriften auf. Mit den wenigen guten Volksmärchen reicht man nicht ewig aus; öfter als zehnmal läßt sich auch Robinson und Onkel Tom's Hütte nicht gut erzählen, ohne von der Zuhörerschaft Ablehnung zu erfahren; Tausend und eine Nacht, soviel daran für Kinder zu holen, ist bald geplündert; Erzählungen aus der Geschichte, an und für sich die beste Jugendlectüre, wären noch verfrüht; so bleibt dem Vater nichts Anderes übrig als — im Falle er noch kein Dichter ist — ein solcher zu werden. Das ist aber nicht so schwer, als man glaubt; das Kind selbst leitet zum Dichten an und dichtet mit. Der Knabe liebt die schauerlichen, effectvollen Darstellungen, während das Mädchen anmuthigen und lieblichen Bildern den Vorzug giebt, und sogar mit beiden Händchen die Ohren zuhält, wenn ich etwas Phantastisches vorbringe.

Wer mit einem Kinde spazieren geht, und wäre es der Gelehrteste, und wäre es das Einfältigste, der kommt mit seinem Wissen nicht aus. Warum ist der Baum grün? Warum ist die Sonne? Warum brennt das Feuer? Warum ist es heiß? Frühstückt der Stein auch? — Weil — Professoren haben ein Weil für Alles, aber kein's, mit dem das Kind zufrieden wäre.

Wir kamen zu einer Quelle, die aus dem Felsen rieselte.

Natürlich fragte mein Knabe, warum Wasser aus dem Stein rinne? Hätte ich ihm jetzt die Naturgeschichte der Bergquellen erzählen sollen?

„Mein Kind," sagte ich, „jetzt merke auf. Mit den Quellen ist es so. Da sind Wassergeister, und diese nehmen das Wasser unten in den Bächen und im großen Meere auf und tragen es gegen Himmel, und gießen es auf die Berge herab. Und tief im Berg drin sitzt eine Fee auf steinernem Thron, die zieht das Wasser mit einem Zauberstabe tief in die Erde hinein, und kühlt und reinigt es, und leitet es in Spalten zusammen, und läßt es da und dort wieder heraus an's Tageslicht rinnen."

Das begriff der Kleine und war zufrieden. So belehrt man die Kinder, und so haben die größten Weisen der Welt, bis zu Moses hinauf, die Völker belehrt, da diese auch noch Kinder waren. — Es wird eine Zeit sein, da wird mein Knabe von seinem Lehrbuche aufblicken und mich zur Rede stellen über meine Erklärung der Quelle. Und dann werde ich sagen müssen: „Kind, meine Erklärung war ja richtig, nur die Namen lassen sich genauer angeben: die Wassergeister heißen: Nebel und Wolken, das Herabgießen heißt: Regen, die Bergfee auf steinernem Throne heißt: Erdreich. Nun haben wir das bunte Mäntlein herabgerissen und die Wahrheit steht da — mutternackt."

Derlei Bloßstellungen dieser Welt soll man an Kindern nicht so früh als möglich, sondern so spät als möglich thun. Der Mann selbstverständlich muß in der nüchternen Klarheit stehen; aber er wird die Kindheit seines Kindes bewahren so lange er kann, weil er weiß, eine so schöne, eine so edle Zeit, als die Zeit des Märchenglaubens, kommt nicht mehr.

Am Steinhaufen eines Feldrandes fand mein Knabe ein niedliches Stückchen Quarz. Es war weiß wie Milch, an den Kanten fast durchscheinend, flimmerte in winzigen Silbersternchen und hatte einige blaßrothe Adern.

Der Kleine war so sehr glücklich über den Fund dieses Schatzes, daß er auf sein Warum vergaß. Er nahm den Stein von einer Hand in die andere, betrachtete ihn, steckte ihn dann in den Sack, zog ihn wieder hervor, nahm ihn von einer Hand in die andere, steckte ihn in den Sack, und so ging es fort, und der Knabe vergaß auf die Blumen und Vögel, vergaß auf mich und auf sein Plaudern und war glücklich in seinem Quarz. Dasselbe Wesen, welches einst, wenn es so wird, wie die Anderen — und es wird so — den größten Schätzen dieser Welt zustreben, und wenn es sie erreicht hat, unbefriedigt sein wird. Wie trostlos! Aber ich wende es um und sage: was sind wir doch für glückliche Geschöpfe, mit einer Naturanlage versehen, von einem Stückchen schillernden Steines beseligt werden zu können! Ob der Stein Quarz heißt oder Diamant, für Kinder ist er gut genug.

Wir kamen an einem Häuschen vorüber. Als uns die Hausfrau sah, eilte sie auf mich zu; den Knaben beachtete sie nicht, sie fragte mich nur, ob ich von den Soldaten nichts Näheres wisse. Ihre zwei einzigen Söhne hätten in's Feindesland ziehen müssen: von dem Einen habe sie schon den Todtenschein, er sei in der Schlacht gefangen und zu todt gemartert worden. Vom Andern wisse sie gar nichts, der sei verloren gegangen. —

Jetzt hob der Knabe sein Händchen zu der Bauersfrau empor und sagte: „Du schau, da hab' ich einen schönen Stein!" Weil des Knaben Herz in diesem Augenblicke an dem Stein hing, so war ihm — und er meinte auch allen Anderen — dieser Stein das Merkwürdigste auf der ganzen Welt. Dieser Egoismus ist noch leicht zu übersehen; bei erwachsenen Menschen kommt er in derselben Art, nur viel größer und viel rücksichtsloser vor.

Die Frau schob des Knaben Hand sachte von sich und erzählte mir von ihrem Kummer und von ihrem Schmerze. Sie sprach von ihrem seit Jahren halbsiechen Mann, vertraute, daß der Ruin des Hauses bevorstehe, aber das sei noch nichts gegen das Herzleid, ihrer Kinder wegen; es sei nicht zu sagen, wie weh . . . Sie brach in ein erschütterndes Schluchzen aus. Der Knabe blickte mit seinen großen Augen verwundert zu ihr auf, sah mich fragend an und wurde gar traurig. Plötzlich griff er in den Sack, zog den Stein heraus, hielt ihn der Bäuerin hin: „Kannst ihn haben. Kannst ihn haben!" Er versuchte, ihr den Stein in die Hand zu drücken, und redete ihr mit seinem weichen Stimmchen, das fast trübe und dumpf war, zu und drängte, ihn nur zu nehmen und zu behalten. —

Ihr Herz zitterte in Jammer, das meine in Glück. Sein Liebstes giebt er hin, da er weinen sieht. Sollte diese Großherzigkeit denn nicht auch in uns Großgewachsenen zu finden sein? — Liebe Frau, was kann ich thun, daß es zu Eurem Troste ist?

Als der Knabe sah, der Stein war verschmäht, steckte er ihn wieder in die Tasche, er blickte ihn nicht mehr an und sprach nicht mehr davon, und als wir wieder eine Weile gegangen waren, warf er ihn zu Boden.

Da wir so am Waldrande dahingeschritten waren, sagte der Knabe plötzlich: „Der arme Christus!"

Wir standen vor einem Kreuzbilde, welches einst zur Zeit der Pest an diesem Walde aufgerichtet worden war. Der Heiland hing ausgestreckt und mit drei Nägeln an's Holz geheftet. Der Knabe hatte irgend eine Vorstellung vom Schmerze des Gekreuzigtseins, aber ihm war noch nicht gesagt worden, daß solche Bilder aus Holz geschnitzt sind — er sah

in Wahrheit einen Menschen hängen, der aber der liebe Sohn Gottes ist, und Tag und Nacht die Marter des Kreuzes leidet. Und der Knabe blieb ruhig, und es fiel ihm nicht ein, daß man den Gekreuzigten befreien solle.

„Gelt, Vater, er ist am Kreuz, weil er der Sohn Gottes ist?"

„Er ist der Sohn Gottes gewesen, so wie ich der Sohn Gottes bin, und so wie Du der Sohn Gottes bist, und so wie alle Menschen Kinder Gottes sind. Gekreuzigt haben sie ihn, weil er den Menschen Lehren gegeben hat, die viel liebreicher und viel milder und viel heiliger sind, als jene waren, welche sie aus alten Zeiten überkommen hatten."

Ich erklärte die Sache meinem Kinde so, wie ich es vor ihm zu allen Zeiten werde verantworten können, ohne etwas widerrufen zu müssen. Und selbst, wenn der Knabe ein moderner Naturphilosoph oder ein Kirchenfürst wird, soll ihn dieses bischen Christenthum nicht irre machen.

„Die schlimmen Juden soll man todtschlagen, gelt?" sagte er nun mit einer Entrüstung, die roth auf seine Wangen trat.

„Du sprichst ja, als ob Du selber so ein Jude wärest von denen, die ihn gekreuzigt haben. Christus lehrte, man solle seinen Feinden verzeihen und ihnen Gutes thun; und gerade das war ihnen nicht recht, und deswegen haben sie ihn gepeinigt. Am Kreuze hat er den Juden wirklich verziehen und für sie gebetet."

„Der brave Christus!"

Das war schon eines der tiefsinnigsten unserer Gespräche; die nächste Heidelbeere, die am Wege stand, brach es ab.

Ueber die sonnigen Felder hin sammelte der Knabe Kornblumen, Kleeblüthen, Mohnkronen, sogar der Löwenzahn war ihm recht. „Für das Schwesterchen."

„Für das Schwesterchen solltest Du aber doch auch ein Vergißmeinnicht mitnehmen."

„Warum?"

„Daß sie auf Dich nicht vergesse."

„Will sie mich denn vergessen?"

„Das zwar nicht."

„Warum will sie mich nicht vergessen?"

„Komme, Kind, hier ist's allzuheiß, wir wollen dort in das schöne Haus treten und uns im Schatten ein wenig ausruhen."

Es war der Eberhof, ein stattliches Gebäude, dessen Bewohner wir unten auf der Wiese heuen gesehen hatten. Aber es mußte doch Jemand zu Hause sein, die Hausthür war offen. Als wir vor dem Hofe über das Brücklein schritten, fiel dem Kinde aus seinem Strauße das rothe Blatt einer Mohnblume in's Wasser. Es schwamm davon. Das gefiel dem Knaben; er riß ein zweites Blatt vom Strauß und warf es in das Bächlein; es schwamm davon. Er entblätterte alle Mohnblumen, und als diese Blätter davongeschwommen waren, warf er die Kornblumen in's Wasser, dann die Löwenzähne, dann die Kleeblüthen, dann die Vergißmeinnichte, bis sie alle davongeschwommen waren und er nichts mehr in der Hand hatte.

Und als die letzte Blume aus den Augen war, sagte er: „Vater, wo rinnen sie hin?"

„In den Fresenbach hinab, und dann in die Mürz."

„Und dann?"

„In die Mur."

„Und dann?"

„In die Drau."

„Und dann?"

„In die Donau."

„Und dann?"

„In's Meer."

„Und dann?"

Wie einfältig! Wie anregend! Offenbar gaben mir seine Fragen mehr zu denken, als ihm meine Antworten.

Wir gingen nun in's Haus. Im Flur kein Mensch. Wir traten in die Küche — auch hier Niemand; der Herd war kalt. Wir schritten in die Stube — hier war Jemand, ich nahm den Knaben bei der Hand und trat zurück.

„Vater, was ist das gewesen. das lange Weiße auf der Bank?"

„Komm, mein Kind, wir gehen wieder in's Freie und setzen uns unter einen Apfelbaum."

„Du Vater! Das lange Weiße in der Stube, wo das Licht hat gebrannt, was ist das gewesen?"

„Das ist ein Leichnam gewesen."

„Ein Leichnam, Vater? Aber gehen wir hinein und schauen wir den Leichnam an."

„Siehst Du den Schmetterling dort über dem Hollunder? Ein Goldmantel sogar, willst Du den nicht haben?"

Ich verfolgte das Thierchen, um den Kleinen damit zu zerstreuen. Als ich mit dem flatternden Falter zwischen den Fingern zurückkam, war der Knabe weg. Ich eilte in das Haus, in die Stube. Dort stand er an der Bahre und hatte das weiße Tuch über das Haupt herabgezogen, und sah dem Todten in's Antlitz. — Ein Jüngling war's, schön und weiß, wie ein Marmorbild. Die langen Wimpern der geschlossenen Augen, der Anflug des Bartes waren das einzige Dunkle auf diesem Gesicht. Die Locken waren gelblich blond, wie die Aehren des reifen Weizens, und so weich und so glänzend, wie der zarteste Flachs; sie waren von der Stirne

bis zum Scheitel hinauf getheilt und legten sich über das Kissen bis zu den Achseln herab. Die vollen Lippen schienen so zart aneinandergelegt, daß man meinte, jetzt und jetzt müßten sie sich öffnen zu einem Begehren, aber die Wangen waren ein wenig stark eingesunken, eine Spur, daß der junge Mann nicht plötzlich, sondern mit vielen Schritten in den Tod ging.

Er war bäuerlich aufgebahrt, mit dem Crucifix, mit der Ampel, mit dem Weihwassergefäß zu Häupten. Das Leintuch war schneeweiß, aber von grober Webe, die Brust war fast bedeckt mit papierenen, bunt bemalten Heiligenbildchen, Amuletten, Rosenkränzen; wie in einem Bauernhause jedes von dessen Bewohnern dem Todten gern etwas mit in's Grab giebt. Aber der Todte war kein Bauernbursche, denn das schwarze Tuch seines Kleides war sehr fein, und die schönen, kleinen Hände, welche über der Brust lagen, waren sehr fein, und die ganze Gestalt, so weit ich sie sah, war sehr edel gebildet.

Der Knabe hatte auf diese Gestalt hingeblickt und — nicht gefragt. Stets hatte ich es vermieden, von dem Tode des Menschen mit ihm zu sprechen; selbst der gekreuzigte Christus, der ihm etwas gar frühzeitig von seiner Wärterin auf die Seele gelegt worden war, hatte mit dem Tode nichts zu thun. Sein junges, hellenisch heiteres Leben sollte gar keine Ahnung durchwehen von dem Niedergange zur Erde. Ich labte und erquickte mich im Anblicke des aufkeimenden Wesens, das vom Tode nichts weiß. — Und hier stand er und fand den todten Menschen für so selbstverständlich, daß er nicht einmal fragte — Nun sah er mit seinem Auge in's meine; mir schien, es wäre nicht sein gewöhnlicher Blick, es war ein anderer. Es war kein trauriger Blick, es war ein

verlegener, ein unsicherer, als hätte ich ihn bei etwas Heimlichem ertappt. Allerdings hatte er wider meinen Willen das Bild von Sais entschleiert, aber er war nicht zu Boden gefallen, er hatte etwas gesehen, was er längst gekannt — geahnt zu haben schien.

Als wir uns endlich zum Fortgehen wandten, sahen wir in der Ecke des Ofens einen Greis sitzen. Der Knabe erschrak mehr vor dem lebendigen Greise, als früher vor dem todten Jüngling. Jener streckte die Hand aus und sagte: „Hast ihn angesehen, kleiner Mensch? Siehe, der war so jung wie Du, und hätte so alt werden sollen wie ich."

Der alte Mann war städtisch gekleidet und hatte einen weißen, kurzgeschnittenen Vollbart. Sein Auge war matt, wie die untergehende Sonne, die in den Nebeln des Westens versinkt.

„Gieb mir Dein Händchen, Kind," sagte er mit einer Stimme, die mit Kindern umzugehen weiß. Der Knabe säumte denn auch nicht, es zu thun. Und jetzt sah ich, wie seltsam der Blick ist, wenn sich Greis und Kind in's Auge schauen.

„Du wachest auf und ich gehe schlafen. Und darüber haben wir Keiner zu klagen. Ich habe es siebenundsechzig Jahre lang gefürchtet. Ich habe es bis vor wenigen Tagen gefürchtet. Aber Gott ist voll Gnaden; Dieser dort ging dahin und mit ihm meine Furcht."

So sprach der Greis zum Knaben. Da entgegnete ich: „Wollten Sie, lieber Herr, nicht mit uns in's Freie kommen; es liegt mir schwer an, und ich möchte gern, daß Sie mir von Ihrem Kummer erzählten."

„In's Freie?" versetzte er, „wenn Sie wüßten, daß dort mein Sohn ruht, und daß sie meinen Sohn morgen von

mir nehmen werden, Sie würden mir das Zusammensein mit ihm heute noch gönnen."

Ich drückte ihm die Hand. Die Stube war zwar düster und das lichte Grün der Apfelbäume schaute fremd zu den offenen Fenstern herein. Aber ich setzte mich auf eine Bank, nahm den Knaben auf den Schoß, und nun sollte er das hören. was er so gern hörte: eine Geschichte.

„Sie ist ganz kurz, ganz kurz," sagte der alte Mann. „Seit einigen Jahren waren wir zwei für uns allein auf der Welt. Die anderen Kinder waren fort, die Frau auch. Lothar war wie ein junger, heiterer Gott, und so wie bei allen Anderen, begann auch bei ihm die Weltlust einzuströmen zu den Schleusen seiner Sinne. So ist es ja: All' unsere Blutadern und Nervenstränge laufen zusammen in jenem Herzen, an welchem die Schöpfung die Kette unserer Nachkommenschaft anknüpft. Und da giebt es einzelne Wesen, die eine Kraft für Generationen auf Jahrhunderte hinaus in sich tragen, und die unter der Wucht dieser Kraft brechen müssen, so wie des stolzesten Tannenbaum's Haupt unter seiner Zapfenlast bricht. Der ist auch gebrochen. — Man gab ja Mittel dagegen; versuchen soll sie ein Jeder. Du, kleiner Knabe hier, kennst Du schon die zehn Gebote? Nicht? Nun, so mußt Du sie lernen. Das sechste schreibe Dir in die Lade Deiner Spielereien, auf den Schrank Deiner Bücher, auf Deinen Wanderstab, auf Dein Bett. Dem, der dort ruht, schriebe ich's gern auf den Deckel seines Sarges .... Da er zu siechen begann, zog ich ihn von der Hochschule, wo er studirt hatte, zog ihn aus der großen Stadt, wo er erkrankt war, gab ihn in dieses Thal, in dieses Haus, daß er frische Luft genieße und frische Milch, gutes Wasser und Ruhe, und den Thau und den Duft des Waldes, und den

Sonnenschein des Himmels, und die Blumen der Wiesen, und die Früchte des Feldes. Ob er das Alles genoß, und vielleicht auch noch Anderes, das weiß ich nicht; der Dämon ist überall, so weit die Sterne leuchten. — Als ich gerufen ward und kam, lag er schon dort auf dem Brett."

„Da fliegt er!" rief der Knabe aus. Der Goldmantel war in die Stube geflogen. Er flatterte gegen die Bahre hin und umkreiste die kleine Flamme des Aempleins. — Hat er denn nicht genug Licht draußen im sonnigen Sommertag?

„Dem ist nicht um's Licht," sagte der Greis, „dem ist um die Glut . . . ."

Wir traten aus dem Hause. Der alte Mann stand an der Thür und blickte uns nach. Ich zog mein Kind an der Hand neben mir her, mir graute vor der Glut des Todtenlichtes.

Und als wir in den Wald kamen, wo alte Ahorne einen schattigen Anger umfrieden, wo graubemooste Felsblöcke liegen, wo Spinnen ihre feinen Fäden gezogen hatten von Baum zu Baum, da setzte ich mich auf einen Stein, zog mein Kind zu mir heran, und drückte es und küßte es so stürmisch, daß es befremdet fragte: „Du Vater, warum denn?" —

Spaziergang mit dem Mädchen.

Man hält es für Kinderspiel, wenn man Kindern was verspricht, aber es ist keines. In meiner Kindheit kam eines Tages der Viehhändler Albin in unser Haus. Meine Mutter legte ihm den Brotlaib vor, daß er sich abschneide; er that's, und ich sah dabei sein blinkendes Taschenmesser, das ich in ungeduldigster Weise denn auch sofort zu haben verlangte.

„Na wart', Bübel," sagte der Viehhändler, „wenn ich wieder komm', bringe ich Dir einen schönen, rothen Taschenveitel mit."

Er ging, und ich wartete nun auf den Taschenveitel. Ich trieb den Vater und die Stallmagd an, die braune Kuh doch nur bald fait zu machen, um den Viehhändler ehestens wieder in's Haus zu locken, und all' die Fütterung, Wässerung und Pflege unseres Viehstandes war mir nur Mittel zum rothen Taschenveitel; alles Bestehende war mir nebensächlich, all' mein Wünschen und Trachten vereinigte sich in dem einen Ideale: dem rothen Taschenveitel. Endlich kam der Albin und brachte — keinen Veitel. Was ich auch um ihn herumschlich und wetzte, er that gar nichts desgleichen, sah kaum auf mich herab, that, als hätte er auf die Sach' ganz und gar vergessen. So oft ich ihn später noch sah,

stets dachte ich an sein mir gegebenes Versprechen; heute ist er ein greiser Mann, der vor dem Hause seines Schwiegersohnes auf der Bank sitzt und allerlei Enkel schaukelt — aber ich denke, den rothen Taschenveitel wird er mir doch noch geben müssen.

Wer Kindern was verspricht, sei es ein Spiel, ein Geschenk oder sei es die Ruthe — der halte es wie einen Eid. Die Natur hat als göttliche Morgengabe dem Kinde das Vertrauen an die Welt und die Menschen mitgegeben. Ich kannte einen Mann, der behauptete, aus sich selbst könne der Mensch gar nicht lügen, sonst fähig zu allen denkbaren und undenkbaren Entdeckungen und Erfindungen, wäre er sicherlich bis heute nicht darauf gekommen, daß man etwas sagen und behaupten könne, was nicht wahr sei, wenn ihm diese schwarze Kunst nicht der Böse, der Vater der Lüge, beigebracht hätte. Und insoweit bin ich mit dem Manne einverstanden, als ich glaube, das Kind lügt selten früher, als bis es bei Anderen die Lüge entdeckt hat. Und so tief begründet ist auch in dem Kinde das Wesen der Wahrheit, daß es an dem, was ihm heute als wahr gilt, auch morgen festhält; trotz seiner ungefügen Phantasie fällt es ihm gar nicht ein, daß sich während der Nacht an der Wahrheit etwas ändern könne.

So schlich eines heiteren Frühlingstages mein Mädchen, das vierjährige, mit der wilden, goldbraunen Lockenwelle zu mir heran, zupfte sachte an der rothen Quaste meines Zimmerhabits und fragte mich bescheiden: „Vater, gehen wir heute?"

„Wohin mein Kind?"

„Spazieren."

„Wir gehen ja doch jeden Tag spazieren, Du, Dein Brüderlein und ich."

Hierauf pflückte sie gemach ein paar Fäden aus der Quaste und flüsterte: „Du hast gesagt, daß Du einmal mit mir allein spazieren gehen wolltest."

„Wann soll ich das gesagt haben?" fragte ich und hob die Kleine auf's Knie.

„Ja, das hast Du gesagt, wie Du mit dem Josef allein spazieren gegangen bist."

„O, Kind, das ist schon lange her!" rief ich unüberlegt, als ob ein nicht aufgehobenes Versprechen je vertagen könnte.

„Und willst Du nicht, daß wir auch den Josef mitnehmen?"

„Ja, aber Du hast gesagt, daß wir zwei einmal allein gehen."

„Und weshalb willst Du gerade mit mir allein gehen?"

„Weil Du gesagt hast."

Das war denn allerdings bündig genug; ihr war darum zu thun, daß mein Wort wahr werde. So traf ich Anstalt zu unserem Spaziergange. Annchen jubelte und hüpfte jubelnd durch alle Stuben und rief: „Heut' ist mein Spaziergang mit dem Vater! mein Spaziergang mit dem Vater!" und hüpfte jauchzend, während sie ihr das lichte Mäntelchen anzogen. Hingegen stand der kleine Josef gar still in der Ecke und blickte traurig den Vorbereitungen zu, an denen er heute nicht Theil hatte. Als das Mädchen dieses bemerkte, wurde es bestürzt und sagte schließlich: „Vater, ich will auf meinem Spaziergange daheim bleiben, und der Josef soll mitgehen."

„Aber warum nicht beide?"

„Beide!" da jubelten sie beide.

Doch mir saß einmal der Floh im Ohre, des gegebenen Wortes wegen, ich nahm den Knaben auf meinen Schoß

und begann, ihm die Nothwendigkeit eines Spazierganges mit dem Mädchen allein bestens klar zu stellen; ich sei dazumal mit ihm allein gegangen, habe damals der Schwester versprochen, auch einmal mit ihr allein zu gehen, und darum müsse es so sein.

Der Knabe sah es ein, sprang lustig auf den Boden und meinte, er werde einstweilen auf dem Schimmel recht durch die Stube reiten; das Pferd heiße Gullfaxi.

Das vierjährige Mädchen mahnte den fünfjährigen Bruder noch zur Vorsicht, daß er nicht vom Roß stürze und auch daß er kein Fenster zertrümmere und kein Bild von der Wand schlage. Wenn er brav sei, so würde sie ihm was Schönes mit nach Hause bringen.

„Hia, Gullfaxi, hia!" rief der Reiter, und wir gingen davon. Von Einem hoffte ich heute frei zu sein. Wir hatten uns daheim manchmal den Spaß gemacht, arabische Worte auswendig zu lernen; aber das kam mir nicht gut zu statten. Auf Spaziergängen, besonders, wenn auch der Knabe mit war, verlegten sich die Kinder auf das Examiniren.

„Also, Vater, was heißt im Arabischen das Gras? der Vogel? das Holz? Wie sagt man im Arabischen: sie suchen Beeren? oder: wir haben einen Hasen gesehen?" u. s. w.

Stand er nun da, der alte Schlingel, der sein eigener Lehrer und Schüler sein mußte, der von fremden Sprachen kaum so viel gelernt hat, als nöthig ist, die eigene zu verstehen. Es ist ein Elend; das, nach dem sie fragen, weiß man nicht, und darnach, was man weiß, fragen sie nicht.

Doch, doch; plötzlich, kaum wir aus dem Hofe geschritten waren, erhob das Mädchen sein kleines Haupt und alsbald auch seine kleine Stimme und fragte: „Du Vater, wie thun die Araber lachen?"

„So, wie die Deutschen."

„Wie lachen aber die Deutschen?"

„So wie wir, mein Kind."

„Und wie lachen wir?"

Ich brauchte mich gar nicht anzustrengen, um es ihr zu zeigen.

Dann wollte sie auch wissen, wie die Araber weinen.

„Auch so, wie wir, liebes Kind. Im Lachen und Weinen, in Freud' und Schmerz sind alle Menschen gleich. Die Weißen und die Schwarzen, die Rothhäute und die Chinesen — im Lachen und Weinen verstehen sie sich alle."

Wenn mich nur auch das Kind verstanden hätte!

Wir gingen des Weges entlang.

„Heute lasse ich Dir einmal die Wahl," sagte ich zu meiner kleinen Begleiterin, „wollen wir durch den Wald, oder über die Wiesen gehen?"

„Ueber die Wiesen." Ich wußte diese Antwort im Voraus. Das Mädchen ist sonst ernsthafter und sinnender als der Knabe; aber ernste, düstere Gegenstände, an denen sich der Knabe noch ergötzen kann, liebt es nicht. In den Bilderbüchern überschlägt es stets die dunkelfarbigen Bilder, auch die zu grellen und solche, die wilde Scenen, als Mord, Gefechte, Feuersbrünste oder häßliche Gesichter und Gestalten darstellen. Kommt ihm plötzlich so etwas zu Gesichte, so schließt es rasch die Augen und hält zur Vorsicht noch den Arm darüber oder beide, daß ja nichts von dem Gräulichen in sie eindringe und schreit mit einem Zorne, dessen es sonst nicht fähig ist, man möge die häßlichen Dinge wegthun. Als wir einmal einer Kindervorstellung, dem „Schneewittchen" beigewohnt hatten, war es von dem Augenblicke an, als der Page vor dem finsteren Blicke der Königin erschrocken zu

Boden fällt, nicht mehr zu bewegen, seine Augen auf die Bühne zu wenden, sondern kehrte sich ganz um, mit dem Rücken gegen die Scene, horchte aber um so eifriger auf das, was gesprochen wurde; es sah das Gliederverrenken der sieben Zwerge nicht, aber ergötzte sich an den komischen Sprüchen und Liedchen. — Wenn dieses Kind so bleibt, wie es Gott gegeben hat, so werden die grellen Effectstücke und die Schauerromane bei ihm wenig Glück machen. Auffallend ist mir indeß, daß das Mädchen bei Stürmen, Blitz und Donner und anderen Naturgewalten Auge und Ohr nicht verbirgt und ruhiger bleibt, als der Knabe. Es fürchtet sich auch nicht eben vor dem finsteren Walde, nachdem ich ihm versichert habe, daß keine Wölfe und Bären darin sind, aber lieber hat es die lichten Felder und blumigen Wiesen.

Seine größte Lust sind jene zarten lieblichen Wesen, die in den Lenzen wie süße Räthsel aus einer andern Welt in purpurnen Mänteln oder in weißen Hüllen oder in goldigen Kronen auferstehen, um in stillberedten Geheimnissen den Menschenkindern zu lächeln. Das Menschenauge und die Blumen haben ein seit ewigen Tagen verabredetes Stelldichein; wo das eine aufwacht, sucht es das andere. Das Menschenauge vermag nicht in die Zukunft und nicht in die Ewigkeit zu schauen, aber es schaut in die Blume, und anstatt zu beben vor den Grauen der Ewigkeit, versenkt es sich hoffend in die milden Gluten. Wir wissen Alle, daß auch diese Blumenkelche, welche die Erde in ihrem Gottesdienste aufwandelt, nur Kelche des Leidens sind, aber aus ihrer Schöne trinkt der Glückliche seine Lust, der Unglückliche seinen Trost, der Greis seinen Frieden und das Kind seine Freude.

Ich habe oftmals die Blume bedauert, welche der habgierigen Laune menschlicher Lust zum Opfer fällt. Ich konnte

mich nur erquicken an der Lebendigen und nicht an der Blumenleiche, die welk im Strauße ihr Haupt senkt, im gebrochenen Auge noch den Vorwurf spiegelnd: warum hast Du mein Leben vernichtet, das schöner war als das Deine? Aber seit mir bewußt ist, daß die Blume nicht wie der Mensch an Selbstsucht lebt und stirbt, daß sie selbst nichts weiß von ihrer Pracht und nur der Spiegel des menschlichen Auges ihre Schönheit malt, daß sie einzig den Zweck hat, schön zu sein und Andere zu erfreuen, seitdem dünkt mich fast, es ist besser, sie wird dahingebrochen in den schönsten Stunden ihrer Blüthe, ehe ihr verblassendes Haupt vom Winde zerzaust wird und ehe das Keimen und Wachsen der Frucht ihren idealen Beruf lügen straft und beweist, daß sie wie alles Andere auch da war, um dem Alltäglichen zu dienen.

Und erst, wenn ein Kind das Händchen ausstreckt nach der Blume, und sie an die Brust drückt, daß sie traute Genossin werde des jungen Herzens, und wenn das Kind sie nicht aus Selbstsucht bricht, sondern in der Liebe zum Brüderchen daheim, dann ist mir ein solches Sterben der Blume würdig des klingenden Vogelgesanges, der den Frühlingstag erfüllt.

Als das Mädchen die Händchen voll hatte, war ihm um das Nachhausegehen. Den Knaben zieht's auf Spaziergängen immer weiter hin, und er sucht stets durch Fragen und Geplauder den Gedanken an die Umkehr zu verscheuchen; dem Mädchen scheint das schönste Ziel des Ausganges die Heimkehr zu sein. Still trippelt es neben her und schlägt bisweilen sein blaues Auge groß und weit zum Vater auf, ein heller, frommer Blick der Dankbarkeit, daß es mit ihm darf gehen. Und im kleinen Herzen regt sich schon die Freude, wie es daheim dem Vater den Hausrock und die Zimmer-

schuhe herbeitragen, die Kaffeetasse zurechtstellen, das größte Stück Zucker hineinwerfen und das feinste Kipfel vorlegen werde. Glücklicher, als bei den Blumen ist es noch, wenn es dem Vater was Liebes erweisen kann; wenn er, das Buch in der Hand, zuweilen ein wenig auf dem Sopha ruht, so bespäht es das Ruhebett von allen Seiten, ob nicht irgend etwas fehle oder zum Besseren etwas gethan werden könne. Und wenn das Kopfkissen gut sitzt, und die Füße in rechter Lage sind und die Ellbogen eine entsprechende Stütze haben und der Saum des Hausrockes recht glatt hingelegt ist mit jener Zartheit und Sorgfalt, als wäre er ein lebendiger Theil vom Vater, so frägt es leise, ob es nicht noch etwas thun könne!

„Ich danke Dir mein gutes Kind, jetzt ist es gut."

Da steht es neben dem Ruhebette wie eine kleine, warme Säule und ist still beglückt.

Es ist auch schon geschehen, daß es krank war, und ich in Sorgen und betrübt an seinem Bettchen saß. Es hatte Leiden, es klagte der Wärterin, aber mir gestand es keinen Schmerz; gar bekümmert blickte es mich an, daß ich mir seine Krankheit so zu Herzen nehme und streichelte mit seinem heißen Händchen beruhigend meine Wange. — So war auch seine Mutter.

Indeß, wenn sich die Kleine von den häuslichen Sorgen frei fühlt, ist sie gar lustig und weiß allerlei Spiele, zumeist kleine dramatische Aufführungen zu arrangiren. Sie selbst spielt dabei am liebsten den Vater, wenn er mit Hut und Stock nach Hause kommt und sich nach den Kindern umsieht; ich und der Knabe müssen die Kinder sein. Oder sie spielt den Kaiser Napoleon, der den Andreas Hofer erschießen läßt; der Knabe giebt den Hofer, ruft mit Pathos: „Ade, mein

Land Tirol!" und stürzt. Mir fällt bei diesem Spiele die undankbarste Rolle zu, ich muß nämlich der Kaiser Franz sein, der sonst nichts zu thun hat, als zum Schlusse hinzutreten und zu sagen: „Kaiser Napoleon, den braven Anderl hättest Du nicht erschießen sollen!" Auch militärische Zimmermärsche werden von meinem zwei Mann starken Regimente — wovon ein Mann ein Weibchen ist — häufig abgehalten. Zu diesem Behufe hat das Mädchen vor Kurzem ein Marschlied gedichtet, welches folgender Weise beginnt:

„Marschieren, marschieren,
In's Kaiserland hinein!"

Man sieht, wir stehen auf Kriegsfuß.

„Also nach Hause willst Du, Annchen?" fragte ich, „ei, da wollen wir doch früher in diesem Schatten ein wenig rasten, daß wir zu Hause sagen können, wir hätten unterwegs auch gerastet."

Diese Begründung sah die Kleine ein. Als wir rasteten, fing sie mit meinem Auge an. Sie lugte hinein und erzählte mir, daß sie drinnen einen kleinwinzigen Baum sehe und eine kleinwinzige Sonne, die durch die Aeste funkele und ein kleinwinziges Köpfchen, daß sich immer hin und her bewege.

Kennt ihr's Menschen, wie das rieselt bis in den Herzensgrund, wenn Einem so das liebe, eigene Kind in's Auge schaut?

„Ein kleinwinziges Köpfchen!" rief ich entzückt, „das wird wohl die kleine Anna sein."

Das machte ihr nun recht viel Spaß, und sie wurde vorwitzig. Sie schlug mir vor, ob ich mit ihr nicht das „Schneewittchen" spielen wolle; sie sei das Schneewittchen

und ich der Prinz; sie lege sich hin und wäre gestorben; ich müße ihr einen Kuß geben, da würde sie wieder lebendig.

Ich bin darauf nicht eingegangen, ich könnte das Kind nicht einen Augenblick lang als „gestorben" sehen. Aber den Kuß gab ich ihr. Ob sie ihn bei all ihrer Liebe zu mir so gefühlt hat wie ich, das weiß ich freilich nicht. Wäre die Liebe des Kindes zu den Eltern so groß, wie es umgekehrt ist, keines ginge von seinem Neste fort, um ein neues zu gründen. Die Welt käme nicht weiter, ja, wäre längst verdorrt. Darum muß es den Eltern recht sein, so wie es ist; auch diese haben mehr empfangen, als gegeben, sie übertragen stets nur das unsterbliche Geschenk Gottes, die Liebe von der modernden Vergangenheit in die jugendlich keimende Zukunft.

Um die Kleine vom Schneewittchen abzubringen, trug ich ihr Verstecken spielen an; der Baumstamm bot dazu günstige Gelegenheit. Sie benützte, um sich zu verbergen nicht den Baumstamm, sie hielt nur die Händchen vor die Augen und meinte, weil sie sich nicht sehe, würde ich sie auch nicht sehen. Das war das Albernste auf dem ganzen Wege; aber ganz sinnlos ist nichts, was die Natur in einem Kinde thut. Mein kleines Annchen hatte mit ihrem seltsamen Verstecken nach dem Sinne jenes französischen Philosophen gehandelt, der behauptet, die ganze Welt und was darauf vorgehe, bestehe nur in der Einbildung des einzigen Menschen. Die Sache hat als Bild der unbegrenzten Ichsucht einen Sinn.

Auch im Kinde wirkt uneingeschränkt noch die unbegrenzte Ichheit als gesunder Kern der einstigen Opferfähigkeit. Gewiß, mein kleines Annchen, Dein Drang, den Vater lieb zu haben, ist eine kleine Eigenliebe — und der meine, Dich zu beglücken, ist eine große.

Als ich so das Mädchen ansah und dabei auch an den Knaben dachte, der daheim auf dem germanischen Riesenrosse Gullfaxi ritt, da fiel mir ein, wie es denn möglich sei, daß manch ein Vater, eine Mutter eines ihrer Kinder dem andern vorziehen könne und sagen: das ist mein Liebling. Naturgemäß ist es der ersehnte Erstgeborne, der den schwersten Stein im Brett hat, weil er Hirn und Herz der Eltern noch unbesetzt fand und sich darin das beste Plätzchen wählen und sichern konnte. Aber siehe, das Letztgeborne, es mag oft noch so unwillkommen gewesen sein, klopft nicht minder süß an das Vaterherz. Und ein Kind, dessen Leben mit dem der Mutter bezahlt werden mußte, wie rührend steht es da in seiner kleinen hilflosen Gestalt, still und bescheiden, als wolle es willig verzichten auf alle Liebe, eine lebendige Bitte um Verzeihung, daß sein Dasein dem Vater das Theuerste gekostet hat. Mütter sagen, dasjenige Kind liebten sie am heißesten, für das sie am meisten gelitten hätten; so meinen vielleicht die Väter, jenes Kind sei ihnen am theuersten, welches am meisten gekostet hat.

Da blickt man die Kleinen an und sinnt, wie es denn sein konnte, daß man ohne sie so lange hat leben können? und jetzt stürze mit ihrem Niedergange die Welt und alles Glück zusammen.

Ja, weil man vor ihnen die Welt in ihrer freien Weite genoß und weil man, als sie kamen, die Welt und alles Glück auf die Kinder gebaut hat. Noch mehr, wir wären ohne unser einmal besessenes Kind selbst kein Ganzes mehr. Eine echte Mutter, die ihr Kind sterben sah, hat mehr gelitten, als den Tod; sie hat auch das Begrabenwerden gefühlt. Dich, mein Annchen, möge Gott vor mehrfachem Tode bewahren!

Als wir uns zur Heimkehr wenden wollten, sah ich über den Feldweg einen schönen, zwanzigjährigen Burschen dahergehen, den Sohn des Hochbauers, von dem ich wußte, daß er das holde siebzehnjährige Mädchen des Niederbauers so sehr lieb habe. Und das Mädchen ging jetzt neben ihm her; der Weg war breit genug, daß sie neben einander gehen konnten. Sie waren friedlich und ernsthaft, sie schäkerten nicht und sie sprachen nicht von Liebe. Mit all' dem waren sie schon fertig. Wer in jungen Augen lesen kann: in den ihren stand es geschrieben, wohin sie gingen. Etliche hundert Schritte hinter diesen zwei Menschen ging ein dritter; der ging so langsam, daß er sie nicht erreichte und so schnell, daß er sie nicht aus den Augen verlor. Das war der Vater des Burschen, der Hochbauer.

Als er zu mir herankam, sagte ich: „Die zwei Leutchen lassen Euch ja nicht nachkommen!"

„Ich will nur nicht," antwortete er, „sie sind lieber mit einander allein. Vor der Kanzleithür werden sie schon warten auf den Alten, daß er ihnen ein warmes Nest laßt schreiben."

„Heiraten?" fragte ich „und noch so jung."

„Na, grad' deswegen," sagte der Hochbauer. „Wer überhaupt einmal heiraten will und muß, der soll es thun, bevor er die Dummheiten gemacht hat. Die Hochbauern haben es immer so gehalten; mein Vater ist heute noch nicht alt, und wie ist das eine erfreuliche Sach', wenn man mit etlichen sechzig Jahren den Urenkel schaukelt."

„Wie viel zählt denn sonach der Hochbauernhof Kinderstuben?" fragte ich.

„Drei," antwortete er, „denn der Urgroßvater, so lange er noch das Leben hat, braucht keine mehr."

Mir leuchtete es ein.

Als der Hochbauer fort war und still beglückt seinen bräutlichen Kindern nachschlich, fragte mein Mädchen: „Vater, was hat der Mann gesagt?"

„Er hat sehr viel gesagt, aber Du könntest es nicht verstehen." Und dachte weiter: Es wird die Zeit kommen, da Du auch in Dir selbst das Geheimniß vorfinden wirst — eine selige Zeit — eine gefährliche Zeit, mein Kind.

Als wir auf der Straße heimwärts gingen, begegnete uns ein Leiterwagen; das Mädchen zerrte mich bei Seite und warnte mich vor den Pferden und den Rädern, stellte sich aber so zwischen mich und dem Gefährte, daß es mich im Nothfalle schützen konnte. Du kleines Frauenherz, weil Du keine Kinder hast, die Du hüten kannst, so hütest Du den Vater.

Was strengt sich doch eine gewisse verfahrene Richtung der Gesellschaft an, im Weibe diesen angebornen Adel, diese Opferfreudigkeit des Frauenherzens zu vernichten! Allerlei Anstalten sind da, um das Mädchen für's Erste dem Hause zu entfremden, seine zarte Seele mit Dingen vollzupfropfen, die für den Mann wohl eine Nothwendigkeit, für das Weib aber Ballast sind, nur im Stande, das wahrhaft Weibliche zu ersticken. Trotzdem ist bei mancher Jungfrau die Schleppe länger als der Verstand. Und trotzdem bescheert der Himmel in seiner Huld der jungen Frau ein liebes Kind. „Liebes Kind!" so nennt sie es selber, überläßt es aber der Amme, geht in ein Modebad, geht nach Paris, kehrt endlich zurück, um zu Hause ihre obligaten Bälle zu geben. Ei, das trifft sich gut, bei dieser Gelegenheit sieht sie gleich auch ihr Kind.

Mein Annchen, vor solchen Wegen schützt Dich der Umstand, daß Du nicht Geld genug haben wirst, um lange Schleppen tragen, lange Reisen machen und immerfort nervös

sein zu können. Bewahre Dir dein warmes, opferfreudiges Herzchen, Du wirst es brauchen; es steckt gar mancher Keim bitteren Schmerzes darinnen, aber auch unendlich viel Glück, so viel, daß Du damit einst auch wen Andern wirst reich machen können.

Heute wandelst Du, ein gutes Kind, wie alle guten Kinder sind, harmlos fröhlich an meiner Seite. Möge diese Kindessonne, die Dir das Bild deines glücklichen Vaters zeigt, weit in Dein zukünftiges Leben leuchten, möge sie in deinen späten Tagen, wenn Du Enkel durch den Frühling führen wirst, Dich noch erinnern an den heutigen Maiengang!

Siehe — Annchen, wer kommt uns hier entgegen? Mit ausgebreiteten Händchen läufst Du ihr in die Arme. Kennst Du sie denn schon, die Süße, uns vom Himmel Gesandte? Sie war so wie Du. Werde nun Du so wie sie.

Und nun kehren wir heim, zum kleinen Reiter auf dem Gullfaxi.

Mit welcher Strenge soll man Kinder behandeln?

Zu den prunkhaften Worten, womit die Menschen gern ihr lebhaftes Wollen und ihre zweifelhaften Thaten aufzuputzen pflegen, gehört auch das Wort: Kindererziehung.

Jene Art von Kindererziehung, die wir machen, die eine Arbeit des Kopfes, des Mundes, der Hände ist, die darunter verstanden ist, wenn man sagt, das Kind müsse man erziehen, so wie man ein junges Bäumchen zügelt, beschneidet, schabt, biegt, so lange es noch weich ist, vor Ungeziefer und Stürmen schützt, ihm die richtige Nahrung zuführt u. s. w.

Es ist ein beliebtes Gleichniß, aber es hinkt wie Mephisto. Bäume kann man nicht erziehen, weil sie kein geistiges Leben haben, und Kinder kann man durch Wartung, Pflege, Beschützung und äußerliche Correctur geistig nicht zügeln.

Die Kindererziehung, wenn sie kein hohles Wort sein soll, ist ganz was Anderes. Man verwechsle sie nicht mit der Pflege oder mit dem Unterricht; erstere hat es mit dem Körper, letzterer mit dem Geiste zu thun; die Aufgabe der Erziehung jedoch ist es, zwischen Körper und Geist die Harmonie herzustellen, d. h. den Charakter zu bilden und zu befestigen. Die Pflege hat das Körperliche zu erhalten, der Unterricht

hat die Kraft des Könnens auszubilden, die Erziehung hat den Menschen zu schaffen. Jenen Menschen, der mit sich und der Gesellschaft im Einklange steht.

Einen Theil der Erziehung besorgt auch die Schule, einerseits weil der Unterricht an und für sich eine gewisse erziehende Wirkung hat, andererseits weil das Vorbild des Lehrers als sitten- und charakterstrenger Mensch und sein warmes Wohlwollen für die Kinder von günstigem Einflusse ist. Davon soll hier nicht die Rede sein, sondern vielmehr von der Erziehung, die Eltern oder deren Stellvertreter zu beginnen und zu vollenden haben.

Die berechnete, formelle Behandlung des Kindes, welche man gemeinhin Erziehung nennt, hat auf die Charakterentwicklung des Menschen wenig Einfluß. Das reife Leben nivellirt, so daß man an dem inneren Werthe des Menschen die Art seiner Erziehung kaum mehr verspüren kann. In seinem äußeren Gehaben merkt man's freilich leicht, ob er aus einem sogenannten guten Hause ist oder nicht. Genug Beispiele zeigen uns, daß aus den ungezogensten Knaben die gesetztesten Männer, aus den fügsamsten Kindern die unangenehmsten Menschen werden können. Ueberall findet man gewissen- und charakterlose Gäuche, welche in ihrer Jugend die gewissenhafteste Schulung, die strengste Erziehung genossen, und findet andererseits in der ärmeren Bevölkerung, die eine sogenannte Erziehung nicht kennt, ganz tüchtige, gediegene, takt- und charaktervolle Menschen. Leichter sind solche allerdings in gebildeten Kreisen zu haben, als in den ungeschulten, weil die Schulung und die Erfahrung zwei Lehrerinnen sind, welche mehr ausrichten, als die Erfahrung allein. Trotzdem liefert letztere allein oft Erziehungs-Resultate, vor denen man Respect haben kann.

Wer das Glück hat, in seiner Kindheit und Jugend mit guten, echten, selbststrengen Menschen umzugehen, der wird ganz von selbst gut und echt.

Der Erzieher hat nicht sowohl das Richtige zu thun, als vielmehr das Richtige zu sein. Das stillberedte Beispiel allein wirkt unvergleichlich tiefer und nachhaltiger, als die lautesten Worte und handgreiflichsten Zurechtweisungen. In letzteren ist es — wenn man das rechte feine Maß nicht zu treffen weiß — besser, man thue zu wenig, als zu viel.

Die richtige Behandlung der Kinder ist eine schwere Sache; man darf dabei weder das Herz ganz walten lassen, es ist zu parteiisch, noch die Vernunft, sie ist zu theoretisch; das Rechte trifft hier allein die Summe von beiden, die Weisheit. Ueber erziehende Behandlung der Kinder lassen sich keine Normen aufstellen. Maßgebend dafür ist das gesellschaftliche Verhältniß, sowie der Charakter der Eltern und die natürliche Anlage des Kindes.

Stellen wir uns auf den bürgerlichen Standpunkt. Ein liebendes Paar vereinigt sich, um eine Häuslichkeit, ein Familienleben zu gründen. Man erfreut sich der standesgemäßen Bildung und ist sich bewußt, daß man die Kinder zu braven und glücklichen Menschen machen wolle. Oft ist noch kein Kind vorhanden und man stellt schon pädagogische Grundsätze auf. Gewöhnlich ist es das Princip der Strenge, über das man sich einigt — ein Princip, das zumeist der erste Athemzug des jungen Wesens schmählich über den Haufen bläst. Nun giebt es allerdings recht viele Väter und selbst auch Mütter, welche die ihnen mehr oder weniger lästigen Kinder, die Ursache ihrer Sorgen und Unbequemlichkeiten, zum Zielpunkte ihres Unmuthes zu machen pflegen. Solche sind sohin für eine „strenge Erziehung", aber nicht, weil sie dem Be-

dürfnisse der Kinder, sondern weil sie ihrer eigenen Neigung entspricht. Das sind mitunter gerade solche Menschen, welche ihre Herzenswärme an alle Welt verschwenden, so daß ihnen für ihr eigenes Haus davon nichts übrig bleibt. Draußen sind sie liebenswürdig und gemüthlich, weil sie ja doch einen Fond von Wärme in sich haben; daheim sind sie mürrisch, unwirsch, launenhaft, herrisch und ungerecht, weil sie die täglich fälligen Zinsen ihres Herzens draußen ausgegeben haben. Das häusliche Betragen motiviren sie damit, daß sie sagen, es wäre Strenge, und diese sei zur Aufrechthaltung der Autorität und zur Kindererziehung nothwendig. Solche selbst unerzogenen, weil ungezogenen Erzieher sind für die Kinder von größtem Schaden, auch dann, wenn diese Strenge und Schärfe verdienen.

Was soll denn die beständige Schärfe bei den Kindern bewirken? Weich und sanft geartete Kinder macht sie stutzig, ängstlich, unbeholfen, heuchlerisch, kopfhängerisch, blöde. Derber angelegte Kinder, welche der Rohheit zuneigen, macht sie trotzig, tückisch, feindselig, gefühllos und roh. Und bei Kindern mit oberflächlichem und leichtsinnigem Naturell ist gar nichts geeigneter, diesen Leichtsinn auszubilden, eine vollständige sittliche Stumpfheit und Gleichgiltigkeit zu erzeugen, als eine beständig herbe Behandlung.

Und nur allzubald merken es die Kinder, daß solche Strenge nicht der Liebe, sondern der Laune entspringt; sie fühlen sich von den Eltern abgestoßen und suchen Wege, die ihnen freundlicher erscheinen, im Grunde freilich erst recht gefahrvoll sind. Sie verlieren die Achtung vor der allzeit polternden oder keifenden Autorität; endlich wagen sie es gar, die strengen Vorgesetzten zu reizen, sich an deren Aufwallungen heimlich zu ergötzen und machen sich so zu indirecten Tyrannen ihrer Tyrannen.

In der Regel werden aus herbe behandelten Kindern brutale Menschen.

Ich erinnere mich aus meiner Jugend an einen reichen Großbauer, der sich mit seinem Weibe nur der Wirthschaft und dem Erwerbe hingab. Ihre Kinder waren ihnen lästig, diese warfen keinen Gewinn ab, sie wurden tyrannisirt und vor der Zeit an harte Arbeit gespannt; sie durften täglich kaum sechs Stunden schlafen, fast die ganze übrige Zeit mußten sie unausgesetzt arbeiten; man gönnte ihnen kaum eine ruhige Mahlzeit. Zwei dieser Kinder starben in ihrer Jugend, ein Drittes, eine Tochter, gerieth in ihrem siebzehnten Lebensjahre auf unerklärte Weise in Verlust, der älteste Sohn erstach bei einem Familienzank seine Mutter.

Wo jener Bauernhof gestanden, wächst heute der Wald.

Ferner kannte ich, es war zur selben Zeit und in derselben Gegend, ein armes Kohlenbrennerweib, das wegen einer übertriebenen Zärtlichkeit zu seinem Söhnchen im Rufe der Lächerlichkeit stand. Sie wollte den Knaben, auch als er schon größer war, nicht einen Tag lang von sich geben, sie hetzte und koste ihn ohne Ende. Es wurde ein eitler, übersprudelnder, komischer Junge daraus; aber heute ist er ein gesetzter, gutmüthiger und geachteter Mann.

Die pädagogische Strenge ist die Strenge der Consequenz in der Behandlung der zu Erziehenden. Darum können nur charaktervolle, gelassene, stets ernstmilde Menschen gute Erzieher sein.

Das Bild, welches man in die Seele seines Kindes legen will, muß auf Goldgrund gemalt werden. Dieser Goldgrund ist der milde und freundliche Verkehr, den man mit dem Kinde pflegen, die Heiterkeit der Kindeszeit, die man ihm gönnen und hüten muß. Man dürfe dem Kinde nicht zeigen,

daß man es gern hat, hört man mitunter sagen. Das ist ganz unrichtig; man muß ihm im Gegentheile immer und immer wieder zeigen, wie lieb man es hat. Das ist wahr: rühren wird man Kinder mit den Beweisen unserer Liebe nicht, sie werden es ja ganz selbstverständlich finden, daß man sie gern hat, sie werden nicht dafür danken, nicht absichtlich dafür erkenntlich sein; aber es wird in ihnen eine Zuneigung großwachsen, die sie den Eltern sichert.

Ich will nun Folgendes sagen: Dafür, daß wir ihre Eltern sind, daß wir sie pflegen und nähren, dafür allein verdienen wir die unbegrenzte Verehrung nicht, die wir von unseren Kindern zu fordern pflegen und die das Gebot Gottes ihnen vorschreibt. Im Gegentheile, es könnte ihnen einfallen zu sagen: Habe ich denn auf diese Welt verlangt? Wie komme ich dazu, Eure Süßigkeit mit einem verderblichen Leben, mit einem bitteren Sterben bezahlen zu müssen? — Wir würden solche Fragen selbstverständlich mit drastischer Strenge beantworten, aber ein Anachronismus wären sie heute gerade nicht.

Die unwandelbare Treue ist es, womit wir unsere Kinder verpflichten. Sie mögen hold sein und fröhlich wie Engel, oder häßlich, krank, verkommen, entartet, schlecht — wir sind mit ihnen. Alles wendet sich vielleicht von ihnen ab, und was an sie gebunden ist, das verachtet, verflucht, peinigt sie — wir allein, die Eltern, sind mit ihnen, schützen sie, entschuldigen sie, beweinen sie, lieben sie mit dem zerrissenen Herzen. Dafür, daß sie leben, sind wir ihnen schuldig geworden, und um diese Schuld abzutragen, hat uns die Natur den unerschöpflichen Fond von Treue für sie in's Herz gelegt. Das ist nur recht und billig, und dieser naturnothwendigen Gerechtigkeit giebt das Kind die Ehre, indem es seine Eltern ehrt.

Nun, das war nur eine kleine Verneigung gegen die Pessimisten. Doch selbst für den Fall, als mir diese Neigung ernst wäre, fände ich die Elternverehrung gerechtfertigt. Ich bin aber der Meinung, daß man durch Erlangung des Lebens unter allen Umständen gewinnt, und daß unter allen Umständen die Dankbarkeit des Kindes zu den Eltern eine gerechte und schöne Sache ist. Die Liebe aber, die Liebe des Kindes, muß sich der Vater, die Mutter erwerben, indem sie Liebe säen.

Manche Eltern bringen der äußeren Autorität, auf die sie sich herrisch steifen, die innere zum Opfer. Das Kind hat jedem ihrer Befehle, jedem Wunsch ihrer Laune unbedingt zu folgen. Jede Handbewegung, jedes Räuspern wird ihnen strenge vorgeschrieben, ja die Tyrannei geht so weit, daß die Kinder nicht allein essen müssen, was, sondern auch so viel, als der Herr Vater will. Alles, was die Alten pfeifen, sollen die Jungen willenlos nachtanzen. Sie müssen folgen! heißt es, und damit meint man, sei Alles gethan. Daß dieses Folgen auch innerlich und in Wahrheit geschehe, daß das Kind auch die Ursache seines Folgens erkennen, begreifen solle, daß es auf solche Weise die Nothwendigkeit des Gehorsamens einsehe, sich mit derselben aussöhne — das hält man nicht für nöthig. Der blinde Gehorsam hat selbst an dem Kinde etwas Demoralisirendes; er lehrt folgen, aber nicht handeln; er führt, aber er lehrt nicht gehen; sobald der Führer die Hand zurückzieht, bleibt der an den blinden Gehorsam Gewohnte stehen, oder er macht einen Fehltritt. — Wer die Liebe seiner Kinder hat, der hat, wenn er will, auch ihren Gehorsam, und indem er ihnen sein Verlangen motivirt, senkt er die ersten Keime seiner Grundsätze in ihr Herz. Es läßt sich dem naiven Kinde Alles motiviren, ohne es darum gerade

aus seinem Gesichts- oder Empfindungskreis hinausführen zu müssen. Nur muß man in seiner Weise mit ihm sprechen. Man darf es überhaupt niemals von oben herab behandeln, man muß zu ihm herabsteigen; es giebt sich nicht dem strengen, nicht dem klugen, es giebt sich dem lieben Vater hin.

Oft hört man Eltern klagen, daß ihnen ihre Kinder allzufrühe entwachsen wären, daß sie trotz aller Strenge keine Macht mehr über sie hätten. Das beste Mittel für Eltern, ihre Kinder lange und immer in ihrer Gewalt zu haben, ist, in ihnen die Zuneigung und die Aufrichtigkeit wachzurufen und wach zu erhalten. Der erste Freund des heranwachsenden Sohnes soll der Vater, die erste Freundin der reifenden Tochter die Mutter sein.

Zu vermeiden ist aller Schein des Moralisirens und Predigens, das nehmen Kinder nur allzubald für eine lästige Formsache. Aber man ermüde nicht, sie unablässig und fröhlich zu Gutem und Schönem zu ermuntern, indem man sich selbst daran bethätigt und seine Lust daran zeigt. Darin liegt ja das ganze Geheimniß der Kindererziehung: Sei recht und laß Dich lieben.

Wie man einen Kleinen die Kindeszeit, die gottgeküßte Zeit, nicht verkümmern, sondern so hold als möglich machen soll, wie man ihnen als Goldgrund auf ihre Seele die schönen Ideale beibringen und die naive Freude an dieser Welt bewahren und die Verehrung vor Bedeutendem und Großem einpflanzen müsse, das habe ich wiederholt, und besonders in meinen „Schriften des Waldschulmeisters" erörtert.

Manche Eltern setzen ihren Stolz darauf, an ihrem Kinde jeden Fehler nachdrücklich und lärmend zu bestrafen. Und so ist in solchem Hause ein fortwährendes Zanken, Fehlerbegehen und Strafen, und schließlich glaubt das Kind, daß

es wirklich so schlimm, ungezogen, faul, dumm, boshaft sei, und findet es — selbstverständlich.

Zwischen Fehler und Fehler muß bei der Bestrafung ein Unterschied gemacht werden. Es giebt Versehen des Kindes, die man mit einem einzigen Blick des Auges genugsam verweist; es giebt kleine Unarten, auf welche ein freundliches Gegenwort die beste Wirkung thut; es giebt Fehler, wo eine ruhige, ernste Rüge am Platze ist; es giebt Vergehen, wo ein herzliches Mahnwort mehr fruchtet, als ein polterndes Geschelte. Auch kann ein und derselbe Fehler das einemal stillschweigend nachgesehen, das andereмal scharf bestraft werden, je nachdem er unabsichtlich oder mit Absicht geschehen ist. Nachsichtslos und unerbittlich strenge sei man gegen Unredlichkeiten, Lüge, Rohheit und alle jene Verirrungen, die man bei Erwachsenen Verbrechen nennt.

Zornlos, leidenschaftslos solle man strafen, wird gesagt. Ich frage, warum soll man den Zorn verhehlen, wenn etwas Böses geschehen ist? Nur soll man nicht unter dem Einflusse des kleinen, persönlichen, Thatsachen entstellenden Aergers handeln; der Zorn des Rechtsgefühles muß es sein. Oft mehr noch, als dieser Zorn und die Strafe wirkt der geäußerte Schmerz des liebenden Elternherzens. — Und ziehe man die leidige Angelegenheit nicht in die Länge das Nachschmollen taugt nicht; es sieht wie Feindseligkeit aus, und von dieser soll zwischen Eltern und Kindern selbst der leiseste Schein vermieden bleiben. Ein Hauptgesetz ist: Lasse Deine Kleinen nie aus den Augen; sie sind ein Schatz, den ein einziger unbewachter Moment stehlen kann. Aber das bewachende Auge — ich kann es nicht oft genug wiederholen — es sei eine heitere Sonne, unter welcher das Kindesherz aufblühen kann, wie ein holdes Röslein.

Nun komme ich noch zu einem wichtigen Factor. Die Einheitlichkeit des Verfahrens bei Vater und Mutter. Die hier angedeuteten Grundsätze sind so natürlich und selbstverständlich, daß man meint, ein einsichtsvoller Mensch, der seine Kinder liebt, sich an ihnen freuen und erquicken und sie brav und glücklich wissen will, könne gar nicht anders handeln, umsoweniger, da ein stets liebevoller Verkehr mit den Kindern das eigene Leben heiter, warm und inhaltsreich macht, und also eine segensvolle Rückwirkung hat. Wenn man aber in die Familien hineinschaut, so findet man, daß unter zehn Ursachen ehelichen Zwistes fünfmal es die Kinder sind. Die kleinen, lieben Wesen, die eine Ehe befestigen und so sehr beglücken können, vermögen es auch, sie zu lockern und zu einer Qual zu machen. Und zwar durch den Unverstand und durch die kindische Rechthaberei der Großen. Es giebt Weiber, sonst gutmüthig und scheinbar bei Verstand, die etwas gerade deshalb nicht wollen, weil es der Mann will. Der Mann ist sich z. B. über seine Pflichten zu den Kindern, über die Erziehungsmethode klar geworden; er will auf die Kleinen durch einen herzlichen Verkehr wirken. — Nein, sagt das Weib, streng muß man sein! Es ist sonst gar nicht ihre Art, streng zu sein, sie liebt ja die Kinder. Sie hat wohl hie und da Brocken von Kinderzucht aufgeschnappt, hat aber selbst weder ein System noch einen Grundsatz, läßt sich stets von der momentanen Stimmung hinreißen, ist in Allem inconsequent, nur nicht im Widerspruche. Auf jeden Fall will sie die Frau im Hause sein. Vor lauter Erziehungsversuchen vergißt sie die Mutterpflichten. Die Kleinen wenden sich nun natürlich dem milden, freundlichen Vater zu; das kann das Weib nicht ertragen, sie verlangt vom Manne, daß auch er streng und herb sei. Er thäte es des Hausfriedens wegen, aber er thut

es nicht, weil er es für verderblich hält. Er behandelt die Kleinen in der gewohnten, liebevollen Weise, sie wenden sich immer mehr von der ungemüthlichen Mutter ab und dem Vater zu. Das Weib ist empört; sie vermag nun trotz ihrer Strenge bei den Kindern nichts mehr auszurichten. Sie schreit: So weit kommt es, wenn die Eltern nicht zusammenhalten. — Halte mit mir, sagt er. — So! ruft sie, ich soll mit meinen eigenen Kindern nicht schaffen dürfen! — Darauf sagt er: Du willst mich, den Mann und Vater, den Ernährer und Anwalt, meinen Kindern gegenüber rechtlos machen? Du gefällst Dir darin, die Kinder zu tyrannisiren. Ich aber sage Dir, ich werde mich nicht fügen, denn Du handelst thöricht. — Jetzt beklagt sie sich bitter, daß er sie im Angesichte der Kinder „heruntermache", und so ihre ganze Autorität zerstöre. Sie hat Recht, das zu beklagen, aber sie vergißt, daß sie ihn so lange gereizt und herausgefordert hat, bis er endlich dreinfuhr. Sie liefert stets den Angriff, sei es auf ihn, sei es auf die Kinder; er hat zu schweigen, und will er sich vertheidigen, so ist er schuld an dem Zwiste.

Die Kinder ziehen nun folgenden Schluß: Wenn die Mutter nicht thut, was der Vater will, so wollen wir's auch einmal so machen. Vor Beiden haben sie keinen Respect mehr — die Erziehung ist gescheitert. Jetzt thut die Frau, was sie will, thun die Kinder, was sie wollen und der Mann giebt den Kampf mit dem Drachen auf, läßt die Kinder im Stiche und zieht sich in einen Winkel des Hauses zurück. Sein Weib höhnt ihn, daß er sich die Autorität nicht zu wahren gewußt; die heranwachsenden Kinder halten es immer noch mit ihm, bedauern ihn und führen ein zügelloses Leben.

So wird ein Familienleben zerstört, und die Kinder, sie mögen von Natur noch so gut geartet sein, haben schwere Noth, nun von selbst den rechten Weg zu finden.

Zu bemerken ist, daß sich mein angeführtes Beispiel nicht gut umkehren läßt. In der Regel, besonders bei unteren Volksclassen, ist ja der Mann streng und die Frau milde; in diesem Falle ist die Harmonie zu Gunsten der Kinder viel leichter herzustellen, als wenn das Weib, das im Hause stets um die Kleinen waltet, vom Zuchtbesen besessen ist.

Hier Rathschläge zu ertheilen, wäre lächerlich. Der beste Mann kann nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Weibe nicht gefällt. Und das böse Weib, „so gut es auch sein mag", ist ohne die geringsten Gewissensscrupel im Stande, das Glück von Mann und Kindern seinen rechthaberischen Launen zu opfern.

Hier ist nicht etwa von der Stiefmutter die Rede; denn eine vernünftige Stiefmutter weiß, daß sie das natürliche Recht über die Kinder deren Vater überlassen kann und damit zum großen Theil auch die Verantwortlichkeit. Sie, die etwa noch leises Bangen fühlt, es möchte ein verklärter Geist entzweiend zwischen ihr und ihrem Gatten stehen, sie hat hier das mächtigste, unfehlbarste Mittel, die Liebe des Mannes, seine heiße, treue, dankbare Liebe zu gewinnen. Sie ist gut mit seinen Kindern, das schlägt er höher an, als alle Zärtlichkeit und Sorgfalt, die sie an ihm selbst verschwendet. Er braucht kein besonders zartes, empfindsames Gemüth zu haben, so wird ihn die Güte seines Weibes gegen die Stiefkinder besiegen. Sie hat hier die edelste Gelegenheit, dem geliebten Manne fortwährend Gutes zu thun, ihm auf die feinsinnigste Weise zu zeigen, daß sie ihn lieb hat: sie ist mild und freundlich mit seinen Kindern. In ihrer Hand liegt das Glück der ganzen Familie,

sie theilt es aus und sie ist somit die Frau und Mutter im schönsten Sinne.

Da ich nun schließe, sehe ich Manchen, der mich nicht verstehen konnte und nun ausruft: Was Sie nur immerfort mit der Kindheit haben! Ich bin in meiner Kindheit weder besser noch glücklicher gewesen, als heute; im Gegentheile, ich bin froh, daß ich sie hinter mir habe. — Mehr braucht er nicht zu sagen; ich weiß, daß er um seine Kindheit betrogen worden ist. Er mag edel sein und gemüthvoll, aber in der Lyra seines Herzens wird Eine Saite nicht klingen und die volle Harmonie wird er nicht mehr inne werden.

Die Menschen beklagen, daß dieses Leben so glückarm sei; warum sträuben sich denn so viele vor dem reinsten, gediegensten, verdienstlichsten, vor dem häuslichen Glücke? Ist es denn so schwer für zwei Menschen, die sich lieben, verstehen, an ihren Kindern das gleiche Interesse haben, ist es denn so schwer, in Bezug auf diese Kinder einig zu sein, in jener treuen Milde und Liebe mit ihnen zu leben, wie es ja schon die Natur vorschreibt! Das macht frohe Menschen. Ein heiteres, friedsames Heim ist der beste Hort für junge Leute. In ihm erstarkt und reift das weiche Kindesherz zu einem geklärten, liebenswürdigen Charakter. Und selbst unglücklicher geartete Kinder kommen am besten dort zurecht, wo in strengem Gleichgewichte die Einigkeit, die Opferfreudigkeit, der Ernst und die Milde wohnen.

Das unermüdliche Ueberwachen des Kindes, ohne dasselbe in seinen kindlichen Rechten, oder in der natürlichen Entwicklung zu beengen, das eingehende Prüfen, das liebevolle Anerkennen seiner Vorzüge, das genaue Abwägen seiner Fehler und Strafen, die Consequenz in der ganzen Behandlung, diese Strenge ist unerläßlich. Der Erziehende vor Allem

muß sich im Zaume halten, muß das schon sein, wozu er den Zögling machen will. Kann und ist er das nicht, dann spreche er nicht von Kindererziehung, dann wundere er sich nicht über die schlechten Resultate seiner Anstrengung, dann verlange er von den Kindern nicht um einen Funken mehr Liebe und Achtung, als was das kalte Gesetz ihnen vorschreibt.

Gebt dem Kinde, was des Kindes ist!

Der verhängnißvollste Irrthum des Menschen ist, wenn er sein Kind mißkennt.

Ich zittere vor diesem Verkennen und verbringe manche stille Stunde der Nacht mit Nachdenken, wie ich es denn anstellen solle, dem Kinde das Seine zu geben.

Der kleine Mensch braucht wohl auch in geistiger Beziehung dieselbe Nahrung als der erwachsene, aber in anderer Form. Jedoch kann man hierin nicht vorsichtig genug sein. Manche Dinge, die wir in dieser besten Absicht für Kinder anwenden, sind für Kinder nicht geeignet; Manches, was wie ihnen als Ernst entgegenstellen, ist uns ein Spiel, bei dem wir uns ergötzen, ohne zu ahnen, welch' Unheil es in den Kleinen stiftet.

Das Christkind, welches am Weihnachtsabende die Gaben bringt — ich habe darüber meine eigenen Gedanken. Die Täuschung ist so holdselig, aber die Enttäuschung muß denn doch etwas früh eintreten, vielleicht, bevor noch das Kind im Stande ist, das Christkindlein mit den rothen Wangen und dem goldenen Haar in den Begriff: Menschenliebe zu übersetzen.

Etwas gefährlich scheint mir auch das Spiel, welches man in manchen Gegenden mit den Kindern am Nikolausabende zu treiben pflegt. Ich meine nicht den „Bartel" oder

den „Knecht Ruprecht", oder wie der Popanz sonst heißen mag, der die Kinder erschreckt und manches schon zu Tode erschreckt hat. Hier liegt der Unsinn so augenscheinlich da, daß es überflüssig ist, davon zu sprechen. Gefährlicher scheint mir der gütige, fromme Nikolo.

Als meine Kinder in ihrem fünften und sechsten Jahre waren, hatten wir uns eines Adventabends in der Stube versammelt und trieben lustige Kurzweil, und die Kleinen umschwärmten und neckten den lachenden Vater wie zwei muntere Kobolde und hüpften und jauchzten dabei — im Kindesherzen ist ja eine solche Hochfluth von Lebenslust, daß sie ohne weiteren Anlaß überschäumt. O Kind, wenn du wüßtest, wie bald die Ebbe eintritt! — Und wie es gerade am lustigsten ist, hören wir draußen ein Klingeln und Klopfen. „Wer ist's noch so spät? Nur herein!"

Und niemand Geringerer kommt, als ein Bischof mit dem weißen Talar und der zweispitzigen Mütze, ein gebückter, langbärtiger Greis mit goldenem Stabe. Mit gröhlender Stimme — man verstand ihn kaum — fragte er nach den Kindern. Diese standen still wie zwei Schneemännchen neben mir, und da nach ihnen begehrt wurde, traten sie zu ihm hin. Der alte Mann stellte sich vor, er sei der himmlische Bischof Nikolaus und hätte eine Reise auf die Welt unternommen, um brave Kinder aufzusuchen und zu beschenken. Er fragte sie dann, ob sie brav wären? Das Mädchen beantwortete die Frage mit ziemlicher Zuversicht, der Knabe mit einiger Reserve, worauf der Bischof zu wissen verlangte, ob sie schon was gelernt hätten? Sie stellten sich aufrecht vor ihn hin und sagten ein Gedicht auf, wobei ihm das Mädchen mit unbeschreiblicher Treuherzigkeit in's Auge schaute, während der Knabe nicht ohne Vorwitz das himmlische Kleid musterte.

Schließlich versprach der heilige Nikolaus, in der Nacht durch seinen Boten den Kindern etwas zu schicken. Er war überaus milde und gutmüthig, dabei auch sehr salbungsvoll, wie er es bei irdischen Bischöfen gesehen haben mochte, legte den Kleinen noch segnend die Hände auf das Haupt und schwankte zur Thür hinaus.

Als er davon war, lispelte mir der Knabe in's Ohr: „Ich habe ihn wohl erkannt — es ist der Butten-Seppel gewesen."

„Aber Kind!" rief ich, „was Dir nicht einfällt!" Das Wort blieb mir im Munde stecken.

Der Butten-Seppel, der in einem Nebenhäuschen wohnte, zeigte sich später, er war in seinem gewöhnlichen Kleide. Ich erzählte ihm sogleich, daß der Nikolo da gewesen sei, ob er ihn nicht auch gesehen hätte? Er wußte gar nichts davon und war sehr verwundert; die Kinder lugten ihn so etwas unsicher an. — Als sie in ihren Bettchen waren, ihre Schühlein am Fenster standen, bereit die Gaben des Nikolo anzunehmen,*) und als im dunkeln Zimmer schon die Stille der Nacht herrschte, nur ich noch in einem Winkel saß, glück- und sorgenvoll auf die Bettchen hinblickte und glaubte, die Kinder wären schon eingeschlafen, sagte der Knabe auf einmal: „Und ich hab's doch gewußt, daß es der Butten-Seppel ist!" Darauf hob

*) Daß der Nikolo seine Gaben in die Schuhe legt, ist von ihm eine alte Gewohnheit und stammt aus jener Zeit, in der die Kinder, noch keine Gaben gewärtigend, kein Behälter für dieselben aufstellten und der Bischof nichts Anderes vorfand, als unter den Betten die Schuhe. Heute möchten sie freilich am liebsten alle Schüsseln und Teller des ganzen Hauses an's Fenster stellen, aber der Nikolo legt seine Gaben mit Vorliebe in die kleinen Schuhe — er kommt dabei auch billiger aus dem Handel.

sich das Mädchenköpfchen in die Höhe und lispelte: „Ich hab's auch gewußt. Aber wenn man das sagt, so kriegt man nichts".

Ich war um eine Erfahrung reicher. Was mich aber von dieser Zeit an besonders nachdenklich machte: wenn ich oder die Mutter den Kindern etwas erzählten, fragten sie häufig: „Ist es wahr?"

Der „Nikolo" hat ihnen das Mißtrauen eingelegt, hat ihnen den Vortheil der Heuchelei gezeigt. Der Mann kam nicht vom Himmel!

Es ist wohl kein Wunder, daß Einem bei Erziehung seiner Kinder — und wären sie noch so gut geartet — bisweilen der Angstschweiß auf die Stirne tritt.

Eines Tages machten die Kinder einen Besuch bei einer bekannten Familie. Dort wurden ihnen allerlei Nippsachen zur Spielerei vorgelegt. Als sie wieder zu Hause waren, zog der Knabe mit sichtlicher Ueberraschung plötzlich ein Engelchen von Porzellan aus der Rocktasche und rief: „Ei, wie kann denn das sein, jetzt ist mir das Engerl in den Sack geflogen! Dort im fremden Haus habe ich mit ihm gespielt."

Ich erschrak, ohne eigentlich zu wissen, warum. Ich ließ mir den Hergang so genau als möglich erzählen, ich nahm das Kind in strengen Verhör, aber — mir fiel ein Stein vom Herzen — der kleine Inquisit widersprach sich nicht im Geringsten. Sie hatten dort mit dem Engelchen Verstecken gespielt, einmal verschwand das Engelchen, einmal war es wieder da. Es war so ein kleiner Tausendsaßa: Warf man es in die Luft — husch, weg war es und aus dem Rockärmel schlüpfte es wieder hervor; sperrte man's in den Nähkorb der Hausfrau, so guckte es gleich darauf ganz munter aus dem Rocktäschchen des Knaben. So ging's eine Weile unter dem Jubel der Kinder — auch Anderes kam dazwischen, was nicht

minder lustig war — bis, weil es unterdessen spät geworden, plötzlich von der Begleiterin zum Aufbruch gedrängt wurde.

Und nun fand sich der Engel in der Tasche des Knaben, was diesen anfangs nicht eben unangenehm berührt zu haben schien.

Es war mittlerweile finster geworden und draußen tanzte frisches Schneegestöber. Trotzdem verlangte ich, daß der Knabe noch an diesem Abende den entflohenen Engel in jenes Haus zurücktrage und zu den anderen Nippsachen lege. Der Kleine blickte mich mit seinem großen klaren Auge bittend an, ich möchte ihn heute verschonen; seine Vertreter — und er hatte derer ein ganzes Haus voll — schützten die Dunkelheit vor, die Entfernung, das Gestöber, den Sturm, und machten Alles viel wüster, als es war; aber ich bestand darauf, der Knabe mußte den Engel zurückstellen.

So ging er mit der Begleiterin ruhig davon. Es war ein unwirthlicher Abend, ich gestehe es ein, ich würde aus anderen Gründen einen noch kaum sechsjährigen Knaben bei solchem Wetter nicht in's Freie schicken. Damals vergaß ich über die absolute Nothwendigkeit dieses Ganges alle Gefahr. Erst als der Kleine mit frischgerötheten Wangen und fröhlichen Augen wieder in die Stube trat, athmete ich ganz frei auf. Die Begleiterin brachte ja von jener Familie die Versicherung mit, daß der kleine Engel beim Wechsel des Spieles ganz zufällig in der Rocktasche des andern kleinen Engels verblieben und vergessen worden sei. — Die Todesangst vor dem namenlosen Unglücke, welches ich an jenem Tage über unserem Haupte schwebend wähnte, war zerstreut.

Ich erinnere mich an einen Vorfall aus meiner eigenen Kindheit. Meine Eltern waren mit uns Kindern überaus milde und nachsichtig, aber ihren vollsten Zorn ließen sie

fühlen, wenn sie uns auf irgend einer Unwahrheit ertappt hatten. Nun kam ich einmal an einem Sommertage mit einem üppig von schwarzen Kirschen beladenen Zweig nach Hause. Ich hatte denselben im Hintergarten des Nachbars heimlich vom Baume gebrochen. Meine Mutter fragte mich sofort, woher ich den Kirschbaumzweig hätte. Ich antwortete im ersten Schreck: „Von unserem Baume." Kaum war das Wort heraus, so fiel es mir ein, daß unser Baum keine schwarzen Kirschen trage, sondern rothe. Ich war auf Herbes gefaßt, aber meine Mutter schwieg. Schwieg, ging hinaus in die Futterkammer; ich schlich ihr nach und fand sie bitterlich weinen.

So weint eine Mutter, deren liebsten Sohn man in den Arrest führt. Mir gingen die Augen auf — mir gingen sie über. Auf meinen Lippen die Unwahrheit, in meiner Hand fremdes Gut! Ich bin vor meiner Mutter auf die Knie gefallen, habe Alles gestanden, habe um Verzeihung gefleht.

„Stehe auf", sagte sie, „trage den Kirschbaumzweig zum Nachbar und sage ihm, was Du gethan hast."

Ich that's; der Nachbar lachte und meinte: „Wegen einer Handvoll Kirschen da! Sie sind Dir wohlvergunnt, sie werden mir von dem Baume da unten immer gestohlen."

Das war mir gerade genug. Da hatte der Mann einen Kirschbaum für Diebe! Ich hatte genug für mein Leben lang.

Was kannst du, besorgter Vater, deinen Kindern geben? Geld? Das giebt seinen Kindern auch der Gauch. Wissen? Das Geschenk ist ehrenwerth und führt sogar mitunter zum Ruhme. Willst du ihnen jedoch etwas geben, was ihnen ureigen sein und bleiben wird, was mehr inneres Glück und äußere Ehre bringt, als alles Geld und Wissen auf der Welt — gieb ihnen Treu' und Redlichkeit.

Um Kinder diesem beständigen Himmel zuzuführen, wird manchmal ein sehr sonderbares Mittel angewandt, nämlich — die Hölle. Vernünftige Eltern — und zu unvernünftigen rede ich nicht — mögen auf die Ammen und Wärterinnen ihrer Kinder achten! Derlei Weiblein unterhalten in idyllischen Spiel- und Plauderstündchen die Kleinen gern mit Teufel und Hölle. Nun ist aber die Hölle eine höllische Erfindung.

Ich lasse es mir angelegen sein, mit meinen Kindern — verzeihe mir's der Teufel! — von Gott zu sprechen, aber ich habe — Gott verzeiht mir's gern — den Teufel ihnen ganz und gar verschwiegen. Um brave Menschen zu werden und Tüchtiges zu leisten, dazu brauchen wir den Teufel ein für allemal gar nicht er mag heißen, wie er wolle.

Als ich eines Abends — es war öde in der Wohnung und ich bei meinen Kindern ganz allein zu Hause — am Bette des Knaben saß, in der schweren Ruhe über manches schwere Geheimniß unseres Daseins nachsann, begann der Kleine plötzlich zu schluchzen. Das that er sonst nie, auch konnte heute kein Traum die Ursache sein, denn er hatte seit dem Abbruch unseres kleinen Bettgespräches sein Köpfchen wohl ruhig auf dem weißen Kissen liegen, war aber noch nicht eingeschlafen.

Da er so bitterlich schluchzte, daß sein ganzes Körperchen bebte, so fragte ich ihn, was ihm denn zu Leide sei? Er vermochte vor lauter Weinen lange nicht, mir die Antwort zu geben, er streckte die Händchen nach mir aus, nahm mich um den Hals und weinte, daß mir angst und bange wurde.

Endlich brachte er es heraus, er hätte an die Hö— Hö— Hö— Hölle gedacht.

„O gutes, kleines Närrchen! Wer hat Dir denn von der Hölle was gesagt?"

Er wußte es selbst nicht. Aber er sah den glühenden Feuerofen, sah deutlich, wie die schwarzen Teufel mit langen Gabeln die armen Verdammten peinigten — „und immer, immer!" schluchzte der Knabe, „ohne Ende peinigen!"

— Wer hat mir das gethan! — Meiner Mutter, dem guten, armen, frommgläubigen Weibe, der trotz ihrer Dürftigkeit unermüdlichen Wohlthäterin so vieler Nothleidenden, der stillergebenen Dulderin, der nimmerruhenden Magd ihres mühevollen Berufes, der treuesten Gattin, der einzigen Mutter — auch ihr hat man die Hölle in's Herz geschleudert. Sie starb, wie gute Menschen sterben, aber eine ihrer letzten Bitten war die, man möge beten zu den Engeln Gottes, daß sie doch den bösen Feind, der an ihrem Todtenbette stehe, verjagten.

Und nun auch mein Kind! das schuldlose, sonst so heitere Wesen von sechs Jahren! An jenem Abende habe ich mit der Faust ein altes Bildniß zertrümmert; es war ein zorniger Faustschlag in die Larve jenes Dämons, der seit alten Zeiten von harten Herzen zwar abprallt, aber die kindlichen Gemüther peinigt. Ich will Euch aus dem Volke Menschen bringen, brave, scheinbar vernünftige Menschen, denen nehmt die Sorge für ihre Familie, das Leid ihrer Armuth, ihrer Krankheiten, die Reue, die Bitterkeit, den Kummer um irdischen Verlust von ihrem ächzenden Herzen, und legt all' das auf die eine Wagschale; auf die andere legt aber nichts, gar nichts, als ihre Angst vor Hölle und Teufel — ihr werdet sehen, welche der beiden Schalen sinkt.

Nun weiß ich wohl, daß mein Faustschlag ein ohnmächtiger Xerxesstreich war, aber nicht in's Meer, sondern in den Qualm, der heute noch eine Welt von Köpfen umnebelt, eine Welt von Herzen erstickt.

Ich bin der Zuversicht, daß mein Kind, das ich ja dem Schönen und Heiteren zuführen möchte, sich vor dem wahnwitzigen Schreckbilde befreien wird, aber den Mißton beklage ich, der in seine liebliche Kindheit geworfen worden ist.

Für's Erste lachte ich nun den dummen Jungen brav aus. Er hatte noch Wasser in den Augen und lachte mit. Alsbald stimmte auch das Mädchen ein, das wußte wohl kaum, um was es sich handle, aber es that nach Kräften mit und so wurde hier ein Terzett gelacht, das ich für einen wirksameren Faustschlag gegen das alte Schreckbild halten möchte, als jener im Zorn geführte gewesen war.

Aber auch unsere Zeit hat, wie ich schon angedeutet, ihre Dämonen, die das kindliche Paradies zu zerstören drohen.

Von den Kindern ist nicht zu verlangen, daß sie uns Erwachsene verstehen sollen; wenn wir Erwachsene aber die Kinder nicht verstehen, so ist das arg.

Und es ist wirklich arg.

Warum hört man heute so oft die Klage: „Es giebt keine Kinder mehr!"? Weil unsere Zeit keine Kinder mehr duldet. Sie ist so kindisch altklug, daß ihr alles Kindliche verhaßt ist. — Alle Spiele und Spielsachen werden so eingerichtet, daß die Kinder daran was sollen lernen können. Gewiß, das Lernen ist eine harte Sache, man erleichtere es den Kleinen, indem man es ihnen z. B. nach dem Fröbel'schen System möglichst zum Spiele mache; aber daraus folgt noch nicht, daß man ihnen das Spiel, dieses große und schöne Vorrecht der Kinder, zur Arbeit machen müsse. Das sage nicht ich allein, das haben vor mir schon Viele gesagt, aber es muß wiederholt werden, bis man uns hört.

Die ganze Welt wird en miniature zum Kinderspielzeug gemacht. Darin liegt eben der große Irrthum! Die Welt des

spielenden Kindes ist eine andere, als die der Erwachsenen, es ist eine für sich abgeschlossene Märchenwelt; das Kind erbaut sich diese Welt zum Theil selbst, bevölkert sie mit seinen Lieblingsgestalten und soll in derselben unbefangen, zufrieden und glücklich erhalten werden.

Die modernen „Spielereien" der Kinder sind nur die „Spielereien" der großen Welt im verjüngten Maßstabe; was den Gegenstand der Eitelkeit, der Gefall- und Genußsucht und des Luxus der Jungen und Alten bildet, das wird auch dem Kinde in die kleinen, unschuldigen Händchen gegeben, und es soll mit Dingen spielen, die es noch gar nicht begreifen kann und auch noch nicht verstehen soll. Diese kostspieligen Spielereien erzeugen nur bei den Kindern reicher Leute frühzeitig protzigen Stolz und in den Herzen armer Kinder, welche die Herrlichkeiten entbehren müssen, die Bitterkeit des Neides. Durch das Spiel der Kinder soll viel eher der demokratische Zug der Gleichheit in den Neigungen und Wünschen gehen.

Mütter, die in ihre Kleinen besonders vernarrt sind, glauben auch deren Geschmack und Schönheitssinn schon durch den Ankauf des in ihren Augen schönsten und geschmackvollsten Spieltands wecken und ausbilden zu sollen. Sie wollen dem Kinde nichts Rohes oder Plumpes in die Hand geben, damit das Auge derselben nicht daran gewöhnt werde. Wie wenig verstehen diese Mütter in den Gemüthern ihrer Kinder zu lesen und mit den Augen derselben zu schauen. Das kleine Kind ist ja ein Idealist und kein Naturalist. Die steifen holzgeschnitzten Puppen und Thierfiguren sind ja die wahren Kunstwerke der Kinderwelt, deren groteske Formen und bunte Farben durch keine Naturtreue oder Detailsorgfalt ersetzt werden können. Und der naive Humor des Kindes, dieser so selten richtig

gepflegte Keim in der Kindesseele, verlangt geradezu nach so naiv drolligem und schalkhaftem Spielzeug.

Die Naivetät ist der hochmüthigen Welt freilich fast ein Spott geworden, selbst aus der Kunst will man diesen Begriff verbannen; sie nun auch noch im Kinde zu vernichten, hieße das Herz der Menschheit und mit ihm das Ideale im Keime ersticken.

Der erste Schritt in die Welt.

Die einzig schönen Jahre sind vorbei. Vorbei, während man noch im Traume war, sie fingen erst an. Ist doch erst vor kurzen Tagen uns die Knospe des Kinderherzens aufgesprungen, haben wir diese Knospe doch erst gehütet vor dem Froste der Wirklichkeit, vor den rauhen Winden des Lebens, damit die Sonne der Märchenwelt mit ihrem dämmerhaften Scheine recht lange in das junge Herzlein schimmern möge. Wir hatten in unserem Kinde gleichsam einen lieben Gast aus dem Himmelreiche, dem unser stilles Heim das einzige Asyl war auf der fremden Erde. Wir suchten, wenn wir von den Lasten des Tages ermüdet, von der Welt enttäuscht waren, in seinem Auge eine Kunde aus jenen glückseligen Landen, die uns selbst längst verdämmert waren und nichts zurückgelassen hatten, als das Ahnen und die Sehnsucht.

Und während wir das geliebte Wesen, welches uns allein gegeben war — aus Lust und Schmerzen uns allein geboren, ein süßes, verkörpertes Geheimniß, während wir es wahren und bergen als unser ureigenes, unersetzliches Gut — greift ein eherner Arm in unser Haus und eine Stimme ruft: Das Kind gehört nicht mehr Euch, es gehört mir, der Gesellschaft, der Welt!

Das magische Licht des Elternhauses verlischt, zu den großen Fenstern des Schulzimmers fällt der nüchterne Schein jener Sonne, die ein Fixstern des Himmels ist und um die sich die Erde dreht. Die Kindheit ist hier zu Ende, sie dauert heutzutage mitsammt der Wickel- und Wiegenzeit nur mehr sechs Jahre. Die Welt hat's eilig, sie kann den Einzelnen nicht länger schonen, sie bedarf seiner Dienste, wenn sie mit ihren Aufgaben noch vor dem jüngsten Tage fertig werden will.

Lebe wohl, mein Knabe, Du gehst jetzt vom Vater fort. Die Schule steht wenige Schritte von unserem Hause, der erste Unterricht dauert wenige Stunden, aber Du kehrst mir nicht mehr heim. Ja, ein Junge, ein lieber, fröhlicher Junge wird heranspringen, wird erzählen vom Lehrer und von Schülern, und was da war und was da gesagt wurde, und was sein wird — ein neues, unabsehbares Programm, das sich — Kind, Du ahnst es nicht — hinaufspielen wird durch die Jahre Deiner Jugend, bis in die Manneszeit und weiter. Ein Menschenkind warst Du, nun aber bist Du zu den Leuten gegangen; als einer der Leute gehst Du zurück in mein Haus, als einen der Leute findest Du mich. — Bursche, jetzt müssen wir anders miteinander reden.

Der erste Schultag, es ist ein ernster und doch ein glückseliger Tag. Es giebt Leute, denen der erste Prüfungstag früher kommt, als der erste Schultag — das verrückt die Perspective der Weltanschauung gar gewaltig. Auch Solche gelangen vielleicht zum Ziele, aber auf welchen Umwegen! Da klettern sie die steilsten Felsen empor, um dort wieder abwärts zu gleiten; da waten sie durch Sumpf, weil sie dort im Nebel ein Lichtlein flackern sahen, und müssen umkehren, wollen sie nicht versinken. Und durch all' das geht auf guten Grundfesten und mit sicheren Brücken die breite Straße sachte

hinan, jene Straße, an deren Beginn der erste Schultag als Schlagbaum steht. — Ziehe mit Gott, mein Kind, Du hast es leicht.

Rathschläge sind laut: Man möge das unverdorbene Kind in so zartem Alter nicht in die Fremde setzen — das Schulhaus mit seinem heterogenen, tollen, unlauteren Völklein sei die Fremde — man möge im Gegentheil die Schule zum Kind in sein Heim hereinnehmen; unter der Hut der Eltern, unter der Sorgfalt des sich ausschließlich mit ihm beschäftigenden Lehrers müßte es an Körper, Geist und Gemüth wohl am besten gedeihen.

Gewiß, das wäre das Ideal der Kindererziehung und nicht blos bei Mädchen, sondern auch bei Knaben anzustreben, müßten die Knaben nicht besonders für den Kampf um's Sein erzogen werden. Das Schulhaus ist die erste Arena, in welcher sich Alle zu üben haben, die später die Kämpfe um's Brot, die Schlachten des Geistes, die Wettläufe nach den verschiedenen Zielen mitmachen müssen. Der Hausschüler wird dem Volksschüler meist an theoretischem Wissen überlegen sein, aber er bleibt unerfahren, verweichlicht, ungeschickt, schüchtern und ihm fehlt jene Gewandtheit und Kühnheit, die man sich eben nur im Wettringen aneignet. Allerdings, die Individualität und die Unverdorbenheit des Herzens kann bei dem Hausschüler leichter gewahrt bleiben, der Charakter kann sich bei demselben rascher und entschiedener entwickeln; aber trotzdem ist einem Schüler, der seine materielle Zukunft sich selber gründen soll, mit dem Einzelunterricht verhältnißmäßig weniger gedient, als mit der öffentlichen Schule, in welcher er — freilich oft mit dem Opfer seiner Kindlichkeit — die Wege des Lebens frühzeitig kennen lernt. Außerdem ist der Einzelunterricht, sowie überhaupt die Absonderung und enge Be-

grenzung für den Schüler eine Quelle erwachender Selbstsucht, während in der öffentlichen Schule Einer für Alle und Alle für Einen stehen, die Resultate des Einzelnen Allen zu Gute kommen und so der Geist der Gemeinsamkeit geweckt wird. Allerdings strebt auch das Laster des Einzelnen der Gemeinsamkeit zu, und manches sechs- oder siebenjährige Kind sitzt da in den Bänken, dessen Auge so unschuldsvoll zu blicken weiß, in dessen Busen sich aber schon junge Schlangen bergen, die es aus dem Drachennester der dunklen Heimstätte seiner verkommenen Eltern mitgebracht hat.

Mit einer gewissen Bangniß erwartete ich am ersten Schultage die Heimkehr meines Söhnleins. Es brachte sein frohleuchtendes Auge mit. Von seinen Schulgenossen wußte es nichts zu erzählen, als daß deren viele seien und etliche auch darunter, die über die Bänke springen. Desto mehr und begeisterter erzählte es vom Herrn Lehrer; der sei gar brav und wisse so schön zu sprechen, daß es allemal schade sei, wenn er aufhöre. Und als die Zwischenstunde gewesen sei, da hätte er — mein kleiner Knabe — sich nicht anders zu helfen gewußt, er sei von seinem Platze aufgestanden, zum Herrn Lehrer an den Tisch hinausgegangen und hätte ihm in's Ohr gesagt, daß er ihn sehr lieb habe.

Das, mein Junge, ist schon die rechte Adresse für Dein kleines Herz, der ich es abtrete, ohne eifersüchtig zu sein.

Im Hinblick darauf, daß sich die Schule in erster Linie mit der Ausbildung des Geistes befassen wird, war ich bestrebt, zu Hause vor Allem auf das Gemüth zu wirken. Ich säete Liebe hinein und denke, daß nun Liebe herauswachsen wird, wenn der warme Blick eines Menschenauges darauf hinsieht. Allerdings, es ist gefährlich, das Kind, welches es mit der brutalen Welt zu thun haben wird, mit einem zu weichen und

reichen Gemüthe auszuschicken, es empfindlich zu machen für Leiden und Qualen, von denen der Herzerstarrte nichts weiß. Aber ich habe die Ueberzeugung, daß das echte Glück — und es giebt ein solches auf Erden — nur in einem reichen, harmonischen Gemüthsleben seinen Sitz haben kann. Nur hier, und sonst nirgends. — So tritt nun der Knabe hinaus mit seinem frischen, heiteren Auge, mit seinem warmen, vertrauensseligen, glaubensfreudigen Herzen. Tausend Enttäuschungen wird er erfahren, sein an Erkenntniß zunehmendes Haupt selbst wird dem Herzen Opposition machen, aber letzteres möge nicht mehr zu ersticken sein.

Freilich werden sich Eltern vergeblich bemühen, jene seelische Eigenschaft, die wir das Gemüth zu nennen pflegen, zu wecken und zu fördern, wenn ihnen das Temperament des Kindes darin entgegensteht. Aber wo dieses günstig und der Boden ein fruchtbarer ist, da möge ja nicht versäumt werden, jenes Element auszubilden, welches die Leute zu Menschen und aus diesen oft Künstler und Führer, ja selbst Propheten und Heilande macht. — Das sind in der Regel aber nicht die Beneideten dieser Erde, trotzdem, oder vielleicht eben deshalb, die Glücklichen. Verzeiht es mir, Ihr hochgeschätzten Geldmänner, Ihr Wohlgestrengen und Mächtigen, Ihr Gelehrten und Klugen, daß ich Den Euch vorziehe, der mehr hat, mehr kann und mehr weiß, als Ihr — den warmherzigen Idealisten.

Ich will aus meinem Kinde vor Allem einen guten Menschen machen. Sei brav! ist des Vaters Gebot. Der Lehrer wird ihm sagen: Sei weise! seine Schulgenossen werden ihm lehren: Sei klug! der Wettstreit in Schule und Leben wird ihn mahnen: Sei fleißig und stark. Aber größer als Alles ist das erste Gebot: Sei gut und brav!

So übergebe ich das Kind der Gesellschaft; möge es aller Vortheile würdig sein, die heute dem Lernenden und Strebenden geboten sind.

Das jüngere Schwesterchen will den Knaben nicht lassen; es will ihn daheim haben, oder es will mit in die Schule. Damit hat's Zeit, Kind! Bei Dir stehen die Dinge anders; das öffentliche Leben, für den Knaben ein Gewinn, ist für Dich keiner. Draußen ist Alles zu finden, nur nicht jener stille, heilige Kreis, in welchem das Mädchen leben und walten lernen muß — das Haus, die Familie.

Gewiß, das Mädchen soll lernen, so viel als möglich, aber es soll nicht mit einem Schritte aus dem Horte der Familie treten. Wenn einst ein Freier — und der ist in unserem Falle doch eine Hauptsache — umher geht, um die Braut zu suchen, er wird in's Haus einkehren, und wer er auch sein mag, die Beste ist ihm die Häusliche, die Beste ihm die, welche Sinn für das hat, was er mit ihr gründen will — die Familie.

Unsere Zeit hat allerlei wunderliche Individuen weiblichen Geschlechtes aufzuweisen: Beamte, Künstler, Doctoren und Professoren aller Facultäten — Weiber, welche gegen das Weib Front machen und es doch niemals verleugnen können, künstlich forcirte Pessimisten, Skeptiker und Nihilisten, weil ihnen der Optimismus zu weiblich erscheint, Wesen ohne Halt und Gleichgewicht, unglückselige Geschöpfe, welche nicht müde werden, ihr Geschlecht zu entweiben oder zu verwünschen. Diese Bedauernswerthen haben sich zumeist aus den Scharen Derer recrutirt, die frühzeitig aus dem Elternhause geführt und in die Massen der Institute gesteckt worden sind. — Theoretisch ist ja jedes Institut, welches auf die Ausbildung der Jugend hinwirkt, löblich; praktisch aber ist es nicht immer

von Vortheil, wenn das Mädchen, jahrelang das Heim entbehrend, mit fremden Frauen und Mädchen zusammenlebt.

Das Weib verträgt seinesgleichen nicht; das Weib in beständiger Gesellschaft von Weibern wird schlimm — es wird intriguant, boshaft, herrisch; bei seinesgleichen kommt dem Weibe die Emancipationslust, aber anstatt männlich zu werden, wird es männisch, ganz so wie es Männer giebt, die bei Abgang männlicher Tugenden und Eigenschaften weibisch werden können. Das Studium der Wissenschaften, welches sonst von Männern ausgeübt zu werden pflegt, wirkt auf solchem Wege nichts Gutes, und Weiber dieser angedeuteten Sorte werden um so abstoßender und schädlicher, je intelligenter sie sind. Der beste Wegweiser aus diesem unseligen Labyrinth ist der Mahnruf: Rückkehr in's Haus. Manche besinnt sich, ja Jede möchte ihre Fahne schließlich verlassen und in's Haus zurückeilen, doch über der Pforte desselben steht geschrieben: Fremden ist der Eintritt untersagt. — Fremdgeworden sind sie dem Hause; drinnen aber waltet „die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und herrschet weise im häuslichen Kreise, und lehret die Mädchen . . ."

Sie selbst lehret die Mädchen, anstatt diese in die Oeffentlichkeit, in fremde Kreise hinaus zu schicken, aus denen es für Manche keine Rückkehr giebt. —

Also, das Mädchen nicht zu frühe und nicht auf zu lange aus dem Hause. In unserem Mittelstande vermögen wir es selten genug, den Mädchen die öffentliche Volksschule zu ersparen. Zum Glücke sind die heutigen Schulzustände derart, daß wir ihnen unser Theuerstes mit Beruhigung anvertrauen können, und zum Glücke hält das Kind so fest an seinem Heim, daß es sich von leichtfertigen Genossen nicht alsobald entfremden läßt. Sind auch die Eltern dem

Kinde treu und ihrer Pflicht sich bewußt, so ist hier ein Band, das durch die Schule nicht zerrissen, sondern oftmals noch mehr befestigt wird.

Wie auch die Wege des Lebens sein mögen, wir senden die Kinder mit unserer Liebe aus, und dieser Schutzengel führt sie uns wieder heim.

Ein Vater an seinen Sohn.

I.

Während Du, mein liebes Kind, Dich da draußen herumtummelst und ich Dich fort und fort weisen und warnen soll: Klettere dort nicht hinan! Spring' nicht in den Bach! Iß von jenen Beeren nicht! Wirf die Steine nicht in's Fenster! Necke den Hund nicht! — während dieser Deiner kaum zu zähmenden kindlichen Lust sitze ich hier im Gartenhäuschen und sinne und schreibe. Du ahnst es nicht, mein Knabe, an wen ich schreibe und was ich schreibe.

Neben mir steht ein Unsichtbarer, der mahnt mich: bestelle Dein Haus! Mein kleines Haus, das ist bestellt, vielleicht gedeiht's, vielleicht zerfällt's, für Deine Zukunft und Dein Glück hat das nicht viel zu bedeuten.

Diese Zukunft aber ist es, die mich mit Sorgen erfüllt, die mir das Scheiden so schwer macht. Du hast ein fröhlich Blut, Du hast ein weiches, empfängliches Gemüth. Es werden die gefährlichen Jahre kommen, die blinden Neigungen, die schlimmen Wünsche, die falschen Freunde und vor Allem — wie ich Dich kenne — die unendliche Vertrauensseligkeit zu Allem, was Dir schmeichelt. Ich werde nicht mehr bei Dir sein, jedoch will ich Dir eine Schrift hinterlassen, in welcher ich nach meiner besten Erfahrung und Einsicht Dein Weiser

und Rathgeber sein will, wenn auch die Hand die sie geschrieben, schon im Grabe modert.

Du wirst, mein Kind, auf Deiner Lebensreise kaum einen Menschen finden, der es Dir so gut meint, gewiß aber keinen, der es Dir besser meint, als ich, Dein Vater, der in Dir fortleben möchte auf dieser schönen Welt, der in Dir ihre reinen Freuden genießen, der in Dir und Deinen Kindern aber auch die große Arbeit und Aufgabe der Menschheit weiterführen und lösen helfen möchte. — In Deinem Knabenalter wirst Du's noch nicht verstehen, wie ich das meine; das jedoch mußt Du Dir schon in dieser Zeit vornehmen und einprägen: „Ich will ein braver Mann werden." Die Knabenzeit ist aber so gefährlich, daß der Junge, welcher keine Eltern, sondern gleichgiltige Erzieher oder einen gewissenlosen Vormund hat, fast sicher in die Irre, in's Verderben geht. Die Knabenzeit ist wie ein kleiner, freier Anger im finsteren Walde. Von diesem Anger gehen zahllose Wege hin nach allen Seiten. Mancher sieht sich vom Anger aus so hübsch glatt, breit und eben an; später jedoch wird er steil, steinig, zerrissen und verläuft sich in der Wildniß. Ein zweiter Weg giebt sich vom Anger aus wie ein enger, rauher, halbverwachsener Fußsteig; später weitet er sich, leitet allmählich hinan zu Höhen und führt aus dem Walde fruchtbaren Gegenden zu. Ein dritter Weg ist ganz verwildert und verwachsen und muß erst mit Mühe ausgehauen und gebahnt werden, und zwar nach einer Richtung hin, die zu einem Ziele führen kann. Die Wahl eines Weges ist die Berufswahl. Der Knabe, wenn er sich frei weiß, wird von all' diesen Wegen — keinen wählen, sondern sich auf dem grünen Anger herumtummeln, so lange es geht. Zur Wahl genöthigt, wird er sich wahrscheinlich dem breiten, glatten Weg zuwenden, wo die Mehrzahl geht und unterwegs das Meiste untergeht.

Mein Sohn, wenn Du auf dem Wendepunkt stehen wirst, so hast Du Dich zu fragen: Wo bin ich und wo will ich hin? Was will ich werden? Was kann ich werden?

Suche ein gutes Ziel, aber schaue zuerst Dich an. Willst Du auf einem hohen Berge sein, so prüfe Deine Füße, ob sie Dich wohl hinauftragen können. Die Vorliebe für einen Stand allein darf nicht entscheidend sein; erst wenn Du Deine Fähigkeiten kennst, wirst Du wählen. Vor Allem, weiche nicht der Arbeit aus, scheue Dich vor körperlicher Arbeit nicht; diese Scheu hat schon Tausende und Tausende in's Elend gejagt. Alles, was hoch hinaus will, ist leichtes Ding. Das Feuer bleibt nützend und wärmend auf dem Herde, der Rauch steigt über die Dächer auf. Mich gelüstet es nicht, mein Kind, einen Minister zum Sohn zu haben, den das Ansehen, der Gehalt und die Pension bewogen haben, ein Volk regieren zu wollen. Aber mich gelüstet's z. B., einen braven Landwirth oder einen tüchtigen Gewerbsmann zum Sohne zu haben, der seine Stelle ausfüllt, in derselben sich genügt und somit sein redliches Theil zur Weiterschiebung der Welt beiträgt und ein anspruchsloses, zufriedenes Leben führt.

Wie Du Dich, mein Sohn, seelisch bisher herangewachsen hast, so liegt die Gefahr nahe, daß Du Dich dem Künstlerthume zuwendest. Das wäre nun wohl das größte Gut, womit Dich der Himmel begnaden könnte. In keinem Stande liegt so sehr der Brennpunkt des Lebens, die Fata Morgana des geträumten, zukünftigen Heiles; in keinem Stande brennt sich die liebesinnige, vom Drange nach Schönheit und Glück gesättigte Menschenseele so rein und mächtig aus, als im Künstlerthume. Kein Beruf sonst ist im Stande, das Herz mit einer solchen göttlichen Genugthuung zu lohnen, als das Künstlerthum. Und doch! Wenn Du hinschaust über die

Künstlerwelt, so wirst Du wohl manche Gestalten stolz emporragen sehen, aber Du wirst nicht erblicken die hunderte von Verkommenen, Verlorenen, sogenannten Verkannten, die den echten Künstler tief im Staube umkriechen, vergebens sich an seiner Hand aufzurichten suchen, weil sie innerlich haltlos sind, und die ihres Geschickes fluchen. Auf hunderte von solchen bedauernswerthen Menschen, die im Wahne leben, Talente, Genies zu sein, in diesem Wahne anstatt dem Ruhme der Lächerlichkeit anheimfallen, auf hunderte von Solchen kommt ein einziger Künstler. — Vielleicht, mein Sohn, hast Du einmal das Malheur, ein leidliches Gedicht zu machen. Alsogleich sind Leute da, die nach Gelegenheit suchen, sich aus irgend welcher Ursache bei Dir einzuschmeicheln. Diese loben Dein Product über die Maßen, versichern Dich, daß ein großer Dichter in Dir stecke und daß, wenn Du nicht von Allen gebührend anerkannt werdest, nur der gelbe Neid daran Schuld sei. Du wirst, mein naiver Junge, solche Schwätzer für Deine besten Freunde auf der Welt halten, wirst Deine Studien vernachlässigen und poetisiren und vom Ruhm träumen. Je eher und empfindlicher Dir dann die erste Blamage kommt, desto besser ist es für Dich. Du wirst Dich wieder zurecht finden, Deinen Pflichten neuerdings nachkommen, Deine Thorheit belächeln und Deine wohlrednerischen Freunde verachten. Was mit der Feder, dasselbe kann Dir auch mit dem Stifte, mit dem Pinsel passiren. Die Schauspielkunst ist für körperlich gut Geartete nicht minder verlockend und überaus gefährlich. Im gewöhnlichen Falle ein Fiasco, ein armseliges Vagabundenleben, ein lautloses Untergehen. Im guten Falle ein brauchbarer Schauspieler, ein friedloses Leben voll Hoffnung, Intriguen, Kämpfe, Enttäuschung. Im besten Falle ein ausgezeichneter Künstler, ein Leben voll Lärm und Aufregung,

gequält von Ehrgeiz und innerem Unbefriedigtsein, und ist es aus: Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze. In der Musik ist die Gefahr verhältnißmäßig am geringsten, weil dieselbe größere Studien fordert, also für die Jugend nicht so verlockend wirkt, wie die leicht zu handhabende Feder, der flunkernde Pinsel und die Maske des Schauspielers.

Und selbst, wenn Du, mein Sohn, eine innere Stimme hörst, die Dir zuruft, daß Du eine Künstlernatur seiest, so glaube ihr nicht sofort. In der Jugend hört man verschiedene innere Stimmen, die nichts taugen. Wende Dich den Künsten zu, ehre sie, pflege sie, da hast Du Recht; besser kannst Du deine freie Zeit nicht anwenden, als Dich mit schönen, geistklärenden und herzveredelnden Künsten abzugeben, das macht Dich zufrieden und heiter für Dich und liebenswürdig für Andere. Anstatt der Spielkarten das Buch, anstatt der Cigarre den Griffel, anstatt des Wirthshauses das Theater, den Concertsaal, das gefällt mir, mein Knabe, das gefällt mir immer — wohlgemerkt, für Deine freie Zeit. Jedoch, die Berufsstudien über Alles. Und wenn Dir alle Welt sagt: Du kannst ein großer Künstler werden, so werde ich dazusetzen: Das freut mich, mein Sohn, aber für alle Fälle: studire für einen praktischen Zweck oder ein Geschäft. Selbst bei Königen und Kaisern ist es der Brauch gewesen, daß sie vor ihrer Thronbesteigung ein Handwerk lernten; und das soll Keiner vergessen: wer sich nicht mit seinen zwei Händen das Brot aus dem Boden gräbt, für den müssen es zwei andere Hände thun.

Ist ein wirklicher Künstler in Dir, so läßt er sich nicht umbringen, und später, wenn Du auf festem Fuße und Boden stehst, kannst Du ihm zu seinem Rechte verhelfen. Wenn Du die Lebensgeschichte der großen Männer betrachtest, so wirst

Du finden, daß die allermeisten von ihnen was Anderes gelernt haben, als worin sie später berühmt geworden sind, die ihrem Genius durch praktische oder Brotstudien einen guten Grund gelegt haben.

Und strebe, mein Kind, eine Sache niemals ihrer Ehren wegen an. So wie eine Frömmigkeit nichts taugt, die Dich nicht beseligt, sondern nur des Himmels wegen da ist, so wenig frommt ein Künstlerstreben, das nur dem Glanze nachjagt. Wenn Du Deine Kunst so sehr lieb hast, daß Du bereit bist, Dich für sie kreuzigen zu lassen — denn bisweilen werden Künstler wirklich gekreuzigt — dann bleib' bei ihr, dann bist Du ihr Erkorner.

Vor Allem bedenke, es ist für Dich die segensvolle Zeit, die Zeit zum Lernen. Ich habe es mir ein Vergnügen sein lassen, manches Vergnügen zu entbehren und das dadurch Ersparte aufzuheben, um Dir, wenn Du Lust und Talent hast (besonders das letztere!), das Studiren zu ermöglichen.

Wenn Du nun Student sein wirst, so sei Student. Nämlich sei lustig und freue Dich Deines jungen Lebens. Lasse die Ideale kühn und hoch auflodern; das ist die Zeit, da Du Deine Seele in Schwung bringen mußt, soll sie nicht zu bald erlahmen und verrosten. Glaube an das Gute und Schöne, habe Zuversicht zur Menschheit; der Student ist ein Seher, der in seinem Geiste schon lebt, was den Menschen vielleicht erst in später Zukunft beschieden sein wird. Aber sei kein Schreier und Wirthshaustribun; mische Dich nicht in Dinge, die Du nicht verstehen kannst; Dein Leitfaden im Denken und Thun sei unser Friedrich Schiller.

Halte Gemeinschaft mit heiteren Collegen, sei brüderlich; aber bleibe den Burschenschaften fern, die ihr Heil im Bierhumpen, in der langen Pfeife, in den weiten Stiefeln, im

großen Hund und in der Mensur finden. Das sind armselige Dinge, das ist das studentische Philisterthum, vor dem ich Dich bewahrt wissen möchte.

Der Mittelpunkt des Studentenlebens — das vergiß nicht, mein Bursche — ist das Collegium. Lerne, sei fleißig, aber ochse und büffle nicht; wer einen offenen Kopf hat und denselben seinen Lehrgegenständen zuwendet, der hat das mechanische Eintrichtern nicht nöthig. Wem es aber darauf ankommt, dem rathe ich, er begebe sich einem schlichten Handwerk.

Schulden machen wirst Du nicht, weil sie Niemand für Dich zahlen würde, außer Du selber mit Noth oder mit Deinem guten Rufe. Sei aber auch kein Knauser, mein Freund; ein Studentenbeutel mag leer sein, aber niemals zugeschnürt, und ist er leer, so verliere deshalb den frohen Muth nicht.

Einen besonderen Rath will ich Dir noch geben, für den Du mir oft und mit Jubel danken wirst. Spare für Ferienreisen. Wenn Du noch so schmal gehalten bist, so wirst Dir, wenn Du willst, jeder Tag ein Scherflein ab, ohne daß Du deshalb darben mußt. Aus diesem kleinen, täglichen Scherflein erwachsen Dir herrliche Tage und Wochen. Wenn ich jetzt im Schatten des Baumes so für mich hin träume, so sehe ich Dich, mein Junge, bisweilen auf der Wanderschaft, frisch und flink, im leichten, netten Gewand, das Ränzlein auf dem Rücken, den Stock in der Hand, lustig über Berg und Thal! Kind, die Welt ist unbeschreiblich schön, wenn man sie mit gesunden Gliedern durchwandert, mit jungen Augen anschaut! Geh' hinein in unser Bergland und schau die Pracht, die mich — Deinen Vater — oft so selig gemacht hat, und besuche die schlichten, guten Menschen, und

sei freundlich mit ihnen und ehre sie, wenngleich sie nicht soviel wissen, als Du. Sie wissen dennoch mehr! Glaube es mir und schätze Niemand gering, außer den Schlechten, und halte Niemand für schlecht, außer Du bist dreimal davon überzeugt worden.

Wenn Du es verstehst, Menschen zu erfassen, aber nicht so, wie ihr Bild in Dir selbst sich spiegelt, sondern wie sie sind, wenn Du ein offenes Auge hast für das Gute und Große, das in ihrem Leben ist, so wirst Du in den Ferien zunehmen an Weisheit, sowie Du im Studienjahre an Wissen zugenommeu hast.

Es giebt eine Liebe und Treue, die man Jedem zuwenden muß, mit dem der Lebensweg — wenn auch nur für kurze Zeit — zusammenführt. Sei höflich, sei offen und wohlmeinend gegen Jedermann. Komme den Leuten mit Vertrauen entgegen, aber ganz vertraue Dich Keinem. Erinnere Dich öfters des schönen Spruches: „Mit Vielen Deine Freuden, mit Wenigen Dein Leiden, mit Einem nur Dein Herz.“ Wie das letztere zu verstehen ist, darüber hoffe ich noch mit Dir sprechen zu können. Lasse Dir Gutes thun, aber bleibe nichts schuldig; auch der Aermste hat Gelegenheit, seinen Wohlthätern Freude zu machen. Bewahre Dir, mein liebes Kind, Dein dankbares Gemüth, das adelt Dich und schützt Dich Dein ganzes Leben vor Weltbitterkeit und Menschenhaß. Verlasse Dich aber niemals auf fremden Beistand, wo Du Dir helfen kannst.

Den Schatz, der für Dich in den Menschen liegt, wirst Du früher erkennen, als den, der in der Schönheit und Größe der Natur, besonders der landschaftlichen Natur, für Dein Gemüth bewahrt ist. Aber bereite Dich für diese Offenbarung schon in Deiner Jugend vor, wozu Dir die Ferienreisen die schönste Gelegenheit bieten.

Ich freue mich im Gedanken, wie Du reisen wirst, mein Sohn. Aber durchlaufe die Gegenden nicht, reise mit Bedacht. Weiche so wenig als möglich von dem mit einsichtsvollen Freunden aufgestellten Reiseplane ab. In den lieben Morgenstunden wandere, in der heißen Tageszeit ruhe und nähre Deinen Geist in einem guten Buche oder einer anregenden Gesellschaft. Reise allein oder höchstens zu Zweien. Mit Mehreren thut's nicht gut. Im Einkehrhause sei bescheiden und mäßig, bewahre Dich gesund.

Mir sind in meinem Leben viele und mannigfaltige Freuden beschieden gewesen, und zu den schönsten und reinsten derselben gehören meine Fußwanderungen im Gebirge. Die wünsche ich auch Dir.

II.

Sei im Umgange mit Menschen offen, wohlwollend und frohgesinnt, das Weitere giebt sich. Mache es Dir zur Gewohnheit, jedem Menschen, mit dem Du zusammenkommst, etwas Gutes zu thun, ihm eine kleine Freude zu machen, sei es durch eine Bewegung, die ihm dient, sei es durch ein freundliches Wort, das ihm angenehm ist; solch' kleine Münzen hat man immer bei sich und sind überall gern angenommen.

Lerne die Verhältnisse und Denkungsweise Anderer verstehen und, wenn man sie Dir darlegt, Dich dafür zu interessiren. Dadurch wirst Du gerecht, billig und liebenswürdig. Dein persönlicher Vortheil wird darunter kaum leiden, obwohl Du Dir nicht einbilden mußt, daß Dir jede Freundlichkeit vergolten werden soll. Wohlwollen und Wohlthun wird gar oft mißbraucht, mein Junge, und mit Undank belohnt. Aber selbst in diesem schlimmsten Falle hast Du mehr Gutes davon, als

wenn Du gleichgiltig gewesen wärest, oder gar durch Mißwollen Dein Leben verbittert, oder durch eine Uebelthat gefährdet hättest. Lerne früh den unendlichen Werth und die Größe der moralischen Kraft erkennen, die in einem guten Gewissen liegt. Triffst Du außerdem die gesellschaftlichen Formen, die feinen Sitten im Verkehr, so ist es gut und förderlich, aber lasse Dir derlei nie zur Hauptsache werden. Die im äußeren Verkehr gewandtesten, liebenswürdigsten Menschen sind inwendig oft hohl, ungesittet und elend.

Willst Du in Deinem Leben nicht zu häufig enttäuscht werden — Enttäuschungen wirken nicht günstig auf das sittliche Wachsthum — so spüre frühzeitig in Allem dem Kern, dem Inhalte nach. Der Schein ist zumeist viel einladender, als das Sein, aber halte Dich an letzteres und, so lange Du Beides noch nicht unterscheiden kannst, sei vorsichtig. Sei es aber ohne mißtrauisch zu sein, lasse Dich einfach mit Leuten, die Du nicht genau kennst, nicht ein.

Sehr viele Menschen giebt es — und man sagt, daß sie auf die Welt taugen — die nach verschiedenen Seiten der Gesellschaft hin verschiedene Eigenschaften hervorkehren. Gegen ihresgleichen sind sie rechthaberisch und vorlaut; gegen Vorgesetzte sind sie glatt und kriecherisch; gegen Untergebene sind sie herrisch und roh. Wenn Du Dich, liebes Kind, einer wahren Bildung bestrebst, so wirst Du einer solchen Charakterlosigkeit nicht verfallen. Gutmüthig und freimüthig nach allen Seiten. Der Freimuth (das zu rechter Zeit und mit Bescheidenheit offene Aussprechen seiner Anschauungen) sagt entweder die Wahrheit, dann wird er früh oder spät sein Gutes stiften, oder er sagt einen Irrthum, dann wird er berichtigt werden und Du gewinnst an Einsicht. Der schlichte Freimuth ist auch nach oben hin, wenn er auf vernünftige

Menschen stößt, gern vernommen, und wenn ihm Unvernünftige mißgünstig sind — ihm und Dir — so braucht Dich das nicht zu bekümmern. Deine Gutmüthigkeit zu den Untergebenen aber wird Dir Liebe und Verehrung einbringen und Dich reichlich entschädigen.

Wenn Du Dir durch Studium und Erfahrung einmal eine Ueberzeugung angelebt hast, so bewahre sie. Kommst Du mit Leuten zusammen, die anders denken, so schweige Du, oder bekenne Deinen Standpunkt mit Freimuth, aber mit Bescheidenheit und Rücksicht. Doch niemals treibe Deine Rücksicht so weit, daß Du Anderen zu Liebe das einmal als wahr und echt Erkannte verleugnest. Thust Du das heute, so wirst Du morgen aus Wohldienerei des Rechten spotten und übermorgen ein Abtrünniger sein.

Vor Allem gehe als vernünftiger junger Mann aller Kannegießerei aus dem Wege. Bewahre Dir die Liebe und Opferwilligkeit für Dein Vaterland, aber lasse Dich niemals begeistern von Kriegen und Eroberungszügen, dieselben mögen noch so bethörende Motive und berückende Ziele vorschützen. Die Kriege sind ein verdammliches Uebel; theile, mein liebes Kind, mit mir und tausenden von denkenden Männern die feste Zuversicht, daß es möglich ist, die Kriege zwischen Culturvölkern abzubringen.

Auch läßt sich ein gebildeter Mensch ohne Zwang niemals in dogmatische Streitigkeiten ein. Im Verkehr mit Priestern sei höflich und berühre womöglich niemals religiöse Fragen, damit Du nicht gezwungen bist, zu verletzen. Wirst Du in dieser Sache selbst angegriffen, so weise mit ruhiger Entschiedenheit den Eingriff in Dein Gewissen zurück.

Ueber den Verkehr mit Frauen wollen wir später sprechen. Heute nur noch etwas über Jugendfreundschaften. Ein braver

Jugendfreund ist für die Ausbildung des Gemüthes und des Geistes, zur Entwicklung des Charakters von hohem Werthe und kann ein Segen werden für's ganze Leben. Aber auch ein mittelmäßiger Jugendfreund ist besser, als gar keiner. Mir hat immer gegraut vor jungen Leuten, die sich Niemand anschließen, die allein und schattenhaft herumschleichen, sich in philisterhafter Altklugheit vergraben und zum engherzigsten Egoisten und Menschenfeinde werden. Ich habe in sogenannten besseren Familien junge Leute gekannt, die man vor dem Verkehre mit anderen jungen Leuten hütete, wie vor der Pest. Wenn ich heute Umschau halte, was aus ihnen geworden ist, so sehe ich, sie sind entweder innerlich verdorben und äußerlich verrostet, oder sie haben die zwischen ihnen und der Welt so streng gezogene Planke plötzlich übersprungen und sind in der Gesellschaft zu Grunde gegangen, wie Einer, der, ohne schwimmen gelernt zu haben, in den See springt.

Die schönen Ideale der Jugend können nur mit warmherzigen Genossen ausgeträumt und gehütet werden. Und dem Jünglinge sind die geselligen Freuden weniger gefährlich als die einsamen. In der Wahl der Freunde ist freilich eine Vorsicht nöthig, die man in der Jugend kaum findet; ein Rath ist der: wähle gar nicht, sei brav und tüchtig und dann lasse Dich wählen. Zum Braven werden sich wieder nur solche gesellen. Wählst aber Du, so nimm einen solchen, den Du nicht allein *gern* hast, sondern auch ein wenig verehren kannst, der ein bischen höher steht als Du. Frage nicht erst, ob einflußreich, ob arm; prüfe nur, ob er dem Ideale, das Du Dir von guten und liebenswürdigen Menschen gemacht hast, nahe kommt oder nicht. An Seite des Jugendfreundes leben die meisten Menschen eine Periode durch, die an und für sich gefährlich ist! Mit ihm haben sie die heikelsten Dinge

zu besprechen, die sie selbst leider oft vor den Eltern verborgen halten; nach seinem Einfluß und Beispiele entscheiden und leben sie. Der Jugendfreund ist in der Regel für die weitere Entwickelung und Richtung maßgebender, als der Erzieher.

Der Jugendfreund ist ein Mitträger der Ideale. Baut Euch Luftschlösser, Ihr jungen Leute, im Verein, so viel Ihr wollt; sie werden vergehen, aber die Hauptsache, das Förderſame ist, daß Ihr baut. Ihr müßt Pläne machen lernen für eine neue Zukunft. Träumt von besseren Staatsformen, von Toleranz und Frieden im nationalen und religiösen Leben, von kosmopolitischem Gleichgewicht in der wirthschaftlichen Welt, von beseligendem Idealismus in der Kunst, von einer Harmonie im Leben des Einzelnen und zwischen den Ständen und Völkern. Ein Anbild, das die Jugend fort und fort mit Liebe träumt, wird endlich wahr. Was heute noch ein tolles Phantasiegebilde scheint, kann nach hundert Jahren vernünftig heißen und nach zweihundert Jahren eine Thatsache sein.

O, lasse mich fortleben, mein Sohn, in Dir! Es wird eine Zeit kommen, in der die Welt wieder werth ist, daß sie die Sonne Homer's bescheint.

III.

Nun möchte ich Dir, mein Sohn, auch darüber etwas sagen, wie Du Dich als junger Mann bei Frauen zu benehmen hast. Dieses Capitel kann Dich wohl erst interessiren, wenn Du über Dein sechzehntes oder siebzehntes Jahr hinaus bist; jüngere Burschen fühlen sich bei Frauen nicht behaglich, sondern schlagen sich lieber mit ihresgleichen herum. Im All-

gemeinen verkehre mit Frauen, wie man sonst mit Priestern verkehrt hat; ziehe vor ihnen stets höflich den Hut, küsse ihnen wohl auch mitunter ehrfurchtsvoll die Hand, thue, als ob Du vor höheren Wesen stündest, mit denen man sich nicht viel zu sprechen getraut, wenn aber doch, so mit größter Ehrerbietigkeit. Und näher lasse Dich mit ihnen nicht ein. Ergeben sich Meinungsverschiedenheiten, so bringe Deinem Rechtsbewußtsein ein kleines Opfer und schweige. Vergiß niemals, daß Priester- und Frauen-Logik für den gewöhnlichen Menschenverstand ein unerreichbares Ding ist. Zudem, mein Bursche, ist auch die Logik der jungen Männer nicht immer derart, daß man sie zum gewöhnlichen Menschenverstand zählen könnte. Um so wunderlicher gestalten sich oft die Gespräche, die sie mit Priestern und Frauen über Gott, Religion, Freundschaft, Liebe u. s. w. führen.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Frauen, daß dieselben, besonders wenn ihre Knospenzeit vorüber ist, immer lieber mit Männern verkehren, als wieder mit Frauen, während die Männer sich oft gern mit ihresgleichen begnügen. Ich kenne sehr ehrenwerthe Frauen, junge und ältere, denen es eine Freude ist, junge Männer um sich zu sehen, und solchen, die anfangs gewöhnlich hölzern und schweigsam sind, zu schmeicheln und zu huldigen, bis mancher Bursche sich etwas einzubilden beginnt und endlich Feuer fängt.

Ich meine nicht, mein Junge, daß Du Dich anständiger Frauengesellschaft entziehen solltest; im Gegentheile, der zeitweilige Umgang mit gesitteten Frauen wird Dir wohlbekommen, Du wirst an Benehmen und Tact gewinnen, und an Herzlichkeit, die auch dem Manne wohl ansteht. Bei Matronen sind oft Schätze von Weisheit zu finden, die der Jüngling von solcher Seite lieber entgegennimmt,

als von der eines docirenden Mannes. Wie manchen Burschen hat die Freundschaft hochsinniger Frauen vor Verderben bewahrt!

Häufig nimmt die Freundschaft zwischen einem jungen Manne und einer jungen oder jugendlichen Frau freilich eine andere Wendung, obwohl es entschieden unrichtig ist, daß solche Freundschaften allemal niedrig sinnliche Interessen zum letzten Ziele haben müssen. Ich habe als Junggeselle von fünfundzwanzig Jahren eine Freundin von gleichem Alter gehabt, der ich mich wie einer geliebten Schwester vertraute und von der ich wieder schwesterliche Güte, Theilnahme und Opferfreudigkeit erfahren habe. Es war ein anmuthiges, hochgeachtetes Mädchen, aber als ich mich nach einem Weibe umsah, kam es mir gar nicht in den Sinn, daß ich auch dieses nehmen könnte. Ich nahm eine Andere und das Verhältniß mit der alten Freundin ist dasselbe ungetrübte und schwesterliche geblieben, wie es früher war.

Ich habe als Junggeselle drei Arten von Frauen gekannt: die Eine habe ich verehrt, die andere geliebt, die dritte verachtet. Anfangs jedoch habe ich die Erste gefürchtet, die Zweite gemieden und die Dritte angebetet. Den Anbetungswürdigsten, mein Sohn, denen traue am wenigsten. Wenn Du merkst, daß die Leidenschaft erwacht, so hüte Dich am sorgfältigsten, ein unbewachter Augenblick kann Dich für's ganze Leben verkaufen und verpflichten. Kennst Du das Märchen, in dem sich der Ritter mit einem Tropfen Blut dem Teufel verschreibt? Vergiß nicht, mein Sohn, daß man das auch heute noch kann.

Ich will nur ein leichtes Streiflicht auf den gefährlichen Weg werfen. Du hast eine Freundin, sie ist um wenige Jahre älter als Du, sie sieht es gern, wenn Du sie besuchest

und stundenlang an ihrem Arbeitstischchen sitzest. Das Gespräch ist stets anregend, sie hört Dir gern zu, wenn Du von Deinen vielleicht noch knabenhaften Passionen sprichst, sie thut mitunter eine Bemerkung, die Dir schmeichelt. Sie macht Dir dann und wann ein kleines Geschenk, das sie selbst verfertigt hat. Ihr besprecht wohl auch Angelegenheiten bekannter Familien, ihr geht auf Kunst und Literatur über; da wird das Thema von der Freundschaft erörtert, von der Liebe gestreift, letzteres leicht und blitzartig — Dich interessirt's.

Nun will es der Zufall, daß Du die Freundin nicht besuchen kannst, Du schreibst ihr. Dein Brief wird wärmer, als Du es im persönlichen Umgange je mit ihr warst. In ihrer Abwesenheit erscheint sie Deinen künstlich aufgeregten Sinnen ganz anders; Deiner Feder entspringen Ausdrücke und Bemerkungen, die nicht mehr in das Bereich der Freundschaft gehören. Sie wiederholt Dir dieselben Bemerkungen vielleicht scherzend, doch der ungezwungene, persönliche Verkehr ist nun weg; es giebt mancherlei Gelegenheit zu erröthen. Aber ein Kuß in Ehren —! Die Unterhaltung ist nichtssagend, aber ihr sitzet beisammen und es thut Euch wohl. Bist Du allein, so spinnst Du Dich nun in Liebe ein, hast Aug' und Ohr für fremde Verhältnisse, machst Gedichte und denkst an die Freundin. Du fühlst Dich nur mehr bei ihr daheim und kannst die Stunden nicht erwarten, in denen Ihr zusammen seid. Eines Tages verläßt Du sie mit Betäubung — nun bist Du nicht mehr Dein eigen, nun gehörst Du ihr. Es sieht so harmlos aus, aber es muß gebüßt werden im späteren Leben. — Ich warne Dich vor vertraulichem Umgang mit Frauen.

Sind solche jünger als Du und bist Du der einleitende Theil, so ist Deine Verantwortung noch um so größer. Es

ist furchtbar, mein Sohn, eigenes Lebensglück zu zerstören, aber es ist noch furchtbarer, fremdes zu vernichten. — Willst Du was Rechtes werden, ein tüchtiger, glücklicher Mensch, so hüte Dich. Du versäumst es nicht. Geize mit Deinem jungen Leben, Du wirst es später nicht bereuen.

Gieb der Liebe kein Gehör, solange Du Dich erwehren kannst. Sie klopft jahrelang an die Thür, ohne daß es ihr ernst wäre. In den Dichtungen wirst Du von ihr hören, in Erzählungen und Liedern, auf der Bühne und im Wirthshaus. Jünglinge glauben es ihrem Ansehen schuldig zu sein, daß sie sich verlieben oder verliebt stellen und von Liebe sagen und girren. Das ist kindisch, solche Einbildungen lösen sich wie Morgennebel und führen zu keinem Ziele, und wenn auch, so zu keinem guten.

Und solltest Du von der „Naturnothwendigkeit" was hören, mit der man junger Leute Fehltritte zu bemänteln pflegt, so sage ich Dir: In unseren Zonen ist beim achtzehn- oder zwanzigjährigen Jüngling das Lernen Naturnothwendigkeit. Eine flinke Regsamkeit des Geistes und des Körpers wird in diesen Jahren einer allmählich erwachenden Neigung leicht Herr und der Organismus und die geistigen Fähigkeiten vermögen sich ungestört auszubilden zu einem ganzen Manne. Leibesübungen, als Turnen, Ringen, Fechten richten sich nicht so sehr gegen einen äußeren, als vielmehr und mit größerem Erfolge gegen einen inneren Feind, den zu besiegen die schönste Heldenthat eines jungen Mannes ist.

Aber das wird anders. Das Mannesalter bringt neue Pflichten. Du hast den Kriegsplan gegen den Feind zu ändern. In welches Verhältniß zum Weibe Du nun treten sollst, davon wollen wir uns, mein junger Freund, in einem nächsten Gespräche unterhalten.

IV.

Wie ich den Jüngling vor dem Weibe gewarnt habe, so muß ich dem Manne das Weib auf das Nachdrücklichste empfehlen. Mit Kenntnissen und Fähigkeiten ausgerüstet, ist seine erste Pflicht gegen sich selbst — das Weib. Nicht die Weiber, mein junger Freund, verstehe mich wohl, ich sage: das Weib.

Jeder gesunde und brave Mann kann eine Familie ernähren. Hat er sich nur erst selbst eine arbeitsame und einfache Lebensweise angewöhnt, so bleibt ihm nur noch übrig, eine Frau mit gleichen Eigenschaften zu finden, dann ist der Grund gelegt. Aber nicht minder hat er auf andere Eigenschaften der zu Erwählenden zu achten. Wirst Du einmal wählen, mein Junge, so lasse Dich nicht verblenden durch körperliche Schönheit und nicht bestechen durch weiblichen Geist und Witz. Derlei hat im häuslichen Leben nicht ganz den Werth, den man ihm in der Gesellschaft zuzuschreiben pflegt. Schönheit wird Dir viel Vergnügen machen, aber noch mehr Unruhe, sie ist eine Ursache der Eitelkeit, der Eifersucht und nur zu bald auch der Enttäuschung. Eine geistreiche Frau wird Dich manchmal anregen und ergötzen, aber sehr leicht kann es auch vorkommen, daß sie die Pfeile ihres Witzes gegen Dich selbst abschießt, aus keinem andern Grunde, als weil sie launisch ist und Du ihr der Nächste bist.

Lege auch nicht viel Gewicht auf Zärtlichkeit und Sentimentalität; Zärtlichkeit ist noch lange nicht Liebe und Sentimentalität noch lange nicht Gefühlsinnigkeit.

Achte bei dem Weibe vor Allem auf das Temperament. Die Frau, und wäre es die vernünftigste, handelt zumeist nur nach ihrem Temperamente. Vor diesem muß selbst das

Herz schweigen. Ein ruhiges, mildes, heiteres Temperament ist eine der ersten Bedingungen für eine glückliche Ehe.

Lasse Dich in Deiner Wahl auch nicht berücken von der Liebesleidenschaft. Derlei hält nicht vor und jene Liebe, die in Leben und Leiden mit Muth und Opferwilligkeit bis in den Tod ausharrt, ist ganz anderer Art, als das begehrende Gefühl, das in der Regel die Leute zusammenbringt.

Und doch muß ich Dir auch sagen, mein Freund, lasse in diesen Dingen die Vernunft nicht allein sprechen. Ohne Liebe wird nicht; nur lasse die heiße und ungestüme Zuneigung nicht allein entscheiden.

Ich setze nun bei all' meinen Rathschlägen voraus, daß Du ein schlichter, männlicher Charakter bist, dem es um die Gründung eines gesunden und förderlichen Familienlebens zu thun ist. So warne ich Dich vor der Lust nach einer Frau, die Geld hat.

Lasse das Geld bei Deiner Wahl nicht mitstimmen. Wenn Dir die Frau das Geld bringt, so nimm es an; aber wenn Dir das Geld die Frau bringt, dann kriegst Du keine gute Frau, und wäre sie ursprünglich auch gut, durch Deine unwürdige Wahl wird sie entweiht; sie fühlt gar bald, wem Dein Werben galt, das innere Glück ist weg. Außerdem sind Töchter reicher Häuser zumeist verwöhnt, haben große Bedürfnisse und wenig Sinn für Arbeit und bürgerliche Häuslichkeit. Um diesen Dingen die Wage zu halten, müßte schon sehr viel Geld da sein.

Hat aber Deine Erwählte recht viel Geld, so brauchst Du sie darum eben gerade nicht sitzen zu lassen. Eine gute Mitgift ist ja nicht zu verachten; dieselbe gewinnt sogar einen moralischen Werth, wenn sie ihren Ursprung dem Fleiße und tüchtigen Schaffen der Familie der Frau verdankt. Ferner

gedeiht bei einer gewissen Wohlhabenheit ein inniges und herzliches Zusammenleben viel leichter als dort, wo nur Sorgen und Entbehrungen sind. Hingegen rathe ich Dir, den Ehevertrag so zu machen, daß ihr Vermögen ausschließlich ihr Eigenthum bleibe. Das giebt Dir moralische Vortheile, die sich im Laufe der Ehe sehr deutlich herausstellen werden.

Sind nun die Trauringe gewechselt, so haben meine Rathschläge eigentlich aufzuhören, denn in die Ehe der Kinder haben sich Eltern, resp. Schwiegereltern möglichst wenig einzumischen.

Du wirst ein ganzer Mann sein, mein Bursche, und wirst selber wissen, was Du zu thun und zu lassen hast. Sei kein flacher Galan gegen Dein Weib, aber sei ritterlich, sei schlicht und liebevoll, sei für Deine Familie jederzeit opferwillig und treu. Bewahre Dir unter allen Umständen die Achtung Deiner Frau, ihrer Liebe wirst Du dann werth sein.

Sei fern von dem, was man Haustyrannen, und fern von dem, was man Pantoffelhelden nennt. Frauen haben viele Worte und Wünsche, lasse davon gelten, so viel Du nur immer kannst; aber treibe die Rücksicht nicht etwa so weit, daß sie zur Rücksichtslosigkeit wird, indem etwas geschieht, was Deiner Ehre oder dem Wohle eines Familiengliedes entgegen wäre.

Das paßt, glaube ich, für alle Fälle und wenn Du als vernünftiger Mensch nach diesen Grundsätzen handelst, so wirst Du nicht weit irren.

Mitunter stellen sich in der Ehe trotz alledem Differenzen ein, die sogar unlöslich scheinen und das häusliche Glück bedrohen. Glaube nicht daran, sei der festen Zuversicht, daß Alles wieder gut wird und strebe darnach. Die Ehe zwischen zwei Menschen, die sich lieben, ist ein Himmel, wie soll der

Himmel immer wolkenlos sein? Verzage im ärgsten Gewitter nicht, es reinigt die Luft, aber suche es stets zu vermeiden, denn es kühlt ab. — Sollte es sich jedoch trotz des besten Willens und jahrelangen Bemühens bestimmter und immer bestimmter herausstellen, daß hier ein Paar nicht zusammenpaßt, so klage nicht, beschuldige nicht, sondern handle. Löse nach möglichster Zufriedenheit beider Theile das Band. Es ist das ein Schnitt in's Herz, der herbe schmerzt und nimmer vernarbt, der kein wahres Glück mehr zuläßt; aber es ist besser, als ein friedloses Zusammenleben, als ein fortwährendes Anhäufen von Bitterkeit und Unrecht.

Nein, mein Freund, so wird es nicht kommen. Du wirst Freud' und Leid haben, wie jeder Mensch auf dieser Welt; Du wirst umsomehr Freud' und Leid haben, je inniger Du die Deinen liebst; aber eine solche Freude wird Dich glücklich und ein solches Leid wird Dich groß machen.

IV.

Wahrzeichen.

(Legenden und Parabeln.)

Der Fischer von Bethsaida.

Eine Erzählung aus dem Morgenlande.

Die Sonne steht hoch über der weiten, regungslosen Wasserfläche des galiläischen Sees. Gegen die Morgenseite hin erheben sich aus der smaragdgrünen Tiefe die Steinberge Judäas, in ihren Schluchten und Buchtungen mit Oliven und Cypressen spärlich bewachsen. All' diese Höhen prangten zur Zeit David's in üppigstem, fruchtbarstem Grün, aber die Völker, die seither im Thale des Jordan gruben und bauten und ihre gefräßige Cultur entfalteten, haben die Haine und wilden Gärten verzehrt und seither waschen die Regen der kurzen Tage das kahle Erdreich vom Gestein und trüben mit den vermoderten Wurzeln der „Reben von Canaan" die Fluthen des Sees.

Gegen die Mittagsseite ist kein Rand und kein Ende zu schauen — unabsehbar und unmeßbar hin in die blassen Wölklein des Horizonts breiten sich die glitzernden Wässer.

Unweit dort, wo sich das Delta der Jordanmündung in die Sandhöhen von Kapharnaum verliert, steht hart am Ufer des Sees ein Wäldchen von Cedern, dessen Urahnen voreinst als Samenkörnchen vom Westen herübergeflogen sein mögen vom fernen Libanon. Und im Schatten dieses Wäldchens, auf dem schwarzen Wasser sich mählich wiegend und an einen der

Cedernstämme gebunden steht ein Fischerkahn. Er ist mäßig groß und dort wo er zu morschen beginnt, mit Seegras verstopft; die sich lockernden Balken sind mit Olivenzweigen aneinandergebunden. Zwei aufragende und über einander gekreuzte Stangen sind bestimmt, das Segel zu tragen, jenes kameelhaarige Segel, das nun im Schifflein ausgebreitet liegt, weil der Fischer darauf schläft. Dieses braune Tuch aus dem Haare des Kameels ist des Mannes treueste Habe, fährt er auf dem Wasser, so ist es sein Segel, geht er über Land, so ist es sein Mantel, ruht er, so ist es sein Bett.

Doch läßt das alte Kleidungsstück merken, daß es nach fremdem Schnitte genäht worden war; seine Fäden sind noch glatt wie die Blätter der Papyrosstaude und sein Rand ist nach ägyptischer Form gezeichnet — das Einzige, was andeutet, daß der kleine Mann mit dem braunen, gutmüthigen Gesichte und dem schimmelnden Lockenschöpfchen mitten auf der Glatze nicht aus dem Stamme Judas hervorgesprossen ist.

Giebt es in diesem Striche doch so viele Herbeigezogene! Der Ruf des „gelobten Landes" hat seit Moses und Josue ungezählte Fremdlinge angelockt aus den glutumwehten Oasen Arabiens herauf, aus den sumpfigen Niederungen des Euphrat heran, aus den öden Gebirgen Armeniens herab, ja selbst aus dem goldreichen Aegypten herüber und aus den fernen Inselgeländen der neuen Welt von Athen, Korinth, Carthago und Rom.

In den Aesten der Cedern schwirrt eine Mücke, sie hat den Fischer zu Schlafe gesungen und in ihrem Gesumme vermeint er träumend die Sänge der Tempel von Damaskus zu hören. Aber das Thierchen hält seinen ganz besonderen Gottesdienst, jetzt schwingt es nieder und umkreist das kleine, alternde Rundgesicht, umkreist surrend die stumpfe Nase und setzt sich.

Da fährt der Schläfer rasch auf, reibt die Augen und blickt verwundert um sich.

Sein plötzliches Auffahren aus dem halbversteckten Kahn hatte ein junges Weib erschreckt, das am Ufersteige auf einem Stein gesessen war, um sich die Sandalen zu binden. Sie wollte mit dem runden Körbchen, das sie trug, davon eilen, aber der Fischer rief ihr lebhaft zu: „Siehe da, Beka, Du Tochter des Manassus, wohin tragen Dich Deine elfenbeinweißen Füße?"

„Meine Füße sind gerade so weiß, wie die Deinen," antwortete Beka, „Simon, laß Dein Spotten sein."

„Was soll ich spotten," sagte er, „Du bist ein Fischerkind wie ich. Nur trägst Du mir zu schwer an Deinem Korbe."

„Ich trage meinem Vater das Essen zu."

„Manassus hat heute Morgens einen guten Zug gethan und verhungert nicht. Siehe, dort hinter den Palmen von Hium den aufsteigenden Rauch; Manassus brät sich Fische. Ich aber habe seit gestern um die sechste Stunde nicht mehr gegessen."

„Ich glaube es wohl," sagte Beka, „die Fische von Genezareth schwimmen Keinem gebraten in den Mund. Aber da liegt er wie ein Kind in der Schaukel und läßt die Götter sorgen — die Götter — seine Götter! Ja, da glaube ich's wohl, daß Du hungerst, Schlucker!"

Jetzt stand Simon aufrecht, aber mit ausgespreizten Beinen, um so im schaukelnden Fahrzeuge das Gleichgewicht zu stellen. Seine grauen Aeuglein zuckten gar scharf und er sagte: „Beka, ich habe Dich nicht gebeten, daß Du meine Götter verhöhnen solltest; ich habe nur gedacht, weil Du und Dein Vater Manassus jenem Gotte angehören, der die Vöglein in der Luft speist und die Blumen auf dem Felde kleidet, so hättet Ihr dessen nicht nöthig, was Du im Korbe trägst."

„Ganz recht," versetzte nun Beka erbost, „so seid Ihr, hergezogenes Heidenvolk; ganz Galiläa macht Ihr schon unsicher, die Städte bevölkert Ihr, das Land laßt Ihr verwildern, der Juden spottet Ihr, aber wollt' Euch von ihnen füttern. Ganz würdige Unterthanen des großen, heidnischen Kaisers Tiberius, der Judäa unterdrückt und mit dem Schweiße des Volkes Gottes sein Sodom an der Tiber mästet!"

Setzte der Fischer Simon seinen Fuß auf die Kante des Schiffchens, streckte das fahlverwitterte Haupt weit vor und sagte schmunzelnd: „Du weißt viel, Beka! — Ja, wahrlich, Kind, die Sonne von Galiläa hat mein Gehirn versengt, daß ich selbst kaum mehr inne habe, ob ich noch meiner Väter Glauben hege oder Jude bin. Mein Vater Jona kam vom Meere her, er hat die Götterbilder der Hellenen geschaut und Sehnsucht nach ihnen empfunden, bis er am Strande von Magdala einging zum Olymp. Ich fand zu Bethsaida, wo ich geboren bin, auf den Altären Euren finsteren Gott Abrahams; unter seinen Schatten haben sich in mir die lichten Anbilder der Griechen verdüstert, unter dem Grollen Jehovas bin ich Mann geworden. Ich habe in den Sonnentempeln des Nils gebetet, ich habe auf dem Antlitze gelegen im Tempel Salomon's. Und ich ging friedenlos davon, als hätte ich die Gottheiten nicht verstanden und sie den Fischer Simon nicht. Es kümmert mich, meine liebe Beka, daß ich so bin; ich habe kein Anhalten, wie das Schilfrohr stehe ich allein."

Sie sagte hierauf: „Kann ich dafür, Simon, daß Du allein stehst? Es giebt Töchter in Judäa, die Jehova verlassen und aus Barmherzigkeit einem Heiden anhängen könnten."

„Ich weiß das, Beka, und mich freut, daß Du es sagst. Aber wie könnte Simon nur in's Reine kommen mit zweien, dreien, die da sind und werden zwischen Himmel und Erde,

so lange er mit sich selbst nicht im Reinen ist. Siehe und so freut mich auch kein Fischen mehr. Oft, wenn ich so daliege und in's Blaue hineinschaue und nichts sehe, da denke ich: Wenn jetzt ein Sturm käme, Simon, und deinen Kahn losrisse und hinausjagte auf den hohen See, durch Nacht und Grausen hin — du wolltest liegen bleiben und die Hände ausstrecken in's Kreuz und warten, was Poseidon oder Zeus oder Jehova mit dir beginne."

„Laß ein solches Reden, Simon, der Herr läßt mit sich nicht spielen. Da nimm!" So sprach Beka und reichte ihm aus ihrem Korbe eine schwellende Weintraube. Er nahm sie und sagte zu Dank: „Beka, heut' über's Jahr wirst Du nicht mehr allein wandeln an diesem Gestade. Ein Mann wird Dir zur Seiten sein, der in Dir süß finden wird, was ich alter Träumer all' mein Leben lang vergebens bei den Göttern suchen muß."

Beka ging mit brennenden Füßen ihres Weges dahin auf heißem Sande, dem bläulichen Rauche zu, der aufstieg hinter den Palmen von Hium.

Es ist kein Wunder, daß ihr der Fischer lange nachsah. Fand er sich gleichwohl bei Menschen nicht behaglich, weil sie keine Tiefe hatten für das, was seinen Geist bewegte, weil sie so flachhin über das Leben flatterten, wie der rothe Falter über das Kalkgestein von Samaria; so empfand er doch eine trostlose Oede, wenn er allein war. Er sah sich unverstanden von der Erde und verlassen von den Himmeln; dann wieder bebte er in Angst vor der wilden Herrschaft der Elemente und sann oft und brütete über den Schriften der Propheten, ob es denn nicht möglich wäre, in der Vereinigung der Menschen einen Hort gegen alle Feinde und ein Gottesreich auf Erden herzustellen. Dann wieder warf sich der kleine Mann auf sein

Angesicht und weinte, daß er so unselig in jene Oedniß hinausgerathen sei, auf der man nicht mehr den Göttern vertrauen könne.

Nun senkte er seine Hand in das laue Wasser des Sees und benetzte damit die heiße Stirne; dann setzte er sich auf seiner Kahnbank zurecht, um das süße Geschenk der Beka zu verzehren.

In demselben Augenblicke knisterte am Ufer der Sand. Ein schlanker Mann mit schwerem Reisestock und in langem, braunem Mantel trat heran, sein schwarzer Bart ging bis auf die Brust, wo ein Strick das Kleid zusammenhielt, seine hohe braune Stirne wurde durch die breiten Decken eines Hutes verhüllt, das graue scharfe Auge richtete sich auf den Fischer im Kahne.

„Bist Du bereit, Schiffer, drei Männer über den See zu fahren?"

„Der See ist groß," antwortete Simon, auf die Gebrechlichkeit seines Fahrzeuges hinweisend.

„Die Männer wollen heute noch nach Magdala."

„Dahin geht eine Straße über Bethsaida."

„Die Männer," so versetzte der Fremdling, „sind gewandert von Nazareth über Kanaa nach Kapharnaum, ihre Füße sind wund, ihre Kräfte erschöpft geworden."

„Bist Du einer von ihnen?" fragte Simon, „ja, wenn Euch wirklich gedient ist, ich fahre Euch gern; daß mein Fahrzeug gebrechlich ist, das seht Ihr selbst. Du bist auch erschöpft, Fremder, Du bist den weiten Weg gegangen, ich bin tagsüber hier im Schatten gelegen, ich habe heute noch nicht verdient, daß ich was genieße. Darf ich Dir diese Traube geben?"

Der Fremdling beugte sich an's Wasser vor, nahm mit freudigem Gesicht die Traube und verschwand damit hinter den

Cypressen. Er ging einer schattigen Stelle zu, wo auf einem Steine zwei andere Männer saßen. Beide mit Wanderstäben, die am Felsen lehnten, beide in langen, dunklen Wollenkleidern. Der Eine saß aufrecht, er war noch jung und hatte ein seltsam schönes Gesicht; trotzdem dieses gebräunt war von der Sonne, schimmerte doch eine zarte Blässe durch, seine vollen Lippen aber waren roth wie die Rosen von Halep, seine großen, schattenreichen Augen waren dunkelblau, wie der Himmel über den Cedernwäldern des Libanon, seine Nase hatte den leichten Bug des Stammes Juda, seine Stirne war weiß und rein wie die Elfenbeinsäulen an der Bundeslade im salomonischen Tempel. Die langen, schwarzen Locken legten sich mitten über den Scheitel getheilt, schlicht nach rückwärts und wallten reich zu den Achseln nieder. Ein dunkler Flaumbart sproßte an Backen und Kinn und an der Oberlippe. Das Haupt stützte dieser Mann leicht auf die zum Verwundern schön gebaute rechte Hand, während die linke sich wie schützend auf ein anderes Haupt gesenkt hatte, welches im halben Schlummer auf seinem Schooße lag. Denn der zweite der hier ruhenden Männer war ein Jüngling von zarter, fast frauenhaft-lieblicher Gestalt. Er schien auf der weiten Reise über die heißen Gebirge von Galiläa sehr müde geworden zu sein und so hatte er sich nun, liebevoll von der schönen Hand hingezogen, den Schoß des Gefährten zur Rast erkoren.

Nun kam der Langbärtige rasch herbeigeschritten und er sagte zu dem Aufrechtsitzenden: „Hier habe ich für Dich eine Traube erhalten."

Der blasse Mann blickte ihm scharf in's Auge und sagte: „Jacobus, soll ich Dir die Lüge verzeihen der Wohlthat willen, die Du an mir zu üben gedenkst? Wer weiß von mir? Die Traube ist Dir geschenkt worden."

„So will ich sie auch genießen," versetzte Jacobus, „ich habe von je her einen lüsternen Gaumen und Du gestattest, daß ich die Frucht genieße, wie sie mir am besten mundet."

„Thue das."

„Mir mundet sie am besten, wenn ich sehe, daß Du, Meister, Dich an ihr labest."

Der mit dem Worte Meister bezeichnete nahm nun die Traube, dankte und sprach: „Wenn wir, mein lieber Jacobus, uns aber beide sättigen, was bleibt für den müden Johannes? Wir sind die Aelteren, Abgehärteten, er ist der Mühen des Reisens noch kaum gewohnt, ich glaube, daß es Jedem von uns dreien am wohlsten sein wird, wenn er die Traube ißt."

Dagegen hatte der Langbärtige nichts einzuwenden. Der Meister weckte sanft den jungen Johannes auf und gab ihm die Traube. Jacobus berichtete von der Bereitwilligkeit des Fischers und so traten sie nun hin an's Ufer und stiegen in den Kahn.

Simon betrachtete die drei müden Fremden mit vieler Theilnahme und frisch griff er zu den Rudern; bald plätscherten die Wellen und das Fahrzeug glitt schaukelnd auf dem weiten Wasser. Da die Beiden den blassen Mann stets mit Meister anredeten, so hielt Simon diesen für einen Rabbi und jene für zwei Diener oder Freunde des Ersteren. Er antwortete auf die Fragen, ob der See an diesen Ufern fischreich sei, ob sich das Fischergewerbe verlohne und wie er, der Fischer, sonst lebe, mit Ehrerbietung, setzte dann bei, daß er sich just keines allzugroßen Glückes zu beklagen habe, da er oft Tage und Nächte lang fische, ohne etwas zu fangen.

Der Meister fragte ihn lächelnd, was er etwa zum Menschenfischen sage?

„Weiß nicht, wie das der Herr meint," antwortete Simon.

„Du hast ja schon drei in Deinem Netz!" bemerkte Jacobus in heiterem Tone.

„Davor," rief der Fischer, „bewahren mich die Götter, die wir wohl heute noch werden bitten müssen um ihren Beistand, denn dort über den Bergen von Hium thut sich was zusammen. Ja, das ist jetzt so sonnig blau, daß man meint, es wäre klarer Himmel. Man muß nur die weißen Ränder nicht übersehen. In einer Stunde fährt uns ein Anderer!"

„Hole aus, Fischer," sagte nun Jacobus, „ich verstehe auch was, bin von Deinem Handwerk. Du kennst den Fluß, der aus den Gebirgen von Golan den schwarzen Sand und die rothen Fischlein mit den spitzen Köpfen herabträgt in diesen See, siehe, an jenem Flusse hat meine Hütte gestanden."

„Steht sie denn nicht mehr?" fragte Simon, „hat sie die Fluth fortgerissen?"

„Sie steht noch, aber sie ist nicht mehr mein. Ich und mein Bruder Johannes — hier ist er," unterbrach sich Jacobus, da er seine Hand auf die Achsel des Jünglings legte, „haben Alles verlassen, um dem Meister zu folgen. Kennst Du ihn, Fischer?"

Das letzte Wort flüsterte der Schwarzbart hinter dem Rücken des Meisters, der schweigsam auf dem Brette saß und hinausblickte auf die lichte Wasserfläche. Die Rast schien ihm wohl zu thun, das Lüftchen wehte so gelinde durch seine Locken. Der Jüngling an seiner Seite, der das holde Antlitz kaum zu wenden vermochte von dem des Meisters, hatte eine Art von Turban um sein Haupt geschlungen. Es glühte aber die Sonne nicht mehr.

Simon hatte auf die Frage des Jacobus verneinend den Kopf geschüttelt: Wie sollte ein einsamer Fischer fremde Leute kennen, die das erstemal vor sein Auge kommen!

„Für wen hältst Du ihn?"

„Was fragst Du mich?"

„Weil mir's unmöglich dünkt, diesen Mann zu verkennen. Er ist ein Prophet und kam vor Kurzem erst aus der Wüste Juda."

Simon fuhr auf und die fahlen Härchen seines Hauptes zitterten im Winde.

„So wäre das der Prediger in der Wüste, der die Menschen, die zu ihm kommen, mit dem Wasser des Jordan begießt?"

„Fischer, der ist es nicht. Er will nicht größer heißen, als der Täufer am Jordan, darum hat er sich wie Andere von ihm begießen lassen, aber er ist so groß, daß Jener ihm nicht die Sandalen von den Füßen lösen dürfte."

„So ist es Jesaias, Elias oder ein anderer der jüdischen Propheten."

„Freund, es ist ein Größerer," sagte Jacobus und begann im Eifer zu sprechen von dem, der jetzt träumend auf die hochgehenden Wogen blickte. Aber Simon hörte die Worte nicht. Der Sturm war losgebrochen und die Berge von Hium und Betharga waren eingehüllt in graue Nebel, die von Blitzen durchzuckt heranwogten. Vor ihnen her wälzten sich die Gischtschlangen des Wassers, in weißen Kämmen spritzend. Das Fahrzeug sprang von Welle zu Welle, Schaumfetzen flogen über die Segelstangen hin, die Balken ächzten; da wallte auf tosenden Wogen schon das Gewölke heran, eingehüllt in Grau war das auf wilden, finsteren Wassern hin- und hergeschleuderte Fahrzeug, und nur die Blitze warfen

ihre rothe Glut durch solche Nacht. Simon hatte die Ruder losgelassen, die Arme ausgestreckt, er rief zu Jupiter, er rief zu Jehova; Donnerschläge erstickten seine Stimme, da fiel er auf sein Angesicht und wimmerte: „Keiner von diesen hilft — wir sind Alle verloren!"

Jacobus und Johannes hatten sich an den Meister geschmiegt und suchten ihn, den Traumversunkenen, zu wecken.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte dieser endlich.

„Meister!" rief Jacobus, „bist Du denn so ganz bei Deinem himmlischen Vater, daß Du nicht siehst, wie schrecklich wir untergehen?"

„Ihr kleinmüthigen Leute, was soll ich Euch?

„Dem Sturm sollst Du gebieten!"

„Das kann ich nicht. Aber besiegen will ich ihn. Fährmann, die Ruder!" Und mit starken Armen erfaßte der blasse Mann die Ruderstangen. Mit hoher Kraft und Gewandtheit lenkte er das Schiffchen, daß es den Wellen widerstand. Der Träumer war nicht mehr zu erkennen, der ganze Mann war That; wie das Feuer in den Wolken zuckte, so leuchtete das Feuer in seinem herrlichen Auge; der Sturm zauste an seinen reichen Locken, daß sie hoch aufflatterten, aber an die Mannesstirne schlug er machtlos.

Als die drei Männer den muthvollen Kampf des Meisters sahen, wurden auch sie beherzter, legten mit Hand an, stritten mit losgerungenen Balken gegen Wind und Wasser. Johannes ergriff den Hut des Bruders und schöpfte aus dem Schiffchen das Wasser und trachtete bei dem Hin- und Widerkippen des Kahnes wie das Zünglein an der Wage stets aufrecht zu bleiben. Nach kurzer Zeit war die Gefahr dahin.

Die schwersten Nebelmassen hatten sich gegen Morgen gewälzt, die Blitze flogen matter, die Wellen erfuhren keine

neuen Peitschen mehr, wogten in innerem Aufruhre noch eine Weile nach und beruhigten sich allmählich.

Als die niedergehende Sonne die drei Felsenthürme von Hipos beschien, so daß diese auf dem schwarzen Grunde des fernhinziehenden Gewitters wie drei Opferfeuer leuchteten, glitt Simon's Fahrzeug dem Ufer von Magdala zu.

Die Stadt liegt weiter ab am Gebirge. Wie eine Reihe von grauen Würfeln schimmern die fensterlosen Gebäude herüber. Das Gestade ist hügelig, steinig und zerrissen und weithin war noch der Sand naß von den hinausgeworfenen Wellen und manches Wasserthier zappelte verschmachtend in den Gruben.

An diesem Ufer war heute eine große Menge von Menschen versammelt. Während des Gewitters hatte sie sich verborgen in die Klüfte und Höhlen der Felsen und unter dichte Cypressen. Nun war Alles wieder hervorgekrochen, schaute ungeduldig auf den Weg hin, der am Ufer unwirthlich auf- und niedersteigend heranzog.

Reisende, die aus Damaskus kamen, hatten erzählt, daß sie den Nazarener gesehen hätten, den neuen Propheten, und daß er an diesem Tage noch in Magdala ankommen werde. Auf solches Gerücht hatten sich die Menschen versammelt, arme und reiche Faulenzer aus der Stadt, Fischer und Schiffer aus den Uferorten, Hirten aus dem Gebirge; auch viele Weiber darunter und Kinder und allerlei, was der Neugier fröhnte und bei jedem Auflaufe war, wo es Spectakel vermuthete. Der Prophet war in Magdala nicht mehr ganz unbekannt und Schriftgelehrte wußten zu erzählen, wie das derselbe wäre, den vor Jahren als Kind der König des Judenlandes verfolgen ließ, wie sie denselben aber später als Knaben im Tempel zu Jerusalem gesehen hätten, wo er durch

eine Rede Alles in Staunen versetzt. — „Man hat seither lange Jahre nichts mehr von diesem Menschen vernommen, es heißt, er wäre in der Wüste gewesen, wo er die neue Lehre erdacht."

„Eine Lehre gegen die Heiden und Römer, eine Lehre zur Befreiung Galiläas."

„Gebt Acht, es wird der prophezeite Erlöser sein, der neue, glorreiche König von Judäa!"

„Stammt er von Abraham, stammt er von David ab? Wer weiß es?"

„Ich habe seinen Vater gekannt, er war ein alter Zimmerer zu Nazareth."

„Seine Mutter ist heute noch ein schönes Weib und von königlichem Stamme."

So klangen die Bemerkungen der Menschen. Die religiösen Stimmungen waren zu dieser Zeit der Heidenherrschaft im Lande Juda aufgeregter als sonst. Die gesteigerte und immer wieder getäuschte Hoffnung nach dem prophezeiten Ziele hatte für Moses ernüchtert; er konnte nicht befriedigen, weil er nur versprach; seine Lehre war eine träge, düstere Vorwandlerin, eine Mutter voll Sorgfalt, aber ohne Herz, immer die Zuchtruthe schwingend, niemals lächelnd und kosend.

Der Gebote Moses waren Manchem um zehn zu viel, ein fremdartiger Hang nach Ungebundenheit war vom fernen Tiberstrande herangeweht gekommen wie ein Fieberhauch über Israel. Neue Propheten verkündeten die endliche Ankunft des Messias und sterbende Greise priesen die Jugend glücklich, daß sie ihn — auf dem die Hoffnung und die Zukunft Israels ruhe — von Angesicht zu Angesicht sehen würde.

In solcher Stimmung war wohl Mancher, der da unter der Menge stand und sein Auge schweifen ließ hinan den abendlichen Strand.

Da rief plötzlich eine Stimme: „Auf den See, auf den See schaut hinaus!" Und hundert Lippen sagten es zugleich: „Da kommt er! Der ist es."

„Welcher? Es sind deren vier im Kahn."

„Der schöne, schlanke, schwarzlockige Mann, der mitten aufrecht steht."

Als das Schiffchen landete, war es umrungen von der Menge. Jacobus vermochte kaum, dem Meister Weg und Steg zu bahnen. Mit festem Schritte stieg dieser an's Ufer, die Leute starrten ihn an, riefen ihm Willkommen zu, berührten, küßten seine Kleider.

Er suchte sie sanft von sich zu drängen, aber ein schönes, blühendes Mädchen war vor ihm auf die Knie gefallen und trocknete mit den gelösten Haaren seine Füße.

„Du hinweg von hier!" schrien mehrere Weiber und drängten sich dazwischen, „Verführerin, Sünderin, Dirne!"

„Wer ist dieses Weib, daß Ihr es beleidigt?" fragte der Prophet.

„Wir haben es gesagt!" riefen sie und hoben ihre Fäuste und Steine zum Schlage auf.

Der Meister legte seine Hände schützend auf das Haupt des zitternden und schluchzenden Mädchens, wendete sich zur Menge und sprach ernsten Tones: „Wer von Euch wagt den ersten Stein nach einer Sünderin zu werfen?! Die Propheten steinigt Ihr doch! Der Hirte geht aus, die verlorenen Schäflein zu suchen. Nicht über die Hochmüthigen ist Freude im Himmel, sondern über die Geretteten. Ist dieses Weib gefallen, so hebe ich es auf. Zurück von ihr!"

„O mein Retter und Heiland!" wimmerte das Mädchen und umklammerte mit der Leidenschaft des Schmerzes und der Dankbarkeit seine Knie. Er hob sie auf und sprach: „Bleib' an meiner Seite."

Jacobus zog den Fährmann unter einen Oelbaum und fragte ihn, was er verlange an Lohn. Simon verhüllte mit seinem Mantel das Angesicht und flüsterte: „Spottet nicht, ich habe Strafe genug, daß ich verzagt war. Ich bin kein Fischer und ich bin kein Schiffer mehr, ich bin ein unnützer Mensch. Nur Eins wollte ich wünschen: Ich habe Deinen Meister thaten gesehen, nun möchte ich ihn auch reden hören. Was er sagen mag, durch sein Werk hat er mich gewonnen für sein Wort. Wäre doch auch der Fischer Manassus da, und Beka und mein Bruder Andreas hier!"

„Der Sohn Jonas? Der war einer der Ersten bei uns; er zog mit Verwandten des Meisters in die untere Gegend des Jordans, wo er die Ankunft vorbereitet. Komme und bleibe auch Du bei uns, Bethsaidäer," so versetzte der Mann mit dem schwarzen, langen Barte, „siehe, wie sie ihn auf den Hügel tragen, sie wollen, daß er predige, der Prophet soll sie ergötzen. Aber sie kennen noch nicht seiner Rede Gewalt. Johannes beschützt das Mädchen —"

Mittlerweile waren theils aus Neugierde, theils aus Uebermuth allerlei Fragen an den Meister gestellt worden, die er stets in ernster Bestimmtheit beantwortete. Er sprach von dem Eigennutz, von der Unduldsamkeit, von der Hoffart, von den bösen Lüsten der Menschen und da wurden seine Worte herb und da wurden die Zuhörer kleinlaut.

„Fremdling," fragte ihn einer aus dem Rathe von Magdala, „sage einmal, ob Du es mit den Juden hältst, oder mit den Heiden?"

Er antwortete: „Wir sind alle Kinder eines Vaters. Er wohnt im Himmel und sein Gebot ist, daß Ihr einander liebet. Haltet Gemeinschaft. Ihr seid Alle gleich, Gott kennt keinen Herrn und keinen Knecht. Selig sind die Reichen, wenn sie den Mitmenschen beistehen; selig die Armen, Schwachen und Verlassenen, wenn sie in Ergebung verharren. Ich zeige Euch ein Vorbild und ich bin gekommen, Euch das Reich Gottes zu verkünden, wenn Ihr vollkommen werdet, wie Euer Vater im Himmel ist. Nicht in der Macht, nicht im Ansehen, nicht in der irdischen Weisheit liegt Euer Werth. Seid sanftmüthig, friedfertig und reinen Herzens, seid wie die Kinder. Verleugnet Euch selbst, nehmt das Kreuz des Nächsten freudig auf Euch, thut Gutes Denen, die Euch Böses thun, suchet vor Allem die Gerechtigkeit und Ihr werdet das Reich Gottes finden."

„Wo ist das Reich Gottes?" fragten Mehrere.

„Das Reich Gottes ist dort, wo Ihr selig seid. Es ist im Hause des himmlischen Vaters, wo Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen; es ist bei den Menschen auf Erden, die einander lieben; es ist im Herzen Aller, die nach der Gerechtigkeit wandeln."

Sie blickten sich verwundert an ob der seltsamen Worte. Wie sollten sie ihn verstehen, da sie Keinen noch gehört hatten, der solche Lehren verkündet!

Der Fischer Simon hatte krampfhaft des Jacobus Arm erfaßt und während der Worte des Propheten immer wieder gemurmelt: „Das ist der Rechte! Das ist der Rechte!"

„Ja, das ist der Rechte!" rief spottend ein Jude, dessen Antlitz vor Aerger über den fremden Prediger schier gelblich geworden war, „paßt auf, der wird eine große Gemeinde gründen, denn er ruft auf den Straßen die Lungerer und

die Arbeitsscheuen und die Gotteslästerer und die Heiden zu sich. Mit Sünderinnen geht er um und preist sie selig. Der lehrt die Weichmuth. Moses hat Männer geweckt und männliches Handeln gefördert. Der macht weibisch, träge und lahm. Das ist kein Mann für die Welt, der zieht gegen die Großen, eifert gegen den Reichthum, untergräbt den Staat. Paßt auf, aus allen Ländern werden Haufen der Niedrigen und Nichtigen heranströmen zu diesem falschen Propheten!"

Mit Gelassenheit hatte der jugendliche Prediger auf dem Hügel die Worte des Jüdleins gehört; dann — als sich sonst Keiner mehr vernehmen ließ — erhob er wieder die Stimme und sprach: „Es werden falsche Propheten aufstehen. Sie werden predigen gegen des Kaisers Zins und jegliches Eigenthum. Das ist nicht mein Wort. Wer Eigenthum hat, der vermag zu geben, wer giebt, der bethätigt die Liebe. Wo Alle, die Gleiches sind, Gleiches haben, da endet die Liebe; wo aber Alle, die Ungleiches sind, Gleiches haben, dort beginnt der Haß und der Krieg. — Es werden falsche Propheten aufstehen, predigend die Weisheit dieser Welt, die Einheitlichkeit und leichtsinnige Hingabe des Menschen an die übrigen Wesen dieser Erde, den Stolz ob des von Menschen Erreichten, den unbändigen Hang zur Materie. Das ist nicht mein Wort. Wir sind nicht von dieser Welt; Alles was unseren Sinnen schmeichelt, ist kurzes Spiel. Die Erde wird in Staub zerfallen, Gottes Sohn aber, der Gerechte, wird erhöht werden und siegen über das Böse. Wir sind Kinder des Ewigen, dem wir ähnlich werden müssen, um selbst ewig zu sein. — Es werden falsche Propheten aufstehen, die da lehren die Nichtigkeit der Welt, das Elend dieses Lebens, die Verzweiflung der Menschen. Es ist mein Wort nicht. Dieses Leben ist unsere Schule für den Himmel und unser Prüfstein.

Tausende wandeln in der irdischen Sonne, die hoffend den Blick zum Himmel heben, Seligkeit schon im Herzen tragen. Dieses Glück sehe ich auf Erden, dieses Glück will ich Euch bringen. Die Sorge um irdische Güter betrügt Euch um Eure Tage. Die Ihr kummervoll seid und beladenen Herzens, kommet zu mir, ich gebe Euch den Frieden, den die Welt nicht geben kann."

Hierauf rief Simon, der Fischer, laut, daß es weit hintönte über die Köpfe: „Wie der Himmel höher ist, als die Erde, so ist Der größer, als Sokrates. Göttlich ist sein Wort; wahrhaftig, er ist der verheißene Messias!"

Viele der Zuhörer stimmten mit diesem Rufe begeistert überein; Andere hatten sich erschöpft niedergelassen auf dem Boden. Sie waren von weiten Wegen herbeigekommen; viele waren arm und hatten nicht Münzen, um sich Abendbrot und Ruhestatt zu verschaffen.

Das Mädchen, welches vorhin zu den Füßen des Propheten gesunken war, flüsterte nun zum jungen Johannes die Frage, wo in dieser Nacht der Meister denn ruhen werde?

„Die Erde ist sein Bett, der Himmel ist sein Dach," sagte Johannes. Hierauf fragte sie, ob sie es wohl wagen dürfe, dem Lehrer eine Bitte vorzutragen.

„Geh' hin und bitte nur," antwortete der Jüngling, „er ist so gut."

So trat sie bangend hin zu ihm, dem Bewunderten, von allem Volke Umschwärmten; in Zagen und Hoffen richtete sie ihr großes Auge mit der schwarzen Gluth zu ihm auf und da sie sein milder Blick traf, legte sie ihre Arme über die wogende Brust und sagte: „Herr, verzeihe, denn ich bin unwürdig, daß Du eingehst unter mein Dach. Aber ich weiß, daß Du eine weite Wanderung gemacht hast in Galiläa, ich sehe,

daß Deine Füße wund geworden sind, ich höre, daß Du Dein Haupt auf einen harten Stein zur Ruhe legen willst. Du hast mich gerettet, hast mich gnadenreich aufgenommen in Deinen Himmel; o verzeihe, wenn ich Dich einlade in mein Haus zu Magdala, daß ich Dich labe an meinem Tisch und mit Oel Deine Füße salbe!"

„Kind," sagte er und blickte sie huldvoll an, „ich bin gewohnt unter Oelbäumen zu ruhen und mich mit Datteln zu sättigen. Aber meinen Genossen zu Liebe, die wohl gern einmal einen gedeckten Tisch und ein mildes Lager sehen mögen, nehme ich Deine Einladung an. Doch bedenke, Du gutes Weib aus Magdala, wie kann ich das viele hungernde Volk hier verlassen und zu Tische gehen!"

Da redete Jacobus dazwischen und meinte, was es denn nütze, wenn sie hier blieben, um mit dem Volke zu hungern? Sie hätten nicht mehr, als fünf Brode und einige Fische vorräthig.

Darauf sprach das Mädchen von Magdala zum Propheten: „Herr und Meister, da Du mir der Bitten größte gewährt hast, so wolle mir die zweite nicht versagen. Ich und meine Schwester Martha besitzen hier in der Nähe eine Vorrathskammer mit Brod, Fischen und Obst. Es ist der Bau dort unter den Pinien. Hier nimm den Schlüssel und sättige damit Alle, die Dir zu Liebe gekommen sind."

Während solcher Dinge war der Fischer Simon, der nun abseits bei Johannes stand, wieder einmal kleinmüthig geworden. Ueber den See und seine weißen Uferfelsen begann es bereits zu dämmern, und nun war es eine Nacht und ein Tag, seit er nichts mehr gegessen hatte. Er theilte seinen Kummer dem Johannes mit.

„O lieber Mann," sprach dieser und seine zarten Wangen wurden dabei so blühend roth, „hättest Du mir das früher

gesagt, so hättest Du Dich früher erquickt. Hier habe ich eine Traube, die nimm und letze Dich."

Simon nahm die dargebotene Frucht und that jetzt den Mund auf vor plötzlichem Erstaunen. Das war ja die Traube, welche er von Beka zum Geschenke erhalten und hierauf dem Langbart gegeben hatte! „O Ihr Götter!" rief er aus, „nun weiß ich, was die Liebe ist! — Johannes, wir warten, bis die beiden Anderen auch kommen, dann verzehren wir die Traube miteinander."

„Simon, sie dürfte nicht langen," sagte der Jüngling, „siehe einmal, wie die Beiden Gemeinsamkeit machen mit dem Volke; sie sättigen es."

„Mit fünf Broden und zwei Fischen?"

„Wahrlich, mehr sah ich nicht. Und jetzt hat Alles Brod in Ueberfluß."

Als die Menge gesehen hatte, daß der Prophet, der ohne Hab und Gut früher aus dem Fahrzeuge gestiegen war, anhub, Nahrung zu vertheilen, strömte sie mit erneuter Hast auf ihn zu; Einer reichte dem Andern Brod, Früchte und Fleisch, man wußte nicht, woher Alles kam. Sie aßen und sie schrien und priesen den Wundermann.

Da wendete sich Johannes zu seinen Umstehenden und sagte: „Sie wundern sich über den Glanz, aber sie wundern sich nicht über das Feuer. Das größte Wunder ist die Liebe. Liebe wird den Hungernden zur Speise, den Lahmen zur Stütze, den Blinden zum Lichte. Wo Liebe ist, da sind die Todten lebendig."

Aber sie schrien immer wieder: „Seht den Wundermann, der Steine zu Brot macht!"

„Wundermann?" zeterte das gelbe Jüdlein, das nun am meisten schrie, weil es sich am gründlichsten gesättigt

hatte, „ein Zauberer ist er! Der Beelzebub ist sein Küchenmeister und auch das ist kein Wunder — wer sich von Sünderinnen zu Tische laden läßt!"

„Ja," riefen Andere, die sich bisher hinter Gestein und Gebüsch halb verborgen gehalten hatten, „das haben wir vernommen. Er lehrt wider Moses und die Propheten. Das Gesindel wiegelt er auf gegen Gesetz und Besitz. Gebt Acht, wir erleben noch den blühendsten Aufruhr in den Städten Judas."

„Die Fremdherrschaft will uns ohnehin erdrücken; Galiläa, der Garten Israels, ist ein Heidennest geworden. Ein Judenverführer hat uns gerade noch gefehlt."

„Steinigt ihn! Pfählt ihn!"

Wie still und friedsam war die abendliche Natur, ein zarter Hauch wehte durch die Cypressen und machte die Tropfen zittern auf den Zweigen. Am Himmel standen die ersten Sternlein — als auf dem Berge der wilde Ruf erscholl.

„Pfählt ihn!" riefen zwei schergenhaft wüste Gesellen und schleppten den Strunk einer geknickten Ceder herbei, der noch ein paar Aeste ausstreckte, wie zum Umfangen eines Uebelthäters.

„Barsus hat Einen getödtet und ist zum Tode gebracht worden, und Dieser, der Unglück säet in ganz Israel, soll leben?!"

„An's Holz mit ihm!"

Die Genossen des Meisters waren erbleicht schon bei dem ersten Rufe. Sie zogen sich zurück, suchten in der Menge zu verschwinden.

Simon der Fischer wurde abgefaßt: „Bist nicht auch Du Einer von ihm?"

„Von wem?" fragte er innerlich erbebend.

„Vom Volksaufwiegler, vom Zauberer!"

„Ich —? Ich kenne den Menschen gar nicht."

„So magst Du laufen."

Aber Simon lief nicht weit. Dort auf der Uferhöhe, da er zurückschaute auf den Hügel, wo sie den Propheten mit tollem Geschrei erfaßten und zu Boden warfen, daß das harte Holz erklang vor seinem Haupte, war es ihm plötzlich wie eine glühende Zunge in's Herz gefahren. — Du hast ihn verleugnet, ihn, der dich gerettet hat im Sturme, der dich entzückt hat mit seinem herrlichen Worte, dem du gelobt hast nachzufolgen. Ist das des alten Simon's Treue? —

Im Erinnern an den muthigen und erfolgreichen Kampf auf dem See, war er plötzlich der Zagende nicht mehr, er war der Wagende geworden. Hinstürzte der kleine Mann in den Haufen, wo der Prophet die Ueberzahl der Feinde schauend, zornlos und angstlos sich hingab. Simon sah nur seinen Blick — diesen einen, himmlischen Blick — da erfaßte er ein Schwert, welches ruhig in der Scheide eines Landsknechtes stak, bahnte sich damit den Weg zum Meister und rief, von einer wundersamen Glut durchdrungen, gellend aus: „Hinweg von ihm, Ihr Mörder! Nicht eine Faser verletzet mir an der heiligen Gestalt. Das ist der Gottessohn!"

Erstaunt wich man dem Rasenden aus, überrascht machte man den Anhängern Platz, die mit erwachtem Muthe sich wieder herbeidrängten und bald den Propheten umringten.

Dieser lag hingeworfen auf den Holzpfahl und das Mädchen von Magdala trocknete ihm das Blut, das aus fünf Wunden rieselte.

„Es fließt für unsere Sünden!" rief Johannes, „wir konnten ihn verlassen."

Der Meister lächelte und sagte dann diese Worte: „Von nun an aber wollen wir beisammen bleiben, ich bei Euch und Ihr bei mir. Und daß Ihr der Treue nimmer vergesset, so denkt, so oft Ihr von Kanaans Reben Wein trinkt aus dem Kelch, an mein Blut, das hier vergossen ward."

„Aus Todesbanden hat Dich der himmlische Vater uns wieder geschenkt!" schluchzte der junge Johannes und verbarg sein lockiges Haupt an der Brust des Meisters.

Was aber Simon laut gerufen hatte, das flüsterte jetzt das junge Weib aus Magdala: „Er ist der Gottessohn!" Von tiefem Schauer durchzuckt, murmelte es Jacobus, stöhnten es die noch Anwesenden, die in Entzückung morgenländischer Seelen auf ihr Angesicht fielen.

„Er ist der Gottessohn!"

Die Mißwollenden und die Schergengesellen aber hatten sich verloren in der Nacht und man hörte das Rieseln des Sees an den Ufern.

Ueber dem fernen Höhenrücken von Hauran, der schon in der Wüste liegt, erhob sich die rothe Scheibe des Mondes. Ueber Simon den Fischer war nach der glühenden Aufwallung eine weiche Gefühlsseligkeit gekommen. Er saß lehnend an einem kühlen Rasenhang, streckte Arme und Beine von sich und sagte: „Hier ist es gut sein. Hier sollten wir Hütten haben."

„Du bist ein gar bequemer Geselle," antwortete ihm Jacobus. „Willst Du mit uns ziehen, so mußt Du lernen, überall Fremdling zu sein. Der Meister nennt nicht einen einzigen Stein sein eigen, als Ruhekissen für sein Haupt."

„Will schon trachten," sagte Simon, „einstweilen stecke ich nur noch ein wenig in der faulen Fischerhaut."

Das Mädchen von Magdala hatte mit fraulicher Emsigkeit unter den Pinien einen Tisch bereitet und gedeckt — und so genossen sie nun das Abendmahl. Inmitten saß der Meister, ihm zur Rechten Johannes, ihm zur Linken Simon. Zu diesem wendete sich plötzlich der Prophet und sagte: „Du, sei nicht mehr kleinmüthig, nicht mehr verzagt, Simon, sei Petrus, stark und beständig wie ein Fels, damit ich auf Dich bauen kann. Ihr kennt nun die Gefahren, die mich bedrohen. Noch eine kleine Zeit und ich werde aufgenommen sein zu meinem Vater. Dann achtet meiner Fußstapfen, gehet in die Welt und verkündet es den Völkern, was ich gesagt habe."

Sein Angesicht war verklärt im Strahle des Mondes. Die Jünger schauten ihn mit stiller Ehrfurcht an und zu dieser Stunde senkte sich ein neuer, heiliger Geist in ihre Seelen.

Draußen aber auf weitem, nächtlichem See trieb Simon's herrenloser Kahn — wer hätte im Gedränge des Aussteigens daran gedacht, ihn anzubinden! Der Fischer am wenigsten. Nun saß auf der schwankenden Kante ein Rabe und hackte Würmchen aus dem morschenden Holze. — Morgen früh, wenn der Nachen gestrandet sein wird an den Sandbänken von Gamala, werden die Leute sagen: Seht, hier ging ein Schiffer zu Grunde. Tragt ihn, ihr Engel Gottes, in Abraham's Schoß! —

Als märchenfreudiges Kind habe ich die wunderbare Geschichte vernommen; als Mann auf der kühlen Höhe des Lebens sind mir aus fernem Dämmerscheine die heiligen Gestalten wieder aufgestiegen und haben sich in sinnigem Spiele vereinigt zu einem Bilde, in dessen Vordergrunde, der Dogmen bar, aber wohl mit lieblicher Mythe geschmückt, unser Heiland steht. Die Uebrigen — sie haben des Meisters Wort erfüllt,

sie haben der Welt eine Lehre gegeben, die unvergleichlich bleibt bis an das Ende der Zeiten. Simon, der Fischer von Bethsaida, den wir ruhen fanden im Kahne auf dem galiläischen See, ist als feuriger Verkünder der neuen Lehre gesehen und bewundert worden zu Antiochia, in Babylon, zu Korinth und in der Weltstadt Rom.

Hier soll er in der neronischen Verfolgung untergegangen sein.

Aegidi.

Ein Capitel aus der Legende.

Zu Athen in Griechenland lebte im siebenten Jahrhundert eine hochadelige, mit Gütern reich gesegnete Familie. Sie stand an der Spitze der vornehmen Gesellschaft des Landes und genoß hohe Vorrechte und lebte im Vollgenuß der irdischen Freuden. Sie war zum Christenthum übergetreten, denn das Gebot: „Liebe deinen Nebenmenschen wie du dich selbst liebest!" gefiel ihr gar sehr. Fühlte sie sich durch die neue Lehre doch nicht so außerordentlich verpflichtet; die Familie Aegid hatte nicht gar viele Nebenmenschen, sie stand ja zuhöchst in der Gesellschaft und die Bewohner des Landes waren ihr nicht bei-, sondern untergeordnet. Und den Untergeordneten gebietet das Christenthum: „Ehre deine Obrigkeit und sei ihr gehorsam!" — So waren die Satzungen der großen Lehre dem Hause Aegid wie aus der Seele gesprochen.

Diese Familie hatte einen einzigen Sohn — einen Knaben von großen Geistesgaben und wunderbarer Schönheit. Schon in seiner frühesten Jugend wurde er im Christenthume erzogen. Und der junge Aegidi vertiefte sich so sehr in diese Lehre, daß er, was Keinem seines Stammes noch gelungen, ihr auf den Kern kam. Der Stifter war offenbar ein Freund

des Volkes gewesen — „Ihr Alle seid Brüder und Kinder Eines Vaters, der im Himmel ist!" — Als Aegidi siebzehn Jahre alt war, hub er an, diesen Satz zu verstehen, denn zu der Zeit hatte er gefunden, wie eng und einförmig der Kreis war, in dem er sich auf der „Höhe und Spitze der Gesellschaft" bewegen konnte. Wohl stand den Bedürfnissen seines Körpers bisher eine unendliche Auswahl von Mitteln und Gütern zu Gebote, wohl fehlte nichts, was zur Bildung und Pflege seines Geistes nöthig war; auch war für Belustigungen vornehmer Art, als Reiten, Jagen, Ringen u.s.w., hinreichend gesorgt. Allein plötzlich wachte des Jünglings Herz auf und hatte einen Wunsch, einen sehr angelegentlichen, heißen Wunsch — und in Sachen dieses Gegenstandes war die Wahl in Aegidi's Kreisen gar armselig klein.

Es war nicht zu leugnen, daß es in den wenigen hohen Adelshäusern schöne Jungfrauen gab; aber unten bei den Soldaten, bei den Gewerbetreibenden, bei den Landleuten, Hirten und Fischern gab es, wenn nicht noch schönere, so doch gewiß der Schönen mehr — das war nicht zu leugnen und nicht zu verachten. So stieg Aegidi mit seinen großen glutvollen Augen, mit seinen langen, braunen Locken und in seiner ganzen herrlichen Jugendgestalt denn herab zu den Töchtern des Landes, die nach des Meisters Lehre mit ihm den Einen Vater im Himmel hatten. Und er liebte sie und bethörte sie durch seine wunderholde Erscheinung und als ihn sein Vater darüber eines Tages streng zur Rede stellte, entgegnete Aegidi, er suche den Willen Gottes zu erfüllen.

Darob ergrimmte der alte Patricier, schlug die Pforte dem Jünglinge vor der Nase zu und sagte: „Ich habe keinen Sohn mehr."

Aegidi aber versetzte laut: „Ich habe einen Vater, der im Himmel ist!"

Und von nun an trieb er sich im Lande herum, hütete mit den Hirten und fischte mit den Fischern und hielt Gemeinschaft mit diesen Menschen in allen Dingen.

Als aber eine Zeit kam, da sein Leib abgezehrt war und ihm die Kleider von den Gliedern fielen, da erinnerte er sich an die Geschichte von dem verlorenen Sohne und er kehrte reumüthig zurück zu der Pforte seines Vaterhauses. Doch wurde kein Kalb geschlachtet, denn sein Vater war todt. Dagegen harrten große Reichthümer auf den Wiederkehrenden. Der Worte des Lehrers aber auch jetzt gedenkend, nahm Aegidi diese Reichthümer und vertheilte sie an die Bettler des Landes; und als er nichts mehr hatte, ging er demüthig zu den Betheilten und bettelte um ein Stück Brot. Da lachten die Leute, nannten ihn einen Verschwender und Narren und unter Männern auch noch was Anderes.

Nun erinnerte sich Aegidi an den Ausspruch des Propheten, daß Alles eitel sei. Der Verachtetsten Einer verließ er das Land. Ein Schiffer nahm ihn auf; dem band er die schadhaften Taue und flickte die Segel. Viele Monate lang waren sie auf hohem Meere und in den Stunden des Sturmes war Aegidi vergnügt, gedachte des Schiffleins Petri und murmelte: „Unser Herr und Meister schläft nicht; laßt es gehen, wie es geht, er wird uns beschützen." Und als der Capitän in einer ungestümen Nacht sah, daß Aegidi still lächelte und seine Hände in den Schoß legte, da doch Alles aus vollen Kräften arbeiten sollte, um das Fahrzeug zu halten, so rief er: „Du Taugenichts, Du Tagedieb!" Deß war Aegidi ganz zufrieden; auch der Herr und Meister mußte Schmach erdulden.

Aber als des andern Tages das Schiff an einem Inselstreifen vorüberglitt, da setzte der Capitän den Mann auf's Land und fuhr weiter.

Darüber war Aegidi nun allerdings ein wenig verblüfft, denn die Insel war nicht verheißend, und im Evangelium fand er keine Stelle, die er auf diese seine neue Lage beziehen konnte. Indeß schritt er weiter und vertraute auf Gott. Und siehe, Gott wollte es, daß die vermeintliche Insel nur eine Halbinsel war und mit dem Festlande zusammenhing; und Aegidi wanderte in das Festland hinein, fing unterwegs Frösche und Heuschrecken, wie der heilige Johannes in der Wüste gethan hatte, und kam endlich in eine tiefe, dichtbewachsene Wildniß.

Er fand eine Felsenhöhle und in dieser Felsenhöhle lebte er nun als frommer Einsiedler. Eine Hirschkuh, die er zahm zu machen verstand, war seine Gefährtin und Nährerin; und in der Ruhe des Waldes und durch die Milch der Hirschkuh hub der noch junge Mann wieder an zu gedeihen.

Um dieselbe Zeit trug es sich zu, daß die Fürstin dieses Festlandes, eine schöne junge Witwe, eine große Jagd abhalten ließ, um sich über den Verlust ihres unersetzlichen Gatten zu trösten. Sie trug ein schwarzes Kleid, ritt auf einem hohen Schimmel und schwang den Wurfspieß. Ihre glänzend schwarzen Locken wehten um das blasse, wunderbar holde Antlitz; die weißen Zähnchen schimmerten zwischen dem Knospenpaare der Lippen; ihr Auge brannte vor Feuer und Begierde, denn sie verfolgte eine Hirschkuh. Ihrer Begleitung war sie in solchem Eifer davongeritten und tiefer und tiefer kam sie in die Wildniß hinein, und das verfolgte Thier war nicht zu erreichen.

Plötzlich aber, als Wild und Jäger einen Wald von Dickicht und Gestrüpp hinter sich hatten, verschwand die

Hirschkuh in einer Felsenhöhle. Und als die Jägerin davor hielt und ihr Auge in die Vertiefung senkte, da schrak sie doch zurück. Nicht die Hirschkuh allein, auch ein anderes Thier war da drin verborgen — vielleicht ein gefährlich' Thier; sie sah zwei große Augen sprühen in der Dunkelheit. Und endlich wurde ein verwildertes Lockenhaupt sichtbar, und eine hohe Mannesgestalt, nur spärlich bekleidet durch ein Bärenfell, trat langsam hervor.

Da wollte die junge Fürstin vom Pferde sinken vor Schreck. Noch zu rechter Zeit fing sie Aegidi auf in seinen Armen, daß diese schöne Gestalt den harten Boden nicht sollte berühren.

„Wer seid Ihr, fremder Mann?" vermochte die Fürstin wieder aufrecht sitzend endlich zu fragen.

„Ich bin ein Knecht des Herrn, der in der Einsamkeit seinem Gotte und seinem Seelenheile lebt."

Auf diesen Bescheid wurde das Weib ein wenig ruhiger. Jedoch Aegidi wendete den Schimmel, daß der Schweif an dem Felsen fächelte und der Kopf der Seite zugekehrt war, von wannen er gekommen.

„Und Ihr wollt mir nicht erlauben, Mann Gottes, daß ich mich von dem scharfen Ritte und von dem großen Schrecken auf diesem Moose ein wenig erhole?" so sagte nun die Fürstin.

„Ei, ei," versetzte der Einsiedler, „ich habe von einem Eremiten gehört, dem ist der Teufel erschienen in Gestalt eines Weibes."

Da lachte die Fürstin und fragte, ob er nicht einen frommen Spruch wisse, um sie zu beschwören.

„Wohl, wohl!" sagte Aegidi rasch; dann breitete er seine Hände aus und rief: „Wenn Du etwa nicht ein menschlich

Weib, sondern der leidige Böse selber bist, so beschwöre ich Dich bei dem gekreuzigten Jesus, fahre hin!"

Das Pferd stampfte einmal mit dem Vorderfuß, aber es fuhr mit seiner Last nicht hin.

„So seht Ihr," lachte die Reiterin, „daß ich ein menschlich Weib bin und den heiligen Namen wohl vermag zu ertragen. Wollt Ihr mir nun erlauben, daß ich den Rücken meines Thieres verlasse und ein wenig auf Euerm Moose raste?"

Da reichte ihr Aegidi die Hände und hub sie vom Pferde und führte sie zur Rasenbank und brachte Früchte und Milch und verschwand plötzlich in der Höhle und kämmte mit den Fingern seinen langen vollen Bart zurecht. Dann kam er wieder und setzte sich zu seiner Gastin auf die Rasenbank und freute sich innig, wieder einmal ein menschliches Wesen in seiner Nähe zu haben.

Die Fürstin war eine fromme Frau und küßte das Crucifix, welches der Einsiedler um den Hals trug; da sagte Aegidi: „Ich verehre Gott in seinen Geschöpfen," und küßte ihr die Hand.

Nun erhob die Fürstin ihre Stimme und pries den süßen Namen. Und Aegidi sagte: „Ich verehre die Lippen, die den Namen Gottes so süß wissen auszusprechen!" und er küßte sie auf den Mund.

„Mann Gottes," versetzte das Weib, „wo habt Ihr so prächtig küssen gelernt?"

Die Hirschkuh kam herbei und leckte dem Einsiedler aus der Hand und beleckte die junge, schöne Fürstin. Und das Weib streichelte das Thier.

Das Pferd hub zu grasen an auf dem Waldanger, und als es satt war, ging es hinab zur frischen Quelle und trank...

Spät kehrte die Fürstin zu ihrem besorgten Gefolge zurück. Ihr Auge strahlte seltsam, ihre Wangen waren hochroth; mit heller Begeisterung erzählte sie, sie habe in der Wildniß einen frommen Einsiedler entdeckt, an dem der Herr sein Wunder übe, da er ihm durch eine Hirschkuh das Brot vom Himmel sende.

Und auch die hohe Frau beschloß, ihr Leben von nun an dem Herrn zu weihen. Oftmals verließ sie ihren Palast und pilgerte in die Wildniß, um sich von dem frommen Eremiten in dem Dienste Gottes unterrichten zu lassen. Und endlich baute sie unweit der Felsenhöhle ein Kloster und Aegidi war Abt in demselben, nahm eine Anzahl junger Männer als Jünger auf und gab ihnen die Regeln des heiligen Benedict.

Die Fürstin selbst, sagt man, sei in den heiligen Mauern verblieben und die Hirschkuh sei ihr und dem Abte Aegidi auf lebenslang eine treue Freundin gewesen.

Aegidius wird heute noch als Patron der Jäger und Witwen gläubig verehrt.

Der Elendſtifter.

Eine Parabel.

Eines Tages, es war im Hochſommer, ſtieg den ſchründigen Steig der Raidwand ein Mann empor. Er trug ein ſchlichtes Gewand, doch konnte man weder an dieſem Gewande, noch an dem Gehaben des Wanderers auf den Stand ſchließen, dem er angehören mochte. Die ſchlanke, noch faſt jugendliche Geſtalt ſtützte ſich etwas ermüdet auf den Stab, das blaſſe Geſicht ſchaute mit freundlicher Miene in die weite Gegend hinaus, die mit Berg und Thal ſtill und in ſonniger Bläue dalag.

Endlich hatte er die Zinne der Wand erreicht und vor ihm breiteten ſich die weiten, grünen Almen mit ihren Hütten und Almhäuſern, die in ihren blinkenden Schindeldächern zu einzeln oder in größeren Gruppen beiſammen ſtanden. Aus mehreren der ſo friedlich daliegenden Wohnungen ſtieg ſchon der leichte Rauch des Abendfeuers auf Weiße und buntſcheckige Heerden graſten auf den Weiden und mancher Hirt ſang zu dem melodiſchen Geſchelle der Glocken ein fröhliches Lied.

Der Fremde ſtand ſtill und ſchaute ſinnend in dieſes heitere Arkadien hinein. Faſt ſah es ſo heiter aus, wie der Kunde nach einſt jenes im heidniſchen Griechenland.

„Da liegst Du nun wieder vor mir, Du meine Heimatshöhe!“ so sagte er zu sich. „Ich bin lange von Dir fortgewesen. Als Kind, ja, da habe ich's auch mit den Almern gehalten — immer in Lust und in Freuden. Dann bin ich in die Welt gegangen, bin ein Anderer geworden. Aber Deiner vergesse ich nicht, Du schönes Dorf, ich habe ja gehört, daß Du so fröhlich weiter lebst, ja, daß Viele bei Dir vor lauter Lust und Zufriedenheit alt geworden und gestorben sind. Das ist kein natürlicher Tod, mein liebes Dorf Brunnau.“

Ein Knabe hüpfte hinter einem Trieb von wohlgenährten Ochsen einher. Der hatte nichts an, als ein rauhes Hemd und ein zerrissenes Höslein. Er sang, er sprang, er jauchzte, er knallte mit der Peitsche, daß es in den Dächern drüben scharf und frisch wiederhallte.

„Wessen Sohn bist Du?“ fragte der Fremde den Jungen.

Dieser antwortete: „Das weiß ich nicht.“

„Wenn Du das nicht weißt,“ sagte der Fremde, „so bist Du ja ein armseliger Wicht. Und wenn der Vater sich nicht selber gemeldet hat, so ist er ein Lump.“

Der Knabe schaute verblüfft drein.

„Bei wem dienst Du?“

„Beim Franz am Stein“, sagte der Knabe.

„Bist Du in diesem Dienste auch zufrieden?“

„Warum denn nicht? Ich kriege mein Essen und Buttermilch zum Trinken, und wenn der Franz ein Kalb verkauft, bekomme ich meinen Silbersechser.“

„Und wo schläfst Du?“ fragte der Reisende.

„Im Stadel auf dem Stroh.“

„Und kannst Du schlafen? Läßt's Dich ruhen, wenn Du bedenkst, was für ein Unterschied ist zwischen Dir und Deinem Herrn? Schau Dir diese fetten Rinder an und schau

Dir Dein elendes Kleid an! Dein Herr wird mit seinen fetten Ochsen in die Hölle fahren, und Du, der Du Dich an den Schweif hängst, wirst auch mitfahren. Geh, sei kein Narr, Junge, verlaß diese Ochsen und lebe für Dich."

„Wie soll ich für mich leben?" fragte der Knabe beklommen, „ich habe ja kein Haus."

„So wohne in der Hürmhöhle."

„In der Hürmhöhle ist's aber so kalt, daß das herabtropfende Wasser über Nacht zu Eis wird."

„So erfriere; es ist besser für Dich, als bei einem Herrn, der nur Geld und Gut anstrebt, zu dienen."

„Aber," meinte nun der Knabe bedenklich, „wenn ich erfriere, so bin ich todt."

„Besser der zeitliche als der ewige Tod."

Der Knabe that einen Knall und hüpfte davon.

Der Fremde schritt langsam über den grünen Rasen hin und gedachte der Kindheit, da er sich hier herumgetummelt. Dort sah er den Giebel seines Elternhauses.

An der Holzschranke, durch die der Mann jetzt trat, stand ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, das war damit beschäftigt, einem Kalbe liebkosend den Hals zu krauen.

„Was machst Du da?" fragte der Fremde.

„Ich halse mein Weigerl," flüsterte das Kind schämig.

„Du gewöhnst Dir das Halsen früh an!"

Das Mädchen guckte dem Manne fragend in's Gesicht.

„Augenblicklich jage mir das Thier davon!" befahl dieser.

„Warum denn?" fragte das Kind.

„Warum? Und das kannst Du fragen, verblendetes Wesen? So wie Du heute das Kalb koseſt, so wirst Du morgen einen Burschen kosen. Dann wird die Begierde kommen, der Teufel wird finster werden lassen. Du wirst aus Wahn-

sinn in des Burschen Arm beißen. Ihr werdet sündigen! — Du wirst roth? Also hast Du's etwa schon gethan?"

Das Mädchen eilte davon und dachte: Was er denn gemeint haben mag? In den Arm beißen! Da muß ich doch den Hiesel fragen.

Der Fremde kam zum Hause des Franz am Stein. Der saß vor der Thür auf einem Bänklein und dengelte eine Futtersense.

„Wie geht's, wie geht's, Franz?" rief ihm der Fremde leutselig zu. Der Bauer schaute auf.

„Du guter Gott, der Herr Student!" rief er aus und zog seinen Hut ab, „seid Ihr's wirklich? Und lebt Ihr noch? Grüß Gott, Ihr habt wohl lange nichts von Euch hören lassen."

„Ihr seid dieweilen weiß geworden," sagte der „Herr Student".

„Leider Gottes, alt — alt!"

„Und das bedauert Ihr?"

„Warum denn nicht," sagte der Franz, „mir geht's ja nicht schlecht auf der Welt. Man hat freilich auch sein Kreuz und seine Kümmerniß, aber wem bleibt das aus! Ich bin doch zufrieden. Ich habe meine Schulden bezahlt, meine Kinder versorgt, ernähre ein Schock Leute und habe einen guten Viehstand. Gesund sind wir auch beisammen, und so geht's. Will uns der Herr nicht die Ehre geben auf eine Schüssel Milch?"

Das ward angenommen. Als sie gegessen war, sagte der Fremdling: „Die Milch ist gut gewesen, aber — schaut, Franz, Eure Wirthschaft will mir nicht gefallen. Es ist Alles hübsch beisammen, das wohl. Aber denkt einmal: Ihr seid alt, Ihr werdet heut' oder morgen sterben — was habt Ihr davon? Nach dem Tode wird's Euch nicht so gut gehen, als

jetzt, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Zweiundsiebzig Jahre seid Ihr alt? Also zweiundsiebzig Jahre habt Ihr für das Zeitliche gelebt und gesorgt, und auf Eure arme Seele habt Ihr vergessen. Ist's nicht so? Wißt Ihr, wie schwer ein Reicher in das Himmelreich eingeht?"

„Ihr meint die Geschichte vom Kameel," sagte der Franz.

„Hört, Alter, ich möchte nicht in Eurer Haut stecken."

„Herr, Ihr macht mir bange!" rief der Franz. „Das Sterben habe ich schon lange gefürchtet. Was soll ich denn thun?"

„Lieber Mann, Ihr müßt Alles von Euch werfen."

„So soll ich meinen mit so vieler Mühe und Sorge gegründeten Hof wieder abkommen lassen?"

„Es ist irdischer Tand. Denkt auf Eure Seele!" So der Fremdling.

Sprach's und ging davon.

Seine Mutter lebte noch. Als sie gehört, der Sohn sei im Dorf, der Ignatius sei endlich wieder da, eilte sie ihm vor Freude zitternd entgegen.

„Ihr seid die Mutter?" fragte er sie kühl. „Ich kenne weder Vater noch Mutter; ich erkenne kein Band, das mich an diese Erde knüpft."

„Du bist groß geworden. Wenn Dich der Vater noch hätte sehen können!" Bei diesen Worten brach das Weib in Weinen aus.

„Ist er gestorben?" fragte der Herr gedämpft. „Erzählt mir, wie er gestorben ist."

„Du bist sein letztes Wort gewesen."

„Ich meine, ob er die Sacramente empfangen hat?"

„Er starb zu plötzlich," sagte sie, „jetzt noch frisch und gesund, eine Stunde darauf todt."

Der Mann schlug die Hände zusammen und schwieg.

„Was meinst Du denn?“ fragte ihn die Mutter kummervollen Antlitzes.

„Der Tod kommt wie ein Dieb um Mitternacht, da man am wenigsten bereitet ist. Wir wollen beten.“

Die arme Frau weinte die ganze Nacht.

Der Reisende blieb längere Zeit im Alpendorfe Brunnau. Er besuchte seine Jugendbekannten, er besuchte die Leute bei ihrer Arbeit, er besuchte die Kranken.

Zu wem er kam, der grüßte ihn fröhlich; wen er verließ, der schaute ihm trübselig nach. Sie suchten ihn sogar selbst auf, denn seine Worte hatten einen dämonischen Reiz, aber kummervoll gingen sie von ihm.

„Ich bin gekommen, um Frieden zu stiften,“ versicherte er, aber mit dieser Versicherung waren Manche nicht zufrieden.

„Ich glaube, Herr, Ihr seid heimgekommen, um Elend zu stiften!“ sagte ihm einmal ein bissiger Wurzner. „Warum thut Ihr denn das?“

„Weil's —“ er sprach das Wort nicht aus.

Eines Tages begegnete er dem Anton Steger vom unteren Dorf. Der war gerade beim Heuen.

„Du bist ja recht fleißig, Anton?“ redete ihn der Herr an.

„Ist vonnöthen.“

„Hast wohl eine Familie zu ernähren?“

„Ei freilich, freilich. Man thut's aber gern, für seine Leut' arbeitet man gern.“

„Wie lang' bist denn schon verheiratet?“

Sagte der Anton: „Das eigentlich gar nicht. Ich und meine Mirzel, wir haben nie so viel Geld gehabt, daß wir heiraten hätten können.“

„So!“ sagte der Herr, „so! Also Ihr lebt im Concubinat?“

„Wie es heißt, das weiß ich nicht. Wir leben halt beieinander und arbeiten miteinander und vertragen uns leicht.“

„Ich möchte weinen!“ rief der Mann. „Ja, weißt Du denn nicht, daß Ihr auf solche Weise Alle miteinander ewig zugrunde geht?“

„Was ist denn zu machen?“

„Auseinandergehen!“

„Von den Kindern die Mutter wegreißen! Sie jetzt verlassen, wo wieder Eins anruckt?!“

„Auseinander müßt Ihr!“

„Ihr untreu werden! Sie in's Elend stoßen!“

„Besser in's zeitliche, als in's ewige! —“

Ein andermal sprach der Mann beim Hirten-Ferl zu. Der besserte seine alten Schuhe aus und pfiff dazu ein Tänzlein. Um ihn tummelten sich ein Knabe und ein Mädchen.

„Ihr habt hübsche Kinder,“ sagte der Fremde, „habt Ihr nur zwei?“

„Brauch' auch nicht mehr,“ versetzte der Ferl.

„Mann!“ sagte der Fremde, „ich ahne, Ihr wollt den heiligen Ehestand mißbrauchen. Nur Zwei, sagt Ihr? Wißt Ihr auch, daß das eine Todsünde ist! Jeden Tag, mein Freund, jeden Tag müßt Ihr Gott um Kinder bitten, und so viel er Euch geben will, so viel müßt Ihr nehmen!“

„Na, da kann mit der Zeit eine saubere Brut zusammenkommen!“ sagte der Hirt; „wer wird sie denn füttern?“

„Denkt auf den, der die Vögel in der Luft ernährt!“

„Gut, wir wollen es drauf ankommen lassen.“

Als dieser bekehrt war, ging der Mann zu einem kranken Knecht. Den fand er recht armselig, aber recht vergnügt.

„Ja, ja," sagte der Kranke, „endlich wird's auch bei mir Feierabend, Gottlob! Ich habe nicht viel Gutes gehabt auf dieser Welt; jetzt freue ich mich auf den Himmel."

„Hast wohl fromm gelebt?" fragte der Fremde.

„Nu, allzufromm just nicht; wie Gott halt Tag und Nacht vom Himmel giebt."

„Du hast gesündigt und verhoffst den Himmel?"

„Mein Gott ist ja gütig und barmherzig —"

„Aber auch gerecht, Alter! sehr gerecht, schreckbar in seinem Zorn. Wenn der Gerechte vor ihm zittert, wie wird der Sünder bestehen? Auf Gott und den Himmel hoffen, da wär's leicht Mensch zu sein; aber vor Teufel und Hölle zittern, das mußt! das mußt!"

Der Kranke blieb trostlos liegen auf seinem Stroh, der Fremde ging hin über die sonnige, blumige Au.

Fremdling, warum machst Du die Leute unglücklich?

— Weil's mich freut! —

Und als nun eine Weile vergangen war, da sah es anders aus auf der Brunnau und den grünen Almen.

Der Hirtenknabe hatte seinen Dienstherrn Franz am Stein heimlich verlassen; andere Hirtenknaben machten ihm's nach. Das dreizehnjährige Mädchen hatte nicht früher geruht, als bis es genau wußte, wie das vom Beißen gemeint war. Andere versuchten es auch. Der alte Franz am Stein hatte seine Wirthschaft dem Verfalle überlassen; Andere folgten ihm nach. Die alte Frau hatte sich vor Gram über das Seelenschicksal ihres plötzlich verstorbenen Gatten verzehrt; Andere im selben Falle starben am gebrochenen Herzen. Der Anton Steger hatte sein Mädchen verlassen und verstoßen; andere Burschen fanden, daß das just nicht übel wäre. Der Hirten-Ferl hatte eine Stube voll Kinder und litt mit seiner Familie

Noth und Unfrieden; bei den Nachbarn sah's nicht besser aus Der alte Knecht verbrachte seine letzten Tage in Angst und Verzweiflung.

Jetzt war Elend genug in der Brunnau und der Fremde ging zufrieden umher und schaute liebevoll auf seine Heimat.

Der alte Wurzner aber verklagte ihn und er kam vor Gericht. Bei Gericht sagte er aus, er hätte sein Heimatsdorf heiß geliebt, er hätte in bester Absicht für dasselbe gewirkt.

Warum er es zu Grunde gerichtet? fragte der Richter.

Hierauf antwortete der Fremde, indem er mit dem Daumen ein geheimnißvolles Zeichen an seinem Leibe machte, er gehöre zu einem Bunde, welcher sich zur Aufgabe gestellt, die Welt zu erlösen.

Dagegen ließ sich nichts einwenden — der Mann ging frei von hinnen.

Das Kräutlein für den Tod.

Eine Sage.

Aus den Thalgründen der Maros erhebt sich ein finsterer Fels, so steil wie eine Wand und von Weitem zu sehen über der Ebene ragen wie eine graue ungeheure Festung. Diese Festung ist ein Schatzkästlein der Volkspoesie. Sagen und Lieder gehen im weiten Ungarland vom schatzreichen Geisterschloß, an dessen Grund die gelben Wellen der Maros fluthen, herangewogt aus Siebenbürgens fernen Bergen. Im Innern des Felsens Gold und Edelgestein, und außen an den wüsten Schroffen seltsam blaue Blümlein, die nirgends sonst wachsen auf der Erde, Heilkräuter, Wunderpflanzen — darunter auch das Kräutlein für den Tod. — Das Kräutlein für den Tod, sagen die Leute und verstehen darunter ein Mittel, den Tod zu tödten. Ist schon Mancher emporgeklettert die finstere Wand an der Maros, aber das Wieslein, wo jenes Kraut wächst, war noch Keinem erreichbar. Man sieht's von unten, es ist wohl siebenmal so hoch oben, als die höchste Eiche kann ragen, es ist nicht senkrecht, es ist überhängend und das Moos und die Kräutlein wachsen von oben herunter. Und alte Leute sagen, diese Pflanzen wüchsen immer länger aus dem Stein, und vor ein halb hundert Jahren hätte man sie noch nicht so

herniederranken gesehen wie jetzund, und allmählich würden sie sich schon herabschlängeln und von den Menschen erreicht werden.

Ja, sagen Andere, die keinen Glauben mehr haben an die liebevollen Wunder der Welt, herabschlängeln werden sie sich schon, die Kräutlein für den Tod, aber der Tod wird sich wohl beeilen und die Menschen früher vertilgen.

Wenn auch, sagen wieder die Ersten, und ist der Mensch nicht mehr, so wird schon das Gethier die Kräutlein finden; auch der Bär und der Wolf werden froh sein, wenn der Tod nicht mehr lebt.

Da lachen die Anderen. Wenn der Tod nicht mehr ist, dann muß der Bär und der Wolf selber versterben; oder wovon leben denn die Raubthiere? vom Tode Anderer. Und weil der Mensch das größte Raubthier ist, so könnte leicht er am wenigsten leben, wäre der Tod umgebracht.

Das ist den Ersten wieder nicht recht und so bilden sich um den Felsen an der Maros zwei Parteien; die eine sagt: der Tod ist das Leben, und die andere sagt: das Leben ist der Tod.

Und über all' dem Streit bleibt der Fels wie er war.

Am Fuße des Felsens und hart am Ufer des Flusses lebte ein Mann. Er war anscheinend arm und nährte sich von Feldbau und Fischerei, aber die Leute sagten, er sei in Freundschaft mit den Geistern des Berges, welche die ungeheuren Schätze bewachten, und diese ließen ihn nicht darben. Darum kamen sie in ihren Nöthen auch oft zum Manne, auf daß sie ihn um Rath fragten. Sie meinten, wenn sie den guten Alten um guten Rath baten, so würde er ihnen vielleicht klingendes Silber und Gold geben — denn es giebt auf der Welt kein besseres Auskunftsmittel, als das liebe

Geld. Aber der Mann am Fuße des Felsens gab sein Scherflein in Worten. Zu verachten war's auch nicht, gewißlich nicht, und die Leute sahen es bald ein. Der Mann war so gut und theilnahmsvoll und trostreich und weise, daß Manchem mit einem Wort aus seinem Munde mehr gedient war, wie mit einer Hand voll von Silberlingen. — Nicht Alle wissen es, was ein rechtes Wort zu rechter Zeit werth ist, aber der Alte freute sich darüber, daß er einen Schatz besaß, von dem er reichlich theilen konnte, ohne daß er zur Neige ging.

Doch der Mann, der Anderen Gutes that, hatte selber ein tiefes Leid im Herzen und das konnte Niemand von ihm nehmen, und das verbitterte ihm sein Leben. Wenn er's auch hätte erreichen können, das Kräutlein für den Tod, er hätte es nicht gepflückt. Es war ihm ein Trost, daß er sterben konnte. Der Mann hatte nämlich einen Sohn, der ungerathen war. Ungerathen, so wußte er es und so sagten die Leute. Der Sohn war leichtlebig und ging seiner Jugend nach. Er trank feurigen Wein in den Schenken und sang dazu Lieder, welche die schönen Mägdlein heranlockten, und die Mägdlein, die nahm er dann gefangen in seine beiden Arme. Eins um's andere, ja, und ließ sie nicht mehr los. Den alten Vater aber ließ er in der Einsamkeit der Hütte, die unter der finsteren Felswand ruhte, am Ufer der Maros. Selten kam der Sohn nach Hause und vernahm die liebreichen Worte des Vaters. Er horchte ihrer mit Andacht und guten Vorsätzen, aber als die Welt wieder winkte, ging er wie zuvor fröhlich ihren Freuden nach.

Aus Gram darüber wurde der Alte krank — schwer und bis auf den Tod krank. Da kamen die Leute herbei, die ihn ehrten, und versuchten, ihn zu trösten, zu erquicken und zu heilen, mit ihren armen Mitteln, die nichts beleben und

kräftigen können, als einzig nur die Hoffnung. Der alte Mann aber hatte die Hoffnung, daß er von seinem Herzeleid nun bald erlöst werden würde, denn daß er ein mißrathenes Kind hatte, das hielt er für das größte Unglück auf der Welt.

Endlich hörte auch der Sohn von der Erkrankung seines Vaters. Er trank den Rest nicht aus, der vor ihm im Glase stand, er küßte der jungen Schenkin auch nicht mehr den Thau von dem Munde, der ganz nahe an den seinen herangehaucht gekommen war, er stand auf und ging der Heimatshütte zu.

Er hielt sich drei Schritte vor dem Krankenbett und starrte mit wirren Augen auf den blassen Vater hin.

„Aha," sagten die Leute, „jetzt ist er da, daß er ja die Erbschaft nicht versäume."

„Kind," sagte der Alte mit trüber Stimme, „ich sehe Dich doch noch einmal. Komm', daß ich Dich segne!"

Und als der Sohn sah, es gebe keine menschliche Hilfe mehr für seinen Vater, da wartete er nicht auf den Segen und nicht auf die Erbschaft. Hastiger noch, als er gekommen, ging er wieder davon. Die Leute schauten ihm staunend nach; mit Stock und Haken und Strick gerüstet stieg er den Felsen hinan.

— Wo will er denn hin? Weiß er da oben eine Schenkin? — Man sah es bald, er kletterte dem Ueberhange zu, an welchem das Kräutlein für den Tod wuchs. — Ist er wahnsinnig geworden?

Hoch stieg er empor, seitwärts an der Wand, wo er sich an Strupp und Strunk halten konnte. Er verschwand im Gebüsch. — „Ei," sagten sie, „der geht anderswo hin, als um Medicin für seinen Vater!"

Nach einer Stunde baumelte hoch oben über der wilden vorspringenden Wand an einem Seil ein Menschenkörper nieder — so, als ob eine Spinne herabschwebe an ihrem dünnen, unsichtbaren Faden. Und dort, wo eine Felsleiste hinausstand, klammerte sich der Tollkühne an's Gestein und kletterte quer an demselben weiter. Wie ein Schattenpunkt an der glatten Wand, so bewegte er sich dahin; von unten sah man die kleinen Vorsprünge und Sträuche nicht, die aus den Sprüngen wucherten, und die Leute wollten lärmen vor Staunen und Bewundern, und sie konnten vor Angst kaum Athem holen. Er hat auch längst den Strick nicht mehr um sich, der viel zu kurz geworden war, und es war keine Menschenmöglichkeit da, wieder heil vom Gewände zu kommen.

Der Kletterer hatte nicht mehr weit zur Stelle hin, wo vom Ueberhange nieder das Wunderkräutlein wuchs. Vor ihm war noch eine Kluft zu überspringen und dann wäre er dort, wo er wie eine Fliege müßte kleben können am Ueberhange, wollte er nicht auf der freien Luft stehen. Er stand still und blickte um sich, als sähe er sich noch einmal die Welt an. Wie roth leuchtete der Abendschein unten in den Fluthen! — dann wendete der junge Mann sein Haupt nieder gegen die Hütte des Vaters, und dann — dann machte er einen weiten, kräftigen Sprung; noch einmal berührte sein Fuß einen Stein, während er mit der Hand gegen die in Halmen und Blättern niederhängenden Kräuter fuhr — und der zweite Sprung fand keinen Boden mehr — im Bogen zuerst und dann senkrecht stürzte er nieder wohl an die siebzig Klafter, und fiel in die Krone einer Eiche, wie sie unten standen.

Gar zerschlagen und zerrissen haben sie ihn in die Hütte gebracht, den Todten, der krampfhaft in seiner Hand noch hielt das Kräutlein für den Tod.

Der Alte hatte Thränen gelacht und dann von dem Kräutlein etliche Blätter an die Lippen geführt. Und wisset, daß er wieder gesund worden ist! —

„Bin ich auch ganz allein auf Erden," hatte er noch oft gesagt, „so freut mich jetzund doch wieder das Leben, da ich weiß, ich hab' ein gutes Kind gehabt. Und mache ich die Augen zu, so bleibt's noch für andere Eltern wahr: ein liebes, braves Kind holt das Kräutlein für den Tod am sicherſten."

Der Wehrmann.

Am Waldsaum draußen, wo das Dorf sich endet, steht ein Hüttchen still und halbverborgen; in seinem Fenster liegt der Abendschein. — Am andern Rand des Thales ragt ein Schloß, durch dessen Fenster Luster schimmern. Es ist das stolze Haus des strengen Werksherrn, dessen Hämmer pochend haben längst schon die Idylle aus dem Thal gescheucht. Von diesen Hämmern her, der Hütte zu geht rasch ein junger Mann im Arbeitskittel; er ist erregt, und finster starrt er drein. — Sein Weibchen mit dem Kind kommt ihm entgegen.

„Was fehlt Dir, Franz, daß Du nicht heiter bist?"

„Ei, laß das jetzt, Du wirst es schon noch hören."

„Mein lieber Mann, Du giebst mir Deine Freude, so will mit Dir ich auch den Kummer theilen!"

„Nun, wenn Du's wissen willst — ich bin entlassen — entlassen von der Arbeit! — Daß ich in früh'rer Zeit für meines Gleichen Lohnerhöhung habe angestrebt, der Werksherr kann mir's nicht vergessen und rächt sich nun in arbeitsarmen Tagen und stößt mich aus der Werkstatt, ja noch mehr — aus dieser Hütte stößt er mich mit Weib und Kind! In dreißig Tagen sind wir Bettelleute. — Jetzt weißt Du's, Weib, jetzt klage oder lach' — oder fluch' dem

harten Mann den Teufel an den Leib, wie Dir es beſſer dünkt!" —

„Mein lieber Franz!" ſagt hierauf das Weib, ich klage nicht, und fluchen kann ich nicht. Der Werksherr ſtraft Dich hart, doch Du an ſeiner Stelle würdeſt auch ſo handeln. Da giebt's nicht eigene Wahl, das Muß beſtimmt den Herrn, ſo wie den Knecht. — Sei ruhig nur, 's wird Alles wieder gut. Du biſt ein braver, arbeitſamer Mann; ich hab' gelernt zu tragen und zu ſparen und unſeres Kindes Wieg' iſt unſer Heim! —"

„Du biſt ein herziges, ein treues Weib," ſagt er und legt um ihren Nacken ſeinen Arm.

Schon tief iſt's in der Nacht. Sie ſitzen noch beiſammen an des Kindes Wiege und tröſten, laben ſich an deſſen ſanftem Schlummer, und ſüßer Frieden, den die Liebe giebt, iſt eingezogen in ihr Herz. — Da hebt das Weib den Kopf und horcht. „War das nicht Hornſignal?"

„Du haſt Dich wohl getäuſcht!" ſagt er, „es ſchrillt der Wind, wir kriegen ſchlechtes Wetter."

Da gellt durch ſtille Nacht ein zweiter Stoß in's Horn und „Feuer!" ſchallt es draußen auf der Gaſſe; die Fenſter fliegen auf, die Thüren knarren.

„Leb wohl," ſagt Franz und küßt das Kind, beruhigt noch ſein Weib mit zuverſichtigen Worten, und eilt davon als Mann der Feuerwehr, die frei und willig ſich vor Kurzem erſt zum Dienſte der Gemeinde hat gebildet. Schon ſchlagen auf dem Thurme Glockenzeichen, die Leute fahren angſtvoll durcheinander: „Feuer! Feuer! O barmherziger Himmel!" — Im rothen Scheine leuchten ſchon die Mauern, die Wolken ſchimmern glühend und die Funken ſchwirren durch die ſturmbewegte Luft, aufgeſchreckte Schwalben kreiſchen und die Thiere

röhren in den Ställen, Männer schreien, fluchen, Frauen jammern durch die Gassen; von den Fenstern nieder fliegen alte Möbelstücke und auf das Ersparte wird vergessen in der Wirrniß. Horngeschmetter schrillt dazwischen, und die Eimer und die Spritzen rasseln und die schweren Wasserwagen knarren durch das Dorf hinaus, dem Schlosse zu, das in hellen Flammen lodert. In wilder Angst und Flucht ist Alles. Nur er, der Herr des Schlosses, glaubt geborgen mit den Seinen sich im Gartenhause unter hohen Linden und blickt gelassen auf das brennende Gebäude und murmelt mit Ergebung: „Der Himmel gab es, der Himmel nahm es! Er wird es wiedergeben, — 's ist gut assecurirt." Wohl anders denkt die Feuerwehr; Verlust ist ihr Verlust, trifft er Einen, oder trifft er Alle, was durch das Element zu Grunde geht, um das wird ärmer ja die ganze Menschheit. Und wacker, kühn, wie echte Männer handeln, ergreifen sie den Streit und kämpfen mit dem Feuer um jedes Brett am Dach, um jeden Giebel, an welchem schon die Flammen lecken. Leitern knacken, Feuerhaken krachen, aus den Schlünden schießen Wassersprünge und im Rade prasselnd zischen sie auf Dächer nieder; auf und unter, zwischen Feuer, zwischen Wasser, über Häuser, Steine, halbverkohlte Brände, klettern frisch die Männer, spielen kühn ihr Leben aus, für Gut und Heil des Nächsten. Da gellt vom Gartenhaus' ein schriller Schrei; die Frau des reichen Mannes vermißt ihr erstgebornes Söhnlein; es muß im Hause sein, im brennenden Gebäude. Wer kann — o Gott! sich jetzt noch in die Gluten wagen, wenn Balken schon um Balken stürzen? Die Mauern wanken und des Rauches wilde Wirbel um die Thürme wogen. Wer wagt's, wer wagt's, das Kind zu retten? des Werksherrn Sohn?! — Nicht an des reichen Werksherrn Sohn denkt Franz, nur die

Mutter hört er schrei'n nach ihrem Kinde; so stürzt er rasch sich in das lodernde Gebäu', eilt umqualmt von Rauch, umsprüht von Flammen, durch die Gänge, Säle und Gemächer, eine Wanderung durch die Hölle, suchend nach der Mutter heißgeliebtem Kinde; und sieh', nach der Minuten banger Zahl fährt durch den Rettungsschlauch herab, des reichen Mannes Kind — und er — der wackere Franz? — Krachend stürzt die Decke, das Gewölbe ein, und in den Schutt des Feuergrabes sinkt der Retter.

Eine Witwe mehr im Ort und eine Waise. — — Und nach dem Kirchhof schwankt, von Kränzen überdeckt, der Sarg des braven Wehrmanns.

Ein einfach Kreuz steht heut' auf seinem Hügel und trägt die schlichten Worte: „Er gab sein Leben für den Nächsten hin."

Das Märchen von dem unsterblichen Königssohn.

Es war in späten Tagen des Nachsommers. Die Natur war nach all' dem Leuchten und Blühen und Klingen müde geworden und verschlief jetzt in den stillen Spätherbstnächten ihre Zeit. Da brauste wohl gar ein Sturm über Horst und Haide und rüttelte die fahlen Blätter von den Bäumen und jagte flockende Nebelgestalten dahin. Das war dann wie ein schwerer, wüster Traum der Schlummernden.

Wenn die Natur endlich am späten Morgen aufwachte, da hatte sie trübe Augen, da lag der graue, feuchte Nebel im Thale und Mutter Thekla sah von ihrem Fensterlein aus nichts als einen Theil ihres Gemüsegartens mit den geköpften Kohlstengeln und vielen gelben Buchenblättern, die sich innig an die Mutter Erde schmiegten, als fürchteten sie, der Sturmwind scheuche sie noch einmal auf in die kalten, düsteren Lüfte, wo sie einst zwar gegrünt und gesäuselt in lieblicher Mainacht, wo aber jetzt, in den Tagen des großen Sterbens, ihr Daheim nimmermehr sein konnte.

Alles Andere draußen war gehüllt in Grau und Grau — als ob das Häuschen des alten Mütterleins nur allein stände im unendlichen Chaos.

Wohl auch ein leises Klingen hörte Mutter Thekla von fern und ein dumpfes Tönen zitterte durch das Nebelmeer; es war ja Allerseelen und unten im Dorf feierte man den Gedächtnißtag der Todten.

Aber siehe, dort über dem Fußsteig, der durch den Garten führt, entsteht ein dunkler Flecken in dem Nebel und dieser wird immer dunkler und deutlicher und es wird eine Gestalt, eine Menschengestalt daraus. Freilich wohl arm und mühselig ist sie, hinkend und schleifend an zwei Krücken, die Noth im Antlitz, den Winter im Haar.

Mutter Thekla, die an der Wiege eines schlummernden Kindes gesessen hatte, stand auf, als sie den alten Mann sah, öffnete die Thüre und sagte: „Simon, was gehst Du denn herum in dem frostigen Nebel, komm' ein wenig herein in die warme Stube!"

„Vergelt's Gott!" sagte der Mann und hielt der alten Frau seine hagere, zitternde Hand entgegen und sie führte ihn in die warme Stube.

„Hab gemeint, ich wollt' heut' ein wenig beten und auf den Freithof mitgehen," sagte er, als er seine Krücken an die Wand gelehnt hatte und an der Ofenlehne saß, „aber es thut's nicht, ich mag halt kein Grab und kein Todtenbein ansehen; Mutter Thekla, . . . das Sterben, das thu' ich wohl fürchten!"

„Simon," sagte das Weib zu dem Alten, der düster vor sich hinstarrte, „grämʼ Dich doch nicht alleweil so ab. Schau, ich bin älter als Du und über's Jahr zu Allerseelen stellen sie da unten zwei Kerzen auf mein Grab; ich weiß nicht, warum ich heute deshalb meinem Enkel nicht lustige Wiegenlieder singen sollte!"

„Aber, Mutter Thekla, wenn sie Einen hinablegen tief, und wenn sie Erden darauf werfen, Steine und Erden, und

wenn die Würmer herbeikriechen . . . Und erst die arme Seele! Da muß sie in den glühenden Feuerofen und muß brennen Jahr um Jahr, wer weiß, wie lang'! Ich hab' so viele Sünden, und wenn sie mich hinaustragen, wird kein Groschen übrig bleiben für eine heilige Messe und ich hab' keinen Freund und Verwandten — wer wird für mich beten!"

Der alte Mann kauerte sich zusammen und das Zucken seines Körpers zeigte, daß er bitterlich weinte.

Mutter Thekla, eine wunderliche, weise Frau, hätte auch weinen mögen ob der trüben Gedanken, die in ihrem Herzen waren.

„Simon," sagte endlich Mutter Thekla zu dem zagenden Greis, „Du bist alt und krank, Du bist heimatlos und hast keinen Freund als die Thekla, die bald und gern heimgehen wird; die Menschen lieben Dich nicht, weil Du betteln mußt, dieses Leben ist Dir nicht mehr hold, wie solltest Du doch froh sein, daß der ewige Friede kommt!"

Darauf antwortete der Greis: „Ich kann es Dir gar nicht sagen, Mutter Thekla, wie mir ist, in Ewigkeit wollt' ich krank sein und betteln und herumirren auf dieser Erden, nur leben, nur nicht sterben müssen. O meine liebe Mutter Thekla, das Sterben, das thu' ich wohl fürchten!"

Der alte Mann war in heftiger Erregung, er sprang auf und faltete die dürren Hände vor dem Weibe, als wollte er sich von diesem die Unsterblichkeit erflehen. Dann sank er wieder zurück in den Ofenwinkel.

In dem kleinen Stübchen wurde es noch düsterer, der Nebel lag gar dicht und schwer im Thale.

Draußen hörte man zwei heitere Kinderstimmen und bald darauf traten ein Knabe und ein Mädchen zur Thür herein. Sie kamen von der Kirche und hatten rothe Finger

und Näschen, und als sie leise in die Stube schlichen und sie Mutter Thekla fragte, ob ihnen kalt sei, lispelten sie fröhlich: „Nein, gar nicht."

Sie verhielten sich ganz leise und gingen auf den Zehenspitzen umher, in der Wiege schlief ja das kleine Brüderchen und auf der Ofenbank saß der alte Simon, der wollte auch ein wenig nicken.

Als die Kleinen ihre Oberkleider abgelegt hatten, brachte das Mädchen Schafwolle aus einer Nebenkammer und dann setzte es sich zum Bruder auf einen Schemel und beide begannen Wolle zu zupfen.

Wolle zupfen und glätten und spinnen und endlich stricken, das ist ja die Winterarbeit armer Menschen. Und die Familie in diesem Hause bestand aus armen Menschen.

Als die Kleinen so da saßen auf dem Schemel, sagte der Knabe plötzlich:

„Lieb' Großmütterlein, erzähl' eine Geschichte!"

„Ja, die von dem Königssohn," fügte das Mädchen bei und beide rückten näher zusammen und traten sich einander ein wenig auf die Zehen vor Freude darüber, daß Großmütterleins Kopf, auf dem eine weiße Haube saß, bejahend genickt hatte.

Die alte Frau warf noch einen Blick auf den Bettelmann, der in seinem dunklen, warmen Winkel in ein träumendes Brüten versunken schien, dann rückte sie sich die Wiege etwas näher und begann zu erzählen.

„Es war einmal ein König und der liebte seinen einzigen Sohn so sehr, daß er ihn glücklich machen wollte, wie noch kein Mensch auf Erden glücklich gewesen war. Der König hatte viel über das Leben und Glück der Menschen nachgedacht und er war der Meinung, daß die Todesfurcht es sei,

welche Niemanden vollständig glücklich sein lasse. Als ihm nun der Sohn geboren wurde, kam er auf den Gedanken, dem Prinzen eine solche Erziehung zu geben, daß dieser nichts von dem Sterben erfahre und daß sein Jugendleben nicht durch den Gedanken an den Tod getrübt werde. Es gelang eine Zeit, das Kind von allen Spuren der Vergänglichkeit fern zu halten, doch in seinen ersten Jahren wollte der Zufall, daß es einen Todten sah und in dem regen Kindesgemüth erwachte die Ahnung und endlich das Bewußtsein des Vergehens."

Mutter Thekla sah während des Erzählens oft nach dem Manne am Ofen, heute wollte sie das Märchen eigentlich nur diesem erzählen. Und er horchte auch zu.

Mutter Thekla fuhr also fort:

„So war nun der Plan des Königs zerstört, aber dieser sann auf neue Mittel, seine Idee auszuführen. Freilich konnte er dem Knaben die gewonnene Ueberzeugung nicht mehr aus dem Herzen reißen, aber der Wille eines mächtigen Königs ist noch selten unerfüllt geblieben.

Der König ließ seinem Sohn, abgesondert von allem Naturleben, in einem entlegenen Theil des Schlosses, durch dessen Fenster man nur die hohen Mauern der Stadt sah, eine sonderbare Erziehung geben. Dem Knaben wurde die Kenntniß aller Naturwissenschaften, sowie das Schauen aller gesellschaftlichen Zustände vorenthalten; die Hauptgrundsätze, die ihm von dem Leben beigebracht wurden, lauteten etwa folgendermaßen: diese Welt besteht nur aus Mauern und Mauern, in welchen die Menschen leben, sich aus den Früchten des Lehmes ernähren und sich an eitel Flitter freuen. Aber diese Welt ist eine Welt des Todes, in der nur Dämmerung und Nacht, Wärme und Kälte, Schall und Stille, Halb-

erträgliches und Unerträgliches beständig wechselt. Das Leben in dieser Welt dauert nur wenige Jahre; noch eher, als der Mensch zur Fülle seiner Schönheit und Kraft gelangt, hört er auf zu sein und schlummert süß hinüber in das bessere Leben. Dort erwacht er in strahlender Jugendschönheit und in göttlicher Kraft und in unsäglicher Freude, und er ist in der Unsterblichkeit.

In dieser Idee lebte der Prinz zwischen seinen öden Mauern bis in sein sechzehntes Jahr. Er litt keine körperliche Entbehrung, nur sah er nie einen Sonnenstrahl, nie eine Blume, nie ein grünes Blatt und er hörte nie einen Ton — er hatte auch kein Bedürfniß darnach, weil er dessen Dasein nicht ahnte. — — Armes Büblein, Du bist glücklicher, wie dieser Königssohn; Du reiches Kind, Du hast schon einen Frühling und einen Sommer gesehen!" So unterbrach sich Mutter Thekla, als der Kleine in der Wiege im Traume gelächelt hatte.

Sie drückte einen sanften Kuß auf die Stirne des Kindes und fuhr dann fort:

„Endlich, in seinem sechzehnten Jahre starb der Königssohn."

„Nein, gestorben war er nicht," rief das Mädchen, „Du weißt ja, der König hatte ihm einen Trank geben lassen und darauf ist der Königssohn tief eingeschlafen."

„Ja, so war's mein Kind. Und da hatte der König weit draußen auf dem Land, mitten in der herrlichsten Natur, ein prachtvolles Schloß und in dieses Schloß ließ er den Schlummernden bringen.

Als nun der Prinz erwachte und den süßen, erquickenden Odem der reinen Landluft fühlte und als er sich und die Seinen in ganz neuen, wunderbaren Verhältnissen sah, da

glaubte er, er sei geboren in jener besseren Welt, im Reiche der Unsterblichkeit. Da war er frei und um ihn war die unendliche, lichtvolle Weite, er konnte es nicht fassen und kaum ertragen. Da sah er die lieblichen, duft- und freudeströmenden Rosengärten, da sah er die wallenden Felder und die frischgrünen Wiesenflächen und die sprudelnden Quellen und die Bächlein, und er sah die hohen, düsteren Urwälder und die dunkeln, beschatteten Seen und die mächtigen, leuchtenden Felsen, das ganze, erhabene Hochgebirge. Und er sah das blaue unendliche Himmelsauge und die Sonne. Er sah den Aufgang der blitzenden, flammenden Scheibe und er sah den Niedergang in heiliger Abendruhe. Er sah das Wolkengezelte mild verklärt, düster sich thürmend und grollend und lodernd und im Abendsonnengolde wunderbar glühend. Und er sah die ewige, unermeßliche Sternenkrone der Nacht. — Dann sah er die Thiere des Waldes und des Wassers und der Luft und er hörte Sang und Klang und seine Wonne war ohne Grenzen.

Auch junge, freudige Menschen sah er, die drückten milde Küsse auf seine Wangen, die bekränzten sein Haupt mit Rosen. Aber keiner war so treu, den armen Jüngling über seinen Irrthum aufzuklären. Der König hatte es verboten.

Der König hatte Vorkehrungen getroffen, daß der Prinz seine Gänge und Ausflüge immer in Begleitung mache, und nie mit Gegenständen in Berührung komme, welche die Seele des Jünglings trüben oder mit bösen Ahnungen erfüllen könnten. Doch, wo auf Erden wäre das Plätzchen, welches frei ist von den Spuren der Vergänglichkeit! An einem heiteren Sommermorgen war's, als der Prinz an einer Eiche, unter welcher er zuweilen allein saß, eine todte Lerche fand; Käfer krabbelten um die Leiche der lieben Sängerin, und scharrten ein Grab ....

Von dieser Stunde an begann der Jüngling zu sinnen und nachzudenken; er verglich die Erscheinungen alles dessen, was ihn nun umgab mit jenen in seinem früheren Leben in den Mauern, welches ihm jetzt vorkam, wie ein längst entschwundener Traum. Und er fand Verwandtes, Gleichartiges und Zusammenhängendes; er sah die gleichen Ursachen und Wirkungen im Lichte, im Schalle u. s. w. und es ging ihm der Gedanke auf: Auch hier kann es nicht immer so bleiben! Aber da ging ein bleicher Mann in langem schwarzen Kleide umher und der sagte: Grüble nicht, mein edler Königssohn und glaube mir, es wird immer so bleiben!

Diese Zuversicht brachte dem Prinzen aber nicht jenes Glück, das ihm sein Vater dadurch zu geben glaubte, sondern sie benahm ihm nach und nach allen Reiz der Natur und der Jugend und er verfiel in eine tiefe Schwermuth. So schön und wunderbar dem Jüngling anfangs Alles vorgekommen war, so heiter und fröhlich sich seine Umgebung ihm zeigte, so liebevoll die Freunde ihm entgegen kamen, und so süß holde Jungfrauen ihm lächelten — so peinigte ihn doch der Gedanke des Unenträthselten oder des ewigen Verbanntseins in dem, was er war, zur Verzweiflung. Er verfiel in große Trauer, er hatte keinen Frieden und keine Ruh'; er suchte Widerwärtigkeiten, Kämpfe, und fand sie nicht, denn der König ließ in jeder Beziehung alle seine Wege ebnen.

Dreimal hatten die Jahreszeiten gewechselt. Der Rosenstrauch grünte und blühte und verlor die Blätter und Blüthen, und es kam die Schneedecke und diese schwand und der Rosenstrauch grünte und blühte wieder und so wechselte es fort und blieb immer das Alte. Den Jüngling erfaßte eine grenzenlose Unruhe, ein wehes Sehnen; wie ein Schatten zog er umher in den lustreichen Hainen.

Endlich eines Tages — es war der Mai, es blühte wieder der Rosenstrauch — war der Königssohn verschwunden.

Am Ufer des tiefen Sees fanden sie seinen Purpur.... aber der Königssohn lag nicht unten.

Die Sage geht, daß er hinauszog in die Welt, ein Todtengräber wurde und in der Bürgschaft einstiger Auflösung eine Reihe von Jahren glücklich und zufrieden lebte."

So hatte Mutter Thekla erzählt und der Knabe und das Mädchen hatten dabei schier an das Wollzupfen vergessen. Die Mutter hatte heute diese Geschichte ganz anders als sonst und gleichsam wie vor sich selbst hin erzählt und sie war darin verloren, wie in einer Betrachtung. Das Kind in der Wiege war wach geworden und in seinen hellen, klaren Aeuglein lag jenes selige Glück, das der König seinem einzigen Sohne nicht zu geben im Stande war.

Im dunkeln, warmen Winkel des Ofens kauerte der alte Simon — er fürchtete nicht mehr das Sterben ... Ob er das Märchen von dem unsterblichen Prinzen noch gehört hatte?

Leute kamen und legten den Bettelmann auf eine lange Bank und der Knabe und das Mädchen sahen ihm in das harmvolle und doch fast lächelnde Antlitz; Mutter Thekla stellte ihm ein Oellichtlein bei und das gab einen trüben, röthlichen Schein — draußen lag der feuchte, finstere Nebel.

Das Lamm.

Eine Hirtenidylle.

Da war ein junger Schäfer. Er war unschuldig wie Adam und schön, wie Adam's Vorbild.

Im Rathschlusse der Götter ist es bestimmt, daß der Mensch mit einem Felle bedeckt oder mit einem Gespinnst von Fäden bekleidet einherwandle, denn sonst würde er den Göttern zu ebenbürtig sein. Und so trug auch der Schäfer Jonathan an seinem Leibe das wollige Fell eines Widders. Am Nacken hingen noch die Theile des Hauptes nieder mitsammt den Hörnern. Mit einem Stirnband aus Dornhagzweigen hatte er sich seine braune Mähne so gebunden, daß sie nur rückwärts mit ihren feuchten krausen Wellen hinabfließen konnte. Am Dornhagzweig stand noch manches vergessene Blättchen hervor und ein einziges Rosenknöspiein — ganz unversehens — denn der Schäfer wußte es nicht, daß grüne Blätter und rothe Rosen das Menschenhaupt zieren.

Da war nun auf derselben Au eine Schäferin. Die sah von der Ferne fast aus wie der Schäfer Jonathan, denn sie hatte auch ein Widderfell um ihre Gestalt gehüllt, nur daß es weiß war und ihm die Hörner fehlten. Aber ihr Angesicht war noch zarter wie das seine und noch viel unbeschreiblicher.

Auch sie hatte einen Kranz auf ihrem Haupte, jedoch nicht so sehr, damit er das Haar eindämme, diesen stillen, wilden Goldstrom, dessen Wellen tückischer sind, denn die Wässer der Au — als vielmehr, weil Esther ahnte, daß eine große Schönheit gekrönt sein müsse. Nicht, um ihre Schönheit zu erhöhen, trug sie den Rosenkranz, sondern um dieselbe zu ehren.

Diese Schäferin nun war es, welche am Haupte des Jünglings das Rosenknöspplein bemerkte, und dessentwillen in ihrem Herzen das Haupt des Schäfers lieb hatte.

Die Au war groß und bestanden von schattigen Bäumen und blühenden Sträuchern und sie war rundherum begrenzt von einem hohen, schwarzen Wald, und weit im Hintergrunde ragten über den scharfen Wipfeln die lichten Zinnen eines Gebirges. Es war ein Hochland voll stillen Glanzes und tiefer Freuden; und es wäre auch ein Hochland voll tiefer Schmerzen gewesen, wenn es die Menschen zu ihrem Wohnsitze gemacht hätten.

Allein sie lebten fernab, sie hatten sich stattliche Wohnsitze und prunkende Städte gebaut, um in denselben ihre Sünden und ihr Elend recht auszubreiten. Und auf dieses Hochland hatten sie, die vom rechten Thal und die vom linken, zwei junge Leute gestellt, fast zwei Kinder noch, die keinen Vater hatten und keine Mutter mehr, daß sie hier zwei große Heerden von Schafen hüteten und weideten. Jedes hatte am Pfränger eine Hütte aus Holz, und bisweilen kam Jemand, der da sah, wie es war, und dann wieder davonging.

Da Jonathan und Esther jedes aus einem anderen Thale kamen, so hatten sie sich auf der Au das erstemal gesehen. Sie grüßten sich nicht, sie redeten sich nicht an —

sie schauten still und freundlich Eins auf's Andere hin und gingen hernach wieder ihres Weges.

Aber wenn es Abend war und die Lämmlein nicht mehr hüpften und in den Kronen der Bäume die Vöglein und die Lüfte schlummerten und über dem Thale die bläulichen Schleier schwebten, die den Thau geben — da saß Jonathan noch auf einem Stein vor seiner Hütte und schaute hinüber zur anderen Wohnstätte, über der sich zwei Eschen ineinanderwölbten. Auch Esther saß so vor ihrer Hütte und blickte hinüber auf die andere; aber es war zu weit, als daß sie sich selber hätten sehen können und bald kam die Nacht herauf — nun geht zur Ruhe, ihr Kinder, Schäferkinder! Euer Blut ist leicht, Euer Schlaf ist lind.

Vor der Hütte Jonathan's stand ein Apfelbaum, der trieb erst Knospen.

Die Tage schlichen hin, recht langsam und still, die Schäflein graseten und gediehen. Der Schäfer und die Schäferin kamen oft so nahe zusammen, daß sie an seinem Vließe die Hörner sehen konnte, und er an dem ihren, daß keine da waren. Sie blieben stehen und sahen sich an, machten dann wohl einige Schritte aufeinander zu, wendeten sich aber und gingen ihres Weges.

Der Apfelbaum hatte schon die weißrothen Blüthenröslein. Und zu dieser Zeit war es, daß in einer Nacht Jonathan plötzlich aufwachte nnd nach dem Lamme sah; er hatte ein weißes, zuthunliches Lamm, das er jeden Tag im Bächlein wusch und mit Rosenblüthen füttern wollte, wenn dem Thiere nicht die grünen Blätter lieber gewesen wären. Dieses Lamm mußte in der Nacht so nahe an seinem Bette ruhen, daß er seine Hand auf die weiche Wolle legen konnte, so oft er wollte. Nun er plötzlich erwacht war, kam ihm vor, es sei

das Lamm nicht da. Er ſtand auf und ſuchte es; er fand es nicht in der Heerde, und da ging er hinaus auf die Au. In den Niederungen lagen die weißen Nebel und am Himmel ſtand der Halbmond. Auf der Au lagen weiße Steine; zu manchem davon trat der Schäfer hin, weil er meinte, es ſei ſein weißes Lamm. Weil es aber allemal der kalte, feuchte Stein war, ſo wurde er unſtät und ging weiter. Er ging in der Richtung gegen die Hütte der Schäferin, und als er an die Stelle kam, wo im Gedanken die Markung gezogen war zwiſchen den beiden Hirtenweiden, prüfte Jonathan mit ſeinem Stabe den Boden, ob er hier nicht wanke.

Jetzt ſah er nur wenige Schritte von ſich das Lamm ſtehen. Es war aber die junge Schäferin, welche das weiße Fell um hatte.

Denn auch Eſther hatte in ihrer Heerde einen Liebling, den ſie herzte und welchem ſie des Nachts manchmal den Arm um den Nacken legte, wenn ihr Herz warm und die Einſamkeit unendlich war. Es war ein ſchwarzes Lamm. Und auch Eſther war in dieſer Nacht erwacht und hatte das Lamm nicht gefunden und war nun auf die Au hinabgegangen, um es zu ſuchen. Unvermerkt war ſie gegen die Hütte des Schäfers hingegangen, und nun ſchien ihr plötzlich, dort ſtehe ihr Lamm. Es war aber der Schäfer der ſein ſchwarzes Fell um hatte.

Doch erkannten ſie ſich nun und ſchauten ſich an. Jonathan wollte jetzt ihre Hand antaſten, denn es war lange her, daß er eine Menſchenhand in der ſeinen gehalten. Aber als er den letzten Schritt zu ihr thun wollte, da war zwiſchen ihm und ihr ein zarter Faden gezogen, wie ihn Spinnen ziehen, und der zitterte im Mondenlicht wie eine ſilberne Saite.

In demselben Momente sahen Beide mit den Augen des Herzens, daß an der nahen Quelle ihr Lamm stehe und trinke. Sie gingen hin, sahen aber kein Lamm, sondern sich gegenseitig selbst — und zwischen ihnen war das Wässerlein. Sie gingen dem Wässerlein entlang und Jonathan wollte an passender Stelle über dasselbe steigen und bei der Schäferin sein.

Aber das Wässerlein rieselte wie ein lebendiges Silberflechtwerk im Mondschein und es wuchs an zu einem Bächlein. Der Schäfer und die Schäferin gingen an den beiden Ufern des Baches entlang und spähten nach einem Stege, denn sie wollten beisammen sein. Sie kamen zu einem Apfelbaum, der trug an seinen zarten Zweigen schon Aepfel mit bräunlichen Wangen.

Der Bach wuchs zu einem Flusse, und das Schäferpaar eilte hastiger an seinen Ufern hin und suchte eine Brücke, die es zusammenführe. — Es war kein Steg, es war keine Brücke, und der Fluß breitete sich zum Strom, so daß sich die an den Gestaden Dahineilenden kaum mehr erkennen konnten.

Und als Jonathan sah, daß der Strom in das endlose Meer mündete und ein Weg und Steg nimmer gefunden werden konnte, warf er das Fell des Widders von sich und stürzte sich kopfüber in das Wasser, um hinüberzuschwimmen zu der Schäferin. Und als Esther sah, wie er mit den hohen Wellen rang, sprang auch sie in den Strom, um ihm beizustehen.

So rangen sie sich, Eins vom rechten, das Andere vom linken Ufer heran — in der Mitte kamen sie zusammen. — Da riß sie die wilde Fluth mit fort hinaus in's unendliche Meer.

Am andern Tage graſeten die Schäflein hüterlos auf den hohen Weiden. Auch zwiſchen ihnen — denen von rechts und denen von links — war der zarte Faden gezogen, wie ihn Spinnen ziehen, aber ſie achteten ſeiner nicht und kamen glücklich zuſammen.

Was meinſt Du, lieber Leſer?

Aus dem Evangelium des neuesten Bundes.

Am letzten Sonntage in der Fasten.

In der Zeit sprach der Herr zu seinen Jüngern in folgender Parabel: Einst lebte ein König, genannt Tyrannos. Der regierte ein großes Reich und viele Millionen Unterthanen. An der Grenze dieses Reiches, gegen Mittag hin, lag das Land der Volksherrschaft, in welchem die Menschen durch eine absonderliche Staatsverfassung sich selbst regierten. Es war geheißen Demokratien. Das Volk war glücklich und das Land war schön. Das Land hatte hohe Berge, auf denen ewiger Schnee lag, und es hatte breite Thäler, in denen Trauben reiften und andere köstliche Früchte. Es hatte die gesegnetsten Matten und es hatte die herrlichsten Städte und Alles, was zur Freude ist. Da geschah es, daß Fremde kamen aus aller Herren Länder, und sich ergötzten an der Pracht. Sie ruderten mit wehenden Wimpeln über die weiten Landseen hin, und sie stiegen auf die hohen Berge, die Schönheiten Demokratiens zu sehen. Paläste und Herbergen hatte man gebaut in den Tiefen und auf den Höhen, und alle zusammen konnten die Fremden nicht fassen, die von Jahr zu Jahr in den Tagen des Sommers herbeizogen aus allen Theilen der Erde.

Und siehe, da sagte eines Tages der König Tyrannos zu seinem Minister: Wir mögen es nicht gern leiden, daß so viele Unseres Volkes hinüberziehen in die Berge von Demokratien. Gieb ein strenges Gesetz, daß sie das unterlassen fürderhin. — Darauf antwortete der Minister: Mein gnädigster König und Herr! in dieser Sache vermag ein Gesetz nimmer zu frommen; denn so lange die Unterthanen noch in Euren Landen wandern, bis hart zur Grenze hin, wäre das Gesetz nicht übertreten; sobald sie jedoch einen Schritt in das mit Recht verhaßte Nachbarland thun, sind sie aus unseres Gesetzes Bereich und dann kehren sie wohl gar nicht mehr zurück, sondern bauen ein Heim in den schönen Bergen von Demokratien."

Hierauf sprach der König: „Wohlan, so versprich meinen Unterthanen in meinem Lande goldene Berge, wenn sie jene meiden, die aus Stein und Eis gebaut stehen über der Grenze."

„Mein hoher Herr," antwortete der Minister, „mit den goldenen Bergen richten wir nichts mehr aus, die haben wir dem Volke allzu oft schon versprochen."

Der König erzürnte und rief: „So will ich eine lebendige Mauer ziehen um mein Reich und wehe Dem, der diesem Walle auf hundert Schritte nahe kommt."

Der Minister verneigte sich bis zur Erde und ging hinaus.

Und nach kurzer Zeit war das Reich des Königs Tyrannos begrenzt durch einen ungeheuren Ring von Soldaten; diese hatten Mordwaffen an sich, vom Fuß bis zu den Zähnen, und bewachten das Reich und ließen Keinen hinaus und Keinen hinein.

Und nach einer Weile, da trug es sich zu, daß aus einer Hütte des Volkes ein Mann emporstieg bis vor die Stufen des Thrones. Er hatte einen langen schneeweißen Bart und

er hatte ein Saitenspiel, und er sang Lieder von den Herrlichkeiten Demokratiens. Der König ließ den Gesang allsogleich verbieten; aber der greise Mann überhörte das Verbot und sang Lieder von den Herrlichkeiten Demokratiens. Hierauf ergrimmte der König und ließ den Sänger mit Hunden aus dem Palaste hetzen. Der Mann aus dem Volke kehrte wieder zurück und sang Lieder von den Herrlichkeiten Demokratiens. Da ließ ihn der König in's Gefängniß werfen; jedoch bald berichtete ihm der Kerkermeister, der Gefangene sei guten Muthes und singe fortweg das Lob des Landes Demokratien.

Darüber wurde der König Tyrannos nachdenklich und sagte bei sich: „So möchte ich es doch selber sehen, dieses wunderliche Land, das die Menschen rühmen vom Aufgange bis zum Niedergange!" Und er ließ seinen Hofstaat sich versammeln und er reisete mit Prunk und Pracht in das Land Demokratien. Doch siehe, als er hinausgezogen war über die Grenzen seines Reiches, da trat ein Landmann von seinem Pfluge heran zum König, sagte: „Lieber Freund, ich rathe, daß ihr euch den Sitten jenes Landes bequemet, in welchem ihr reiset!" und er hob ihm sachte die Krone vom Haupte.

Erzürnt bis zur Wuth wollte der König die Schmach rächen, doch machtlos waren seine Drohungen im fremden Lande. So beschloß er knirschend, sofort wieder zurückzukehren in sein Reich, und siehe, als er im Begriffe war, über die Grenzen zu schreiten, da streckten die Wachsoldaten, die er selbst aufgestellt hatte, ihre Waffen gegen ihn aus, und er konnte nicht mehr zurückkehren in den Herrscherpalast, der von nun an von erwählten Männern zum Wohle des Reiches bestimmt war. Und das Volk war's zufrieden und wanderte nicht mehr in die schönen Berge des nachbarlichen Landes.

Der Vagabunden-Franz.

Nächtliches Werben.

Das ist eine harmlose Dichtergeschichte, die sich wohl in dieses Buch reimt, weil nach mancherlei Wandern und Wagen des Helden eine freundliche Sonntagsruhe herauskommtt und die sich auch in dieses Fach reimt, weil Liebe und Wanderlust des Dichters Wahrzeichen sind. Also ich beginne.

Mitten auf seinen winterlichen Landflächen liegt der stattliche Karmerhof. Eine milde Mondnacht deckt ihn zu — er schläft.

Der Kettenhund schläft, denn es rührt sich nichts; der Brunnen vor dem Hause rieselt fast unhörbar in seinem eisigen Mantel; der rothe Schein an den Fenstern ist erloschen.

Aber traue man so einem Bauernhofe nicht! Wenn er noch so still und regungslos daliegt — inwendig lebt's, wacht's. Sind die Fenster auch dunkel, es kann doch was glühen, lodern und leuchten da drinnen, wenn in verschlossener Kammer die Gewalten des Herzens spielen.

Wir haben den Zauberschlüssel und dürfen hinein. Den Schnarchenden wünschen wir friedsame Ruh und schleichen vorüber, den Träumenden gönnen wir heitere Gestalten, den Weinenden lassen wir ungestört ihr Herzleid verrinnen und

schleichen vorüber. Wohl einen Augenblick mag unser Auge auf dem Angesichte der Glücklichen weilen, aber nicht lange und hübsch verschwiegen! Hingegen, wo die alte Thres bei der matten Ampel ihr Jöpplein flickt, daß es übermorgen zum ersten Werktag nach den Weihnachtsfesten die Kälte nicht hinein- und den Rest der lieben Wärme nicht heraus-lasse, da mögen wir uns nebenhin auf das Fußende ihres Bettes setzen — wenn sie's erlaubt. Sie erlaubt's aber nicht. Wer mit ihr was zu thun hätte, der möge beim hellen Tag kommen und nicht zur nachtschlafenden Stund' — sie sei in guten Sitten alt geworden.

Da weiß ich aber im Hause ein Kämmerlein, das ist gerade über der Stube, in welcher der brave Karmer mit der Seinigen schläft; und im Kämmerlein steht ein schnee-weißes Bett mit blauen Bändern in dem Kopfkissen, und da drinnen liegt Etwas, auch in guten Sitten groß geworden, das viel jünger und anmuthiger ist, als die gute Thres und das nicht flickt, sondern an Gedanken spinnt, das keine Ampel brennen hat und doch so viel sieht. Ein sonniger Wintertag und die Leute gehen von der Kirche heim und unter ihnen geht der alte Student. Die Burschen umringen ihn, die vor-witzigen Dirndln gucken jenen unter den Schultern durch und möchten auch was sehen und hören, denn er macht ihnen wieder was vor, erzählt Geschichten, sagt ihnen neue Lieder und Sprüchel — er macht sie selber, er kann so Sachen, er weiß allerhand Schwänke, daß es ein heller Spaß ist, und wenn er will, so muß den Leuten auf der Stelle das Wasser aus den Augen rinnen — er kann's. Schier fürchten muß man ihn; wenn er anfängt, da hebt's Einem inwendig ordent-lich zu graben an. Kein Mensch glaubt's, was das für Einer ist! 's schickt sich gar nicht, auf dem Kirchweg so welt-

liche Sachen, aber man muß dabei sein und zuhören, will man oder nicht. Ich verwett' nichts d'rauf, der Mensch kann zaubern! —

So sah es und so dachte es, das Lichtl.

Das Lichtl! So ward das Töchterlein des Karmer genannt. In der heiligen Taufe, bei der noch kein Mensch weiß, als was das Kind einst gerufen werden wird, gab man ihm den Namen Mechtildis. Kaum das Mädchen aus den Kinderschuhen gesprungen war, sah man, daß der Nonnenname für dasselbe nicht passe. Auch konnte ihn Keiner kunstgerecht aussprechen und die Zunge der Bauersleute in der unteren Schlehn ist nicht darnach gewachsen, daß sie des Namens Mechtildis Herr zu werden vermöchte. Man weiß nicht, wie es kam, aber wie auf Verabredung nannten die Leute das Töchterlein des Karmer: 's Lichtl. Wenn man's betrachtet, es war nichts Fremdes dabei, es waren im neuen Namen lauter Buchstaben aus der Mechtildis und auch sonst: die Jungfrau lebte so still, heiter und fromm und schön für sich, als wie ein Lichtlein vor dem Muttergottesbilde. Der Vater sorgte freilich brav für den Docht der Pflege und Atzung, und die stille, gütige Mutter goß täglich das Oel ihrer zärtlichen Liebe dazu. Und da geschah es wohl, daß in der Gegend, die an Mädchenschönheiten nicht reich ist, das Lichtl vom Karmerhofe weithin sichtbar war und daß in den langen Nächten kein Stern am Himmel so viele heimliche Verehrer hatte, als das Lichtl im Karmerhofe. Es brannte im neunzehnten Jahre und das giebt gerade den hellsten Schein. Die größte Gluth kommt erst später.

In der Kammer des Mädchens duftete noch der Weihrauch; es war nämlich die Dreikönigsnacht, die letzte der drei „Rauchnächte", da man nach alter Sitte vor dem Schlafen-

gehen alle Räume des Hofes mit geweihtem Rauche und geweihtem Wasser besegnet. Und wie nun das Lichtl auf ihrem Bette ruhte, längst mit ihrem Abendgebete fertig war und doch nicht einschlafen konnte, sondern in ihrer Seele dem Treiben des alten Studenten zusah, da hörte sie plötzlich draußen vor dem Hause Tritte knistern. Sie lugte durch's Fenster. Drei schreckbar große Männer gingen langsam auf das Haus zu und blieben vor demselben stehen. Nach genauerer Betrachtung bemerkte das Lichtl, daß alle drei oben und unten Köpfe und die Füße in der Mitte hatten. Die Hälfte der Gestalten war nicht echt, sondern nur der Schatten des Mondes, d'rum sagte ja die alte Thres immer: „Dirndln, gebt Acht, die Mannerleut', die beim Mondschein daherſteigen, sind zur Hälfte falsch!"

Sie stellten sich gerade vor das Fenster des Karmer, da hub Einer von den Dreien so an zu sprechen:

„Wach' auf, Du lieber und ehrsamer Hausvater mein, es grüße Dich das Kind Jesulein, wir stehen im Schutz und Schirm der heiligen drei Könige, Gott sei Lob und Ehr' und wir haben ein großes Begehr!"

Nicht lange hernach wurde hinter dem Fenster die Stimme des Karmers hörbar, diese sagte: „Manner, ich kenne Euch nicht; aber weil Ihr mir den heiligen Gruß bringet, so gottwillkomm! Was ist Euer Begehr?"

Der Redner fuhr in seinem alten Spruche fort: „Gott der Herr hat einen Junggesellen erschaffen, der kann nicht wachen und nicht schlafen, der schickt uns aus zu diesem ehrsamen Haus und läßt fragen, ob er die Jungfrau Tochter zum Eheweib kunnt haben."

Man kann sich denken, wie das Lichtl über diese Worte, die es deutlich gehört hatte, erschrak. Das waren die Braut-

werber, wie solche nach der Väter Sitte in der Dreikönigsnacht anklopfen, um, ohne sich zu erkennen zu geben, mit den Eltern eines Mädchens vorläufige Anfrage und Verhandlung zu pflegen. Waren die äußeren Bedingungen, die man Gesicht um Gesicht so ungerne abmacht, für die Eltern oder den Vormund des Mädchens annehmbar, so erscheinen die nächtlichen Unbekannten an einem der nächsten Tage als wirkliche Werber, als welche sie erst angeben, für wen sie die Braut eigentlich begehren. Das giebt dann freilich mitunter eine hölliſche Ueberraschung, zumeist aber kommt die Einigung leicht zu Stande. Dieser Brauch ist in manchen Gegenden Oesterreichs heute noch üblich, so auch in der unteren Schlehn, wo die folgende Geschichte spielt.

Das Lichtl horchte nun, was der Vater sagen würde.

Der Vater gab nicht sogleich Antwort. Endlich aber machte er das Fenster auf und sagte: „Meine werthen Manner! Meine Tochter ist noch schier ein Kind und hat wohl bis jetzt an keinen Bräutigam gedacht. Gleichwohl weiß ich, daß Vater und Mutter das liebste Kind müssen hingeben, wenn's Zeit und Gotteswill' ist, und haben die Eltern zu fragen, wer der Tochtermann sein soll und ob er wohl im Stande ist, Weib und Kind ehrsam zu versorgen."

Nach diesen Worten trat der Redner noch näher an's Fenster und sagte: „Der Junggesell', der uns schickt, ist ehrenwerth und wohl nicht mehr jung genug, als daß er noch länger zuwarten kunnt, die Jungfrau zu begehren, die er meint. Er kennt sie seit etlichen Jahren und hat sich den Schritt wohl überlegt. Führt er sie heim, so wird er ein freudenreicher Mann sein, wird sie ihm verweigert, so will er sich als Junggesell' auf die Todtenbahr' legen. Das laßt er sagen."

„Nichts für Ungut, Manner," entgegnete der Karmer, „was Ihr da vorbringt, das sagt Jeder, das hat auch der Färber zu Schlehnfeld gesagt, der sich jetzt den Ehebund mit seinem Weib wieder auseinander trennen lassen will, als wär's ein verkehrt zusammengenähter Pelz, bei dem die Wolle nach außen geht und einwendig die harte, kalte Schöpshaut ist. Ich frag', ob Euer Junggesell' ein gutes Gemüth hat?"

„Mein ehrsamer Hausvater! Unser Junggesell' ist nicht reich und nicht arm; er hat nichts, als ein kleines leeres Haus, aber er hat den lieben Gesund und er hat den ehrlichen Namen und was den Verstand anlangt, so ist er etwan um einen Kopf größer, als manch' Anderer; und er hat viel Gemüth, ein gutes und leichtes Gemüth — das ist sein Weg und Steg. Weiter können wir nichts sagen. Wenn Eure Jungfrau Tochter nicht nach einem gar Jungen ausschaut und nicht meint, sein Gesicht müßt wie Milch und Blut sein, und nicht viel auf der Leut' Reden geht, so soll sie ihn nehmen — er ist ihrer werth."

's ist der Curschmied, 's ist der Timotheus! so rief es jetzt im Mädchen und es hätte am liebsten laut aufgelacht, wenn man hätte wissen dürfen, daß sie gehorcht. — Ja, ja, der Timotheus hat sein Häusel bei Schlehnfeld und läuft ihm Alles zu, weil er so gut Zahnreißen kann; Verstand und Humor hat er auch, sonst könnte er jetzt in seinen alten Tagen nicht auf den Gedanken kommen, zu heiraten. Jetzt wird er erst schön! Die Blatternarben sieht man vor Falten nicht mehr und die rothen Haare werden grau. Alles paßt auf ihn, es ist der Curschmied.

Jetzt ist sie nur begierig, was der Vater auf eine solche Zumuthung für einen Bescheid geben wird. Das hörte sie bald, der Karmer antwortete: „Wenn das Alles so ist, wie

Ihr sagt, so soll er am Erharditag kommen und sich zeigen. Meine Tochter wird das letzte Wort haben und ich verhoff's, sie wird ihm's geben. Ist er brav und ihr recht, so werde ich nichts dagegen haben."

Hierauf entgegnete der Redner: „So hätten wir in Sitten und Ehren unsere Sach' gethan und Ihr habt uns in Sitten und Ehren empfangen. Seid bedankt, Karmer, und wir sprechen den heiligen Dreikönig-Segen über Euer Haus und Hof und rufen den heiligen Schutzengel an zur guten Nacht."

„Gute Nacht," sagte der Karmer und schloß das Fenster. Die drei Männer gingen davon. Das Lichtl aber, das wußte sich nicht zu helfen. Zuerst war ihr, als hätte sie ein schwerer Stein auf den Kopf getroffen, die zwei Fenster ihrer Kammer huben sich an zu drehen. Als sie wieder zu sich kam, begann sie zu weinen und das war das Gescheiteste, was sie thun konnte. Dabei wurde ihr leichter und endlich begriff sie, daß sie sehr albern war. Hatte der Vater nicht gesagt, daß seine Tochter das letzte Wort habe? Wo man ihr solche Dinge zumuthet, daß hier gehandelt wird, wie um eine Katz' im Sack, da ist ihr erstes und ihr letztes Wort: Nein.

Warum hat sie es nicht gleich zum Fenster hinausgerufen? Dann wäre alles überflüssige Hinundhergehen und Hinundherreden abgethan. So fest stand ihr Nein, daß sie es mitten in der Nacht noch verkörpern wollte. Sie hob ihren Zeigefinger und schrieb mit demselben auf das schwitzende Fensterglas das Wort: Nein. Der Mond schien durch das Fenster und legte das Wort mit silberweißen Buchstaben auf die Bettdecke des Mädchens. Es war das ganze, wahrhaftige Nein, aber — umgekehrt.

Auf Gassen und Straßen.

Als der Karmer am Dreikönigsmorgen erwachte, sah er nicht gut aus. Bei offenem Fenster kann sich der Mensch in der Nacht erkälten. Sonst war er gewohnt, sich an jedem Sonn- und Feiertage das Gesicht zu rasiren, heute ließ er die Haare stehen, wie sie standen, so daß sein Weib ihn fragte: „Ja, Michel, willst denn Du heut' nicht in die Kirche gehen?"

„Ich bin nicht aufgelegt," war die Antwort.

Sie wußte recht gut, was ihn wurmte. Er war zu vorschnell gewesen. Wer weiß, was jetzt für ein Geselle vorsprechen wird! Es ließ sich nichts Rechtes vermuthen. Die nächtlichen Werber waren ihm, so viel er sie sah, unbekannt, und den Sprecher, wenn er nicht der Postmeister zu Schlehnfeld gewesen sein sollte, den wüßte er schon gar nicht. — Der Bauer hatte die Nacht über alle Häuser in der unteren Schlehn abgedacht, in keinem fand er einen heiratsmäßigen Mann, der auf die Beschreibung der nächtlichen Werber paßte. Auf den Curschmied Timotheus dachte er nur, wenn er Zahnschmerz hatte; gottlob, das war heute nicht der Fall. — Ehrenwerth, ein gutes Gemüth, ihrer werth? Der Karmer war ein Mann, der auf solche Sachen was hielt. Als er das Weib genommen hatte, war er auch nichts gewesen, als ehrenwerth, lustig und ihrer werth, und wie schön und gut war's geworden! Sein Haus und Hof war gewachsen, seine Familie war gewachsen, schließlich war auch sein Bäuchlein gewachsen, und so hatte er wohl Ursache, der munterste und gemüthlichste Mann von der ganzen Schlehn zu sein — und er war es auch. — Heute aber nicht.

Wenn er verstimmt war, pflegte er nicht unter die Leute zu gehen; er ließ sich denn heute nicht viel blicken, sondern

machte sich bald auf den Weg zur Kirche. Vor ihm ging ein Trupp von Bauern; der Karmer hielt sich zurück, aber sie zogen ihn bald in ihren Kreis. Und wird auch besser sein, dachte er sich, je mehr man so einen Gedanken auseinanderzieht, desto schwerer wird er. Das Herzanliegen muß man nicht noch spazieren führen, sonst wird es gar zu kräftig. Einen frischen Lacher draufblasen und es vergeht, wie der Schnee vor dem Föhn.

Bei der Bauerngruppe, die mit dampfenden Tabakspfeifen des Weges dahertrottete, gab es viel zu lachen — aber für den Karmer war doch nichts Rechtes dabei. — Sie sprachen vom Färber zu Schlehnfeld, der sich von seinem Weibe scheiden lassen wollte und da wußte der Stiegelwirth, der keine Pfeife, sondern eine Cigarre im Munde hatte und anstatt des Hutes eine Pelzmütze auf dem Kopf, eine schöne Geschichte. Hätten sich der Stiegelwirth und der Färber nicht beim neuesten Pferdehandel verfeindet, so wäre sie nicht erzählt worden.

„Der Färber zu Schlehnfeld, das ist ein Hauptadut!" sagte der Stiegelwirth.

„An ihr soll's liegen," bemerkte ein Anderer, „sie soll ein Band sein!"

„Was weißt denn Du!" fuhr ihn der Wirth in die Rede. „Thät's mir nicht Leid um den Färber, ich kunnt eine schöne Geschichte erzählen."

„Wird eh nit wahr sein," sagte ein Dritter.

„So!" rief der Stiegelwirth, „wollt's auch nicht glauben, wenn ich's nicht von ihm selber hätt'. Schon vor zwei oder drei Jahren, ehzeit, nachdem sie geheiratet haben, ist's auseinander gegangen. Leicht, daß ihm was Anderes in den Kopf geschossen ist — er hat ihrer wieder ledig sein wollen."

„Schon dazumal?"

„Schon dazumal. Sterben wird sie nicht sobald, auf das darf er sich keine Hoffnung machen. Zur Zeit war von der neumodischen Ehe viel die Rede und von den Ehescheidungen. Das packt der Färber gleich auf, das ist seine Sach'. Aber ein gehöriger Grund muß sein, sagt der Notar. Wo eine Ursach' hernehmen? Sein Weib ist soweit brav und macht er die Ursach', so heißt's alle Kosten zahlen und Vergütung auswerfen. Das will mein Färber nicht. Ist selb' Zeit oft in mein Haus gekommen, sind ja von der Schulbank auf Cameraden gewesen. Und da sagt er mir einmal, daß ich nicht verheiratet wäre; das weiß ich, sag' ich, willst mir vielleicht die Deinige geben? Warum denn nicht? lacht er auf, nimm Dir sie heimlich. — Geht aber schon ein verdammt schneidiger Wind heut."

„Na und nachher?" fragte einer der Weggenossen.

„Dreikönigwind macht Lichtmeß lind," sagte der Karmer, um das Gespräch auf einen harmloseren Gegenstand zu lenken; ein schneidiger Wind schneidet doch keine Ehre ab.

— „Der dort vorangeht, ist es der Förster-Toni oder ist es der Vagabunden Franz?"

„Ei, der Förster-Toni geht nicht so flink fürbaß. Es ist der alte Student, der Weltvagabund. Eilen wir voran, der muß uns was erzählen." Deß einigten sie sich.

Der Mann voran sah einem Waidmann ähnlich von den Wasserstiefeln an bis zur Feldmütze, auf der nicht einmal das grüne Tannenreis fehlte. Auch der schöne, lange Vollbart war da und die Adlernase, wie sie Förster tragen. Nur die Locken hingen zu lang in den Nacken herab. Die beiden Hände in den Rocksäcken vergraben, die Beine flink vorsetzend, so schritt die schlanke und doch kernige Gestalt dem Markte Schlehnfeld

zu — der feinste Vagabund, der je diese Straße unter den Füßen gehabt hat. Er war einmal Student gewesen und wollte was werden. Er ward aber nichts, sondern ist alter Student geblieben, bis er wirklich ein recht alter geworden. Im Buch, aus dem er studirte, waren Berg und Thal die Blätter, Mensch und Thier die Buchstaben, Wirthshäuser die Interpunktionen. Wenn draußen in der Universitätsstadt die Burschen lustige Kneipen hielten, da saß er mitten unter ihnen und machte die übermüthigsten Lieder. Wo sich ein Paar in Fehde und Zweikampf hineinsprühen wollten, da warf er allemal einen Schwank dazwischen, der so toll und närrisch war, daß sie auf's Schlagen vergaßen. Wo sich's um eine Liebschaft handelte, da holte er den Betheiligten die Kastanien aus dem Feuer, so daß sie ihn aus Dankbarkeit den Onkel des Cupido hießen.

Die übrige Zeit strich er im Lande herum und meinte es mit den Bauernburschen gerade so gut, wie mit den Musensöhnen. Er war selber ein Bauernbursche, drei Stunden von Schlehnfeld in einem Winzerhäuschen geboren. Weil der Knabe so aufgeweckt war und ein goldenes Gemüth bekundete, so ließ ihn der Dechant von Schlehnfeld studiren. Der Dechant starb, der arme Vater des Knaben starb, der junge Mann begann zu leben. Er kegelte und kartelte so ein wenig in der Welt herum, guckte hier einmal zu tief in den Krug, dort einmal zu tief in die Augen, war heute zu Gast bei einem lustigen Schloßherrn und schlief morgen in einer Scheune oder im Schatten eines Baumes. Dabei sang er Lieder, die noch kein Mensch gehört, aber Jeder in Lust und Leid schon in sich empfunden hatte.

Vom Hunnenkönig Etzel erzählt man, daß aus der Scholle, auf welche er seinen Fuß gesetzt, kein Halm mehr

wächst. Bei unserem alten Studenten war das gerade umgekehrt, überall, wo er ging und stand, und wäre es auf steiniger Straßen oder auf Schnee und Eis, überall wuchsen Blümlein auf hinter ihm, Knospen und Rosen, und die Leute pflückten und heimsten sie, um damit ihr Leben zu schmücken.

Einmal zog er mit Volkssängern, das anderemal mit einer Schauspielerbande; dann sah man ihn an der Seite eines alten, blinden Geigers, dem seine Führerin gestorben war, und zu den Liedern, die er dichtete, strich der Geiger die Weisen — neue, seltsame Weisen, die durch Dorf und Wald klangen und nimmer verklangen.

„Ich bin ein Vöglein
Zur Maienzeit,
Ich flieg' umher
Im Lande weit,
Und süß gestimmt
Sing' ich mein Lied,
Daß, wer's vernimmt,
Im Herzen glüht."

O frohe Zeit! Je üppiger aber sein blonder Bart ward und je mehr graue Härchen in diesen Bart kamen, desto öfter setzte er auch das Folgende bei:

„Ich möchte mir bauen
Im Strauch ein Nest,
Von innen recht lind,
Von außen fest.
Da sieh', schon hockt
Das Huhn auf dem Ei,
Ho, wie frohlockt
Mein Herz dabei.

Dann Brot, ja Brot
Für die Brut im Neſt!
Ein Schuft, der in Noth
Die Seinen läßt!
Dann ſing' ich dem Wald,
Der lauſchenden Welt,
Bis Jung und Alt
In Schlummer fällt.
O Vögelein, wie
So lieb und leicht,
Was kaum mit Müh'
Ein Menſch erreicht!"

Wie lange währte das? Bald war die Wandermüdheit weg, er wanderte wieder im fremden Thal und ſang:

„Gott ſei Lob und Dank,
Ich bin frei, ich bin frank!
Ich bin frank, ich bin frei,
Wie der Stein, den ich kei (werfe),
Wie der Schrei, den ich ſchrei,
Wie mein Zeiſerl,
Dem ich's Häuſerl
Aufthua und — fliag zua!
— — — — — — — — — — — — — — — —
Gelts Gott, wann s d mich bſchenkſt,
Und Gott gſegns wann s d mich bſtiehlſt,
Aber gſcheiter, laß s bleibn,
Wann s d nit ausglacht wern willſt.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Wia mehra, daß d haſt,
Und wia mehr, daß d verlangſt,
Um ſo größer wird d Laſt und dei Plag und dein Angſt.
Wia s Haſerl ſei Graſerl,
Find s Büaberl ſei Liab,
Na, und ſtiehlſt dir a Buſſerl,
Biſt ah noh ka Diab.

s Bingerl aufn Bugl,
A Rüathl in d' Händ,
Rul i um, wir a Kugl,
De s Raſtn nit kennt.
Wir a Kügerl, a klingads,
Wir a Vögerl, a ſingads,
Wir a Waſſerl, a ſpringads,
Dem s im Wald nimmer gfallt.

Was ich han, va dem iß ich
Und gwandt mich und ſpiel
Oda trink, wann ich n Himmel
Auf Erdn habn will.
Freili, Null va Null hebt ſich
Jahr aus und Jahr ein,
Aber s lebt ſich, es lebt ſich
Pfarr aus und Pfarr ein.

Han nia z weng und nia z viel,
Bin nia arm und nia reich,
Aber juſt wir ich will,
Ich bin frank, ich bin frei.
Drum Gottlob und ſei Dank,
Daß ich frei bin und frank,
Daß ich frank bin und frei,
Juheiſſa, juchei!"

So ſang er — ſo lebte er.

Doch war einmal eine Zeit, nachdem man lange nichts vom Studenten-Franz gehört hatte, daß er gar zerriſſen und zerfahren in die Schlehn heimkam. Die Stiefel thaten den Schnabel auf, der fuchsfarbige Rock grinſte an den Nähten auseinander und hing mit den großen Taſchen, in denen die ganze Habe war, ſchlotternd hinab. Haar und Bart aber waren gepflegt, wie in guten Tagen und unter den buſchigen Brauen die großen blauen Augen waren noch die alten, guten, treu-

herzigen Augen. Sie blickten wohl etwas unruhig hin und her und wäre ihnen fast lieber gewesen, keinem Bekannten zu begegnen, als so vielen, wovon ihm doch die meisten gerne ausgewichen wären, um nicht „Grüß Gott, Franz," sagen zu müssen, und „wie geht's, wie steht's alleweil?" wo es doch der Augenschein gab, wie es ging und stand.

Er wäre nicht gekommen, aber es rief ihn Eine mit sterbendem Hauch: „Nur meinen Franzl möcht' ich noch einmal sehen!" Das war ihr leises, warmes Wort; und weit weg, wo er weilte, mitten unter lauten, lustigen Brüdern in der Straßenschenke war es ihm plötzlich gewesen, er hätte sein Mütterlein „Franzel" rufen gehört. Er stand auf und ging den kürzesten Weg in die Schlehn zum lieben Winzerhäuschen. Das war verschlossen. Er blickte zum Fensterchen hinein. Da lag auf ihrem armen Bette die Mutter — o wie schmal und blaß im Gesicht! Sie sah ihn, sie lächelte, sie hob ihre Hand zu seiner Stirne und eine Freudenthräne in ihrem Auge dankte, daß er gekommen war. Dann sagte sie, er möge nur ein klein Weilchen Geduld haben, die Wärterin habe auf einen kleinen Gang die Thür verschlossen, sie müsse bald kommen. Er ging einigemal ungeduldig um das kleine Haus herum; da kam endlich vom Nachbar her die Wärterin, in der Hand einen großen Wachskerzenstock, den sie geholt zu haben schien; sie schloß die Thür auf, sie that einen Blick nach dem Bette und eilig zündete sie die Kerze an.

Aber die alte Frau schlief schon den ewigen Schlaf.

Sie hat noch sein liebes, schönes Gesicht gesehen, aber nichts von seiner äußeren Zerfahrenheit, die sich doch so leicht abstreifen ließ schon an demselbigen Tage. Im ehrsamen Tuchgewand seines längstverstorbenen Vaters begrub er die Mutter. — Und wenige Tage nachher sang man in der Gegend

das Lied: „Mein Mütterlein", wozu der Karmer die Bemerkung that: „Ich bin ein angesehener Mann, ich hab' brave Kinder, aber Keines wird mir einen solchen Marbelstein (Marmorstein, Denkmal) auf das Grab setzen, wie dieser Weltvagabund seiner Mutter selig."

Seither war der Student wieder lange Zeit verschollen gewesen, aber nicht vergessen. Seine Lieder lebten und manch' vornehme Kalesche fuhr in Schlehnfeld beim Postmeister vor und die Inhaber stiegen aus und erkundigten sich nach dem Geburtsorte des Dichters. Auf einmal war er selber wieder da und heimte sich in einem Wirthshause ein und schaffte sich ein Gewand an, wie es die Förster tragen und strich in Berg und Thal um und machte Bekanntschaft und Freundschaft mit Allem, was ihm begegnete, war es Baum, Thier oder Mensch. Und wo es heiter herging, da holte man ihn herbei, da durfte der Studenten-Franz nicht fehlen.

Sie hätten ihn immerhin gern den Vagabunden-Franz geheißen, aber der Wirth, bei dem er wohnte, brachte heraus, daß er den Namen Student doch nicht ganz umsonst trage. In seiner Stube lägen allerlei Bücher und Schriften herum — die Unordnung sei hölliſch groß — und das Verdächtige wäre, daß er sich bisweilen einschließe und mit Jemandem laut in einer fremden Sprache rede. Letztlich hätte er, der Wirth, ihn einmal geradaus gefragt, wer denn so oft bei ihm drinnen sei? Hätte er, der Student, geantwortet: Der Homer. — Wird ein guter Bekannter von ihm sein. —

Jetzt, am Dreikönigstage, wollten ihn auf dem Kirchwege die Bauern einholen, aber es war ganz sonderbar, heute gesellte er sich nicht zu, und als sie ihm nahe kamen, schlug er einen Seitenweg ein. Sollte auch Der Mücken in den Kopf kriegen? Dann wird ein schlechtes Jahr.

Auf dem Kirchplatze übergab der Postbote dem Karmer einen Brief. Vom Karl, dem Sohn und Feldwebel aus Ungarn? Nein, vom Steueramt. Der Bauer zahlt seine Steuern gern, ja er ist der Einzige in der Gegend, der dem Steueramtsboten Trinkgeld giebt, weil solcher Bote ohnehin von anderen Seiten schmählich genug behandelt wird. Aber heute wäre ihm ein Brief von seinem Sohne lieber gewesen und hätte derselbe gleichwohl wieder eine Zehner-Banknote gekostet.

Es ereignete sich denn nichts an diesem Tage und am nächsten, was ihm den Humor wieder gebracht hätte. Mit dem Lichtl war er doppelt zart und liebevoll, aber das Lichtl wich ihm aus oder zeigte ihm ein schmollendes Gesichtchen, so daß die alte Thres den Finger hob und lispelte: „Wie kommst denn Du mir neuzeit gegen Deinen Vater vor? Lichtl, Lichtl, ich glaub', Dir thut eine Lichtputzen noth!"

Sei zum Lieben mir gegeben!

Am Morgen des Erharditages stand das Lichtl mit verweinten Augen auf, Es wußte heute nicht, wohin sich wenden. Dem Vater konnte sie nicht in das Gesicht sehen. Sie wußte nichts von der inneren Unruhe, die auch ihren Vater quälte. Sie kam sich verrathen und verkauft vor. Die Mutter hielt es immer mit dem Vater, zu der durfte, wollte sie heute nicht gehen. Das ganze Mädchen, wie es jetzt dastand in ihrem geschlossenen Hauskleide, mit ihren scharf geschlossenen Lippen und in der geschlossenen Kammer, war ein leibhaftiges Nein.

Es war noch nicht hoch am Tage, als der Kettenhund Fremde verkündete und an der Hausthür wurden Männer-

stimmen vernehmbar. Das Lichtl hielt es jetzt in ihrem Stübchen nicht mehr aus, sie lief durch den finsteren Bodengang in die Kammer ihrer Großbase, der alten Thres.

„Du bist ja nicht gescheit," sagte die Magd, „Du läufst bigott um, wie ein verliebtes Ding! Nicht? Nu, was gehen Dich denn nachher die Bidelleut (Brautwerber) an? Wirst gefragt, so trittst vor, bedankst Dich für die Ehr', hättest gar nichts gegen den braven So und So, wolltest aber aufrichtig sein und kurzweg sagen, Dein Herz thäte Dir nichts weisen und ohne das könntest Du nimmer in den heiligen Ehestand treten. Drauf machst Du Dein Beugerl und gehst weg."

Im Vorboden ging der Hausjunge um und rief das Lichtl, es möge eilends zum Vater auf seine Stube kommen. Sagte das Mädchen: „In Gottesnamen, so gehe ich, in fünf Minuten ist Alles vorbei!"

Liebes Lichtl! In fünf Minuten war Alles ganz anders, aber nichts vorbei.

In der Stube bei ihrem Vater und ihrer Mutter stand der Postmeister von Schlehnfeld und der alte Student. Beide hatten schwarze Kleider an; der dicke Postmeister machte ein breites, lächelndes Gesicht, als das Mädchen eintrat, der Student stand ernsthaft da, sein Gesicht war braun und rauh, nur die hohe Stirne war weiß, von der die Haare rückwärts gingen, wie beim Herrn Christus. Der braune Vollbart zuckte ein wenig und sein Auge richtete sich so gutmüthig und treuherzig auf das Angesicht der Jungfrau.

Der Karmer trat seiner Tochter entgegen und sagte: „Mein liebes Kind! Diese zwei Männer, die Du wohl kennen wirst, sind Deinetwegen gekommen. Der Herr Franz hält um Deine Hand an."

Das Lichtl stand da — unbeweglich und roth erglüht wie ein Flämmchen, wenn kein Lufthauch zieht. Der Franz hielt ja den Athem ein. Der Postmeister hatte das Seine bereits gesprochen, der Vater wartete auf ihre Antwort. Aber sie schaute vor sich hin und sah nichts und schwieg.

„Daß ich es bin, nicht wahr, daß ich es bin, Du liebes Kind!" so rief jetzt der Student aus und hielt die Hände auf seine Brust, „ich, der Mann, der nichts ist, als ein Vagabund, der nichts hat, als ein leicht Gemüth und — graue Haare im Bart. Vierzig Jahre bin ich jetzt alt, aber zehn davon sind Dein; ich habe Dich, da Du noch ein kleines, blondes Mädchen warst, umwunden und mir verbunden in meinem Gedenken. Ich bin gegangen und habe nicht gefragt, was die Menschen meinen, nicht geschaut, ob die Sterne scheinen — Du in mir und nur Du allein! Singen und Lieben, sonst kann ich nichts, o Jungfrau, komm', sei zum Lieben mir gegeben!"

„Ist schon recht, das ist schon recht," beschwichtigte der Karmer den alten, überquellenden Burschen, „ich glaube es, Franz, daß Euch das Herz hat hergeführt, aber jetzund muß man wohl auch den Kopf was reden lassen. Ich frage nicht: Könnt' Ihr eine Familie ernähren? Denn ich weiß, Ihr könnt' das und Ihr werdet es. Aber Eure Wege gehen weit herum in Land und Stadt, wird Euch meine Tochter folgen können? sie ist ein Bauernkind. Sie ist ein Bauernkind und wird nicht denken können, was Ihr denkt, und wird nicht wollen können, was Ihr wollt. Sie wird unschuldig dran sein und Ihr werdet unschuldig sein und es ist doch ein Elend."

Sagte der Postmeister: „Das ist Alles überlegt worden. Er zieht mit seinem Weib in das Häuschen seiner Mutter, das ihm gehört, dort wird er arbeiten, wie sein Vater ge-

arbeitet hat. Von der weiten Welt will er nichts mehr, er will daheim sein."

Die Karmerin stand an der Ecke und that nichts, als weinen.

Der Karmer nahm seine Tochter an der Hand und sagte: „Das Begehren hast Du gehört, so gieb Deine Antwort."

Sie fiel ihrem Vater um den Hals, und schluchzte: „Ich kann's nicht glauben, daß es sein Ernst ist!"

„Haben schon gewonnen," flüsterte der Postmeister dem Studenten zu.

Und nach wenigen Minuten hing das Lichtl nicht mehr an des Vaters, sondern an des Bräutigams Brust.

„Jetzt bin ich der Narr gewesen!" so rief Franz in seiner Freude aus, „und hab' geschwätzt von der Lieb', wie der Blinde von der Farb'."

„Sind aber noch nicht fertig," sagte der Karmer. Nun hatte auch die Mutter ihr Kind an sich gerissen und schluchzte: „Ich hab' gemeint, Du, einzige Tochter, Du müßtest mein bleiben, bis ich die Augen schließen werde. Jetzt bist auf einmal weg —"

„Nein, Mutter, so mußt Du nicht —"

„Das laß', es hilft Alles nichts," unterbrach sie der Vater, „Du wirst uns lieb behalten, das weiß ich. Aber gehören wirst Du ihm und er Dir und das wird immer wachsen, wachsen in Dir und endlich werden Vater und Mutter keinen Platz mehr haben. Es ist ja recht so, und wenn Du mir's anders wolltest, ich könnt's nicht gut heißen. Du trittst aus Deinem alten lieben Kreis und gehst in einen neuen ein. Es hüte Dich, es segne Dich der liebe Herrgott!"

„Und weil," so begann jetzt der Postmeister wieder, „unser lieber Freund Franz glaubt, bei ihm wär's schon hohe

Zeit, und es auch der gute Brauch ist, daß man, wenn's einmal angefangen, nicht allzu lang' herumzieht, so möchten wir es gleich der Hochzeit wegen besprechen."

Wie da dem Lichtl zu Muthe war! Ist meine liebe Leserin schon in deren Lage gewesen? Dann ist mein Beschreiben überflüssig, sie möge zurückdenken an die einzigste Stunde und — weinen. Hat sie es noch nicht erfahren, dann gelingt es dem Erzähler nimmer, ihr ein Gefühl zu schildern, das die junge, liebende Braut befällt, wenn das Erstemal von der Hochzeit die Rede ist....

„Der Hochzeit wegen, meint Ihr?" sagte der Karmer; „für's Erste setzen wir uns zu einem Glase Wein — man redet dann leichter."

Und als das Haus erfuhr, es werde den Freiersleuten Wein aufgetragen, da schoß Alles kichernd und flüsternd durcheinander und die alte Thres brummte: „So sind sie heut' zu Tag, da zieren und sperren sie sich — und nehmen thun sie den Ersten, der kommt!"

Wie hätte es die gute Alte wissen sollen, daß eben der Rechte kam? — Das Lichtl hatte doch viele Männer gesehen, junge und alte, die meisten sind artig mit ihr gewesen, manche sogar süß — aber in der Brust heiß geworden, ganz plötzlich heiß und unstät war ihr nur gewesen, wenn sie den alten Studenten gesehen hatte. Er schaute sie oft an, redete aber mit jeder Andern mehr, als mit ihr. Es giebt Männer, die mit Furchen auf der Stirne und mit grauen Haaren noch ein Kind sind, wenn sie die Liebe erfaßt. So einer war der Franz. Er dichtete allerlei von der Liebe, was ihn eigentlich gar nichts anging; er war der Mund eines Herzens, das so heiß ist, so gewaltig bebt in Lust und Schmerzen und — stumm ist. Er war der Mund des Volksherzens. Und wie es ihn nun selber

erfaßte, da erging es ihm auch nicht besser, als Anderen — er war stumm und konnte das Mädchen nur ansehen und träumen. Endlich wollten seine Pulse nicht mehr gleichmäßig schlagen — er mußte wissen, ob sie ihn lieb haben kann oder nicht. —

Nun stand er aber — unverdient wie die meisten lustigen Gesellen — im Geruche der Flatterhaftigkeit; er fürchtete, das Lichtl würde ihm eine Liebeserklärung unter vier Augen nicht glauben wollen; sie sollte seinen Ernst sehen, und so ging er hin und warb um sie nach altem Brauch.

— Man wollte den Leuten nicht viel Zeit zum üblichen Geschwätz lassen. Die Hochzeit wurde bestimmt als am dritten Sonntag nach der Verlobung.

„Und nun will ich noch was sagen," versetzte der Karmer und schob das Weinglas vor sich hin.

„Franz, Ihr wollt' in das Häusel Eurer Mutter ziehen und arbeiten wie Euer Vater? Seht, das ist schön, aber es taugt nicht. Die Sorgen kommen später, ich möchte Euch gern so lang' als möglich davor bewahren. Man wird sich arg verwundern, daß ein Mann, wie Ihr, die Tochter eines Großbauers bekommt. Ich, der Karmer, aber sage, ich bin stolz darauf, daß Ihr sie begehrt. — Franz, gebt mir Eure Hand, ich hab' Euch lieb. Ich halt' Euch in Ehren seit dem ersten Sang, den ich von Euch gehört hab' und seit ich Euch näher kenne, seit ich das Lied von Eurer Mutter weiß, hab' ich Euch lieb. Und wenn Ihr jetzt mein Sohn seid, so sollt Ihr wohl arbeiten im Weinberg, aber nicht wie der arme Winzer, Euer Vater selig — ich hab' ihn gut gekannt — sondern wie es der Herr Jesus meint — im Geist und mit dem Herzen. Ihr sollt Lieder machen und schöne Märchen und Geschichten, die das Herz erfreuen. Auch dazu muß wer

auf der Welt sein und es sind doch so Wenige. Ich habe gehört, Ihr thut noch gern mit Büchern um und schreibt was Neues. So wollte ich Euch doch in meinem Haus die zwei Stuben, die gegen den Baumgarten hinausgehen, herrichten lassen und Euch bitten, daß Ihr fürlieb nehmt mit dem, was der Karmerhof bieten kann und daß Ihr arbeitet und studirt, wie es Euch zur Freude ist. Und ich möchte wissen, ob sich der Bauernhof nicht so gut seinen Dichter halten kann, als wie das Schloß und die Stadt!"

„Karmer! Schwieger!" rief jetzt Franz aus und schüttelte ihm die Hand und wurde ganz roth im Gesicht vor Begeisterung und machte den Mund auf, um seine Gefühle durch den Bart zu stoßen und brachte nichts hervor, als: „Karmer! Schwieger!" —

Am nächsten Tage gingen sie alle miteinander zum Pfarrer von Schlehnfeld. Der Karmer war wieder in seiner gewohnten Fröhlichkeit und fast vornehm ging er in seiner stattlichen Gestalt neben dem „alten Studenten" daher. — Wo ist ein Mann weit und breit, der einen lustigen Stromer zu seinem Tochtermanne machen kann? Keiner kann's. Wo ist der Bauer, der einen Liedermann zu seinem Schwiegersohne kriegt? —

Und das Lichtl! Was das hell brannte und rein und still und heiß! Und der sonst so kecke, übermüthige Franz, wie war er so zart und schüchtern und aufmerksam, und fast ehrerbietig gegen seine schöne Braut, als wäre sie keine Bauerndirne, sondern eine Prinzessin.

Als sie an den Pfarrhof kamen, schossen aus dem Thore zwei Menschen heraus und liefen, der eine rechts, der andere links, seitab.

Der Postmeister, der als Beistandszeuge mit unserem Pärchen war, konnte es nicht unterlassen, folgende Bemerkung

zu thun: „Da gehen Zwei hinein, die gern beisammen wären, und da sprangen Zwei heraus, die gern auseinander wären."

Der Färber und seine Frau waren es gewesen. Sie waren beim Pfarrherrn oben, um sich gegenseitig zu verleumden und die Ehescheidung zu erwirken. Der Pfarrherr hatte ihnen einen derben Straffermon gehalten, die Scheidung rund abgeschlagen und als sie Beide gegen ihn auf waren, ihnen die Thüre gewiesen.

„Ist das ein Vorbedeuten?" fragte das Lichtl den Bräutigam etwas beklommen, als die verfahrenen Eheleute vor ihren Augen auseinandergestoben waren.

„Ja, gewiß, mein Kind," antwortete Franz, „wenn schon das rostige Band so fest hält, an dem zwei Bestien nagen, wie der Hund an der Kette, wie muß erst das blanke, goldene Band halten, an welchem jeder leichte Schaden allsogleich im Liebesfeuer wieder festgeschmiedet wird."

„Du kannst Alles so schön und gelehrt auslegen," sagte sie, „ich kann mir's wohl immer denken, wie Du's meinst, aber aufrichtig, Franz, auf's Wort verstehen kann ich Dich nicht immer."

„Dann machen wir's so! Das ist die Weltsprache, die Jeder versteht." Er gab ihr einen Kuß, gerade als sie durch das Thor in den Pfarrhof traten.

„Es zeigt sich Alles gut," sagte der Postmeister zum Karmer.

„Gott sei Dank!" antwortete dieser, „aber mir thut doch das Herz weh."

* * *

Am Tage der Hochzeit, als das neue Ehepaar aus der Kirche trat, hielt der Franz seinem Weibe den Finger mit dem Ehering hin und auf letzteren weisend, murmelte er:

„Das ist der Grundstein,
Wo d Welt drauf steht,
Wer n rüttelt, kann machen,
Daß d Welt vergeht!"

Die Hochzeit war ganz, wie alle Bauernhochzeiten sind, so wollte es der Bräutigam. Er lud aber keinen seiner entfernten Freunde in der Stadt und auf Schlössern dazu ein, denn so Leute blasen und spreizen sich den guten Bauernsitten gegenüber allzugern auf, spötteln oder deuteln und verstehen doch nichts davon.

Bei dem Gesundheittrinken, wo Jeder mit dem Weinglase in der Hand sein Sprüchlein zu sagen hat, legte der Franz seinen rechten Arm um den Nacken des Lichtl, so daß der grüne Kranz auf ihrem Haar seine Stirn berührte und lispelte zu ihr:

„Vier Viertel ist ein Ganz's,
Und ganz Dein g'hört der Franz,
Und —"

Das Weitere konnten die Umsitzenden nicht mehr hören.

Als sie spät in der Nacht ihre Ruhe aufsuchten, sagte der Bräutigam wie zum „Gute Nacht" noch seiner Genossin:

„Leben und Sterben
Steht in Gottes Hand,
Aber todt und lebendig:
Beinand, nur beinand!

Im warmen Neſt.

Es iſt nicht ſchön, was vom Färber und ſeiner Ehefrau erzählt werden muß, daher ſei es recht kurz erzählt.

Zwar, es gehört nicht hierher, und doch! Neben dieſem Schatten war der Liebestag des jungen Paares auf dem Karmerhofe um ſo ſchöner. Der Franz zog aus der Ehe des Meiſters Färber manchen Gedanken, den er brauchen konnte, und — wie der Menſch ſchon beſchaffen iſt — er fühlte ſich in ſeinem warmen Neſte um ſo behaglicher, je froſtiger es anderswo zuging.

Die Färbersleute wollten einander ledig ſein, ſie wußten keine triftigen Gründe dafür und waren mit Eifer beſtrebt, ſolche zu ſchaffen und zu erfinden. Und Jedes wollte die Schuld auf den Gegenpart ſchieben, damit es die Nachtheile einer Scheidung nicht zu tragen brauche. Nun nahm ſich der Färber einen Doctor auf und die Färberin auch einen. Der Färber ſagte, er verlange von ſeiner Frau ein Liebespfand. Die Färberin ſagte, als ſie im zweiten Jahre der Ehe mit Segen gegangen, da habe der Mann davon nichts wiſſen wollen und ſie mit widerlichſter Eiferſucht gemartert. Da ſei wie zu einer Strafe Gottes die gute Hoffnung wieder verſchwunden — die gute Hoffnung nach einer glücklichen Ehe — und ſeither nicht wiedergekehrt.

Die Leute waren wohlhabend; er war ein guter Geſchäftsmann, ſie eine gute Hauswirthin, aber es war ein hölliſches Verhängniß: ſie konnten ſich nicht in's Geſicht ſchauen. Jedes wurde aufgeregt, trotzig und gereizt, wenn es das Andere ſah, aber Jedes hütete ſich, dem Andern Leides zuzufügen — denn ſo rieth es der Doctor zu beiden Seiten. Hingegen war es geſtattet und vielleicht auch warm empfohlen,

durch harmlose Mittel das Andere zu reizen, unter allen Umständen aber auf den Lebenswandel des Andern ein wachsames Auge zu haben. Leider aber war weder in seinem, noch in ihrem sittlichen Verhalten weiters ein Verstoß zu finden — es gab kein Ehepaar in der unteren Schlehn, das nach außen hin sittsamer dastand, als das Färberische.

So hieß es denn in Geduld warten, bis sich was ergebe. Der Vagabunden-Franz mischte sich einmal drein und rieth dem Färber, er möge doch frischen Muth haben und — wenn er sein Weib schon nicht wolle — endlich einen massiven Scheidegrund machen, sonst sei Gefahr in Verzug.

„Welche Gefahr?"

„Daß Euch das Beisammensein zur Gewohnheit wird. Nachher ist nichts mehr zu machen."

Der Spötter!

Freilich, der Franz hatte leicht spotten, ihm ging's so gut! Er bewohnte mit seinem Lichtl zwei schöne Stuben mit der Aussicht in den Obstgarten und auf die waldigen Berge. Was, die Aussicht! er sah doch nicht hinaus, er sah sein Lichtl an; wie gefiel's ihm gut, wenn es ruhig brannte, und doch entfachte er es bisweilen zur Flamme, die wild und groß und gefährlich war wie ein vom Himmel fallender Stern.

„Es ist doch um das Lieben
Ein wonnigliches Ding fürwahr!
Man treibt und wird getrieben,
Macht Narren und ist selber ein Narr.
— — — — — — — — — — —
Das Suchen und das Finden,
Das Wenden und das Winden,
Das Bändigen und Binden —
Wem das nicht tief zu Herzen ging!
's ist doch ein wonnig Ding!"

So sang er damals.

In den ersten Monaten war sein Geist wie betäubt gewesen, „betäubt von frischem Erdengeruch des aufwirbelnden Herzens." Dann kam allmählich die milde Ruhe und die Abklärung; er ging in den sonnigen Weiten um, und dichtete, er weilte auf seiner heimlichen Stube und arbeitete. Er studirte und schrieb und der Karmer hütete seine Wohnung, daß kein Lärm und Unfrieden den Franz störe. Dem Hirten war verboten, die blökende und schellende Herde an den Fenstern des Schaffenden vorbeizutreiben; den Knechten war an den Feierabenden — als der Zeit, da Franz am liebsten arbeitete — nicht gestattet, sich im Baumgarten herumzubalgen. Dem Lichtl fiel es auf, warum der Fuhrmann nicht mehr mit der Peitsche knatterte, wie er das sonst so gerne und lustig gethan hatte, und so kamen sie dahinter, daß ein Verbot darauf liege. Es wurde erst wieder anders, als Franz hoch und theuer versicherte, daß ihm bei Herdenschellen, Peitschenknallen und Knechtejodeln die Arbeiten, die er mache, viel besser gelängen, als in der Klosterstille.

Aber der gute Großbauer blieb unermüdlich in seiner Fürsorge, die Muse nicht zu verscheuchen, die eingegangen war unter sein Dach. Der Franz durfte sich weder kümmern um Küche und Keller, noch um ein anderes Bedürfniß, so daß er einmal zum Karmer sagte: „Ich muß Dir zu verstehen geben, Vater, daß man Dichter nicht zu mästen pflegt."

Auf das entgegnete der Karmer, daß es auf der Bauernschaft nicht der Brauch wäre, ein Hausgeschöpf, sei es Mensch oder Thier, Hunger leiden zu lassen. Doch werde er seinen Hammel schon ausnützen. Hernach fragte er, ob es nicht erlaubt wäre, einmal zuzuhören, wenn er — der Franz — dem Lichtl die neuen G'schriften vorlese?

Wie freute sich Franz über diese Frage und so saß denn der Bauer manchen Abend in der Stube seines Schwiegersohnes, und dieser las seine Studien und Schöpfungen vor. Dabei schaute denn der Vater unverwandt seiner Tochter in's Gesicht und nach ihren Mienen beurtheilte er das Vorgelesene — lachte, wenn sie lächelte, war ernsthaft, wenn sie es war. Sie — die Frau dieses gelehrten Mannes — mußte seine Schriften wohl verstehen, und begriff er sie nicht, so war er eben dafür ein Bauer, und je weniger er ein Stück verstand, um so höher und gelehrter mußte es wohl sein, und um so inniger freute er sich und war stolz auf seinen Mann. Bisweilen, so hoffte er, würde der alte Vagabund doch wieder ein lustiges Lied haben, oder eins, das zu Herzen geht. — Aber thatsächlich — der Vogel sang spärlicher, seit er bei Zucker und Brot so warm im Bauer saß.

Einmal fand das Lichtl auf dem Tische ihres Mannes ein angefangenes Lied:

„Mir thut das Herz so weh,
Wenn ich der Zeit gedenk' —"

Nichts weiter. Am nächsten Tage fehlte das Blatt.

Zur selben Zeit war es, als der junge Töpfer Hieronymus aus Schlehnfeld im Karmerhofe vorsprach. Er wendete sich vor der Hausthür an den Bauer: Ob der Herr Franz daheim wäre?

„Was wollt' Ihr denn von ihm!" fragte der Kramer, der den Schwiegersohn eben in seiner Arbeit wußte und ihn nicht stören lassen wollte.

„Wisset, Karmerhofer," entgegnete der Töpfergeselle, „ich sag's nicht gern, aber — so ein Gedicht thäte ich für wen brauchen und weil der Franz so schön allerlei zusammenreimen kann —"

Da unterbrach ihn der Bauer, ob man denn glaube, sein Herr Sohn verlege sich auf das Reimefabriciren? Der arbeite nicht auf Bestellung, so wie der Schuster und Schneider, er habe was Besseres zu thun.

„Soll's ein Liebsg'sangel sein?" rief der Franz zum Fenster herab.

„Maria und Josef!" hauchte der Töpfer, „da oben reckt er ja den Kopf herfür."

Der Franz trillerte:

„So viel, als da Wörtl
Stehn auf dem Papier,
So viel han ich Seufzer than,
Seufzer zu Dir!

Ist das recht?"

„Franzl, sing' weiter!" bat der Töpfergeselle.

„Und mehr, als is gflossen
Tinten aufs Papier
Han ich Thränen vergossen,
Schware Thränen zu Dir.

Und wollt ich Dir sagen,
Was ich Tag und Nacht denk,
Hätt ich Seufzer und Thränen
Und Tinten viel z'weng."

„Das brauch' ich, das kann ich schon brauchen!" jubelte der Töpfergeselle, „zuck' (höre) nur nicht auf!"

„Und wollt ich Dir klagen
All mein Lieb und mein Leid,
Siebn Elln wurd er lang, der Brief,
Siebn wurd er breit!

Und so bschließ ich mein Schreiben
Und petschir's mit ein Kuß,
Und es wird Dir treu bleiben
Dein Hieronymus."

Der Töpfer war entzückt. Also gar auf seinen Namen lautete das Gedicht. Auf ein Blatt geschrieben trug er es nach Hause, um es sofort an die richtige Adresse zu befördern. Und zwei Wochen später war der Franz Besitzer eines kunstreichen Kruges mit weißer Glasur, zwei rothen Herzen und den zierlich geschriebenen Worten: „Dem Herrn Dichter." Aus diesem Kruge trank Franz manches neue Lied, denn es kam eine Zeit, da er zu frohem Sange von außen hinein begeistert werden mußte.

Als der Frühherbst da war, die schönste Zeit des Wanderns, wurde der alte Vagabund in seinem friedlichen Daheim von Tag zu Tag unruhiger.

Schon früher hatte er dem Lichtl öfters von seinen alten Freunden und Studiengenossen erzählt, die draußen in Städten oder Märkten, oder auf Landgütern und Schlössern wohnten und manche unter ihnen ihn mit seiner jungen Frau auf einen Besuch eingeladen hätten. Das Lichtl hatte stets dafür gedankt, sie sei nicht für so weite Reisen, auch könne sie sich zu den Herren nicht schicken und ihr sei es am liebsten daheim. Auch der Karmer hatte gerathen, der Franz möge für dieses Jahr sich daheim ausruhen und wohl sein lassen, und wenn er gerade einen besonders lieben Bekannten habe, so sei er jetzt ja in der Lage, ihn zu sich einzuladen, ihm, dem Karmer, würde jeder bescheidene Gast willkommen sein. Und der goldherzige Mann verdoppelte seine Güte und Aufmerksamkeit; auch der mittlerweile auf Urlaub heimgekehrte Sohn des Bauers gewann seinen Schwager bald lieb und erwies ihm

allerlei Artiges. Es waren lauter warme Herzen, die den Vagabunden-Franz umgaben.

Das Gesinde des Hofes hatte aber seine besonderen Ansichten: So was würde man nicht bald wieder finden, wie diesen Franz, zuhalb Stadtherr, zuhalb Bettelmann — arbeitet nichts und lebt wie ein Prinz.

„Dennoch kommt er mir nicht mehr so lustig vor, wie voreh," bemerkte eine der Mägde. —

Und eines Abends legte der Franz seinen Arm um das Weib und sagte: „Lichtl, ich mag nicht mehr."

Sie schwieg, er auch. Nach einer Weile sagte er: „Lichtl, ich muß — ich muß fort. Da wird mein Blut zu Blei, des Hauses Umfriedung zu Ketten, ich möcht' schreien einen Schrei, daß sie kommen und mich retten!"

„Jesus, Maria, Mann, was hast Du für Gedanken?" fuhr das Lichtl auf. Er sah sie überrascht an: „Gedanken? Hab' ich laut gedacht? Dann war's ein Gedicht."

„Franz," bat sie, „sei aufrichtig mit mir, Du hast was auf dem Herzen!"

Er starrte auf den Tisch hin, seine hohe Stirne wurde roth, sein rückwärts wallendes Haar zitterte.

„Ja!" rief er endlich, „ich will fort, ich muß fort, aber Du mußt mit mir. Wir besuchen meinen lieben, alten Freund Berger in der Arch, er hat dort ein Landgut, er hat mich schon so lange und so liebevoll eingeladen. Das ist ein prächtiger, alter Junge, er wird Dir gefallen. Und wir besuchen endlich einmal den wackeren Edelknaben, den Grafen auf Stoßberg — ich bin bei ihm wie daheim. Vor dem brauchst Du Dich nicht zu fürchten, das ist ein Ritter vom Fuß bis zum Kopf, der weiß nichts von bürgerlich und adelig, ist ein alter Student geblieben und der am besten zecht und minnt

und pürscht und dabei ein ehrlicher Kerl ist, der ist sein Freund. O, was freue ich mich, Dich endlich wieder zu umarmen, Du gutes, altes Haus!"

Das Lichtl sagte nichts. Und am andern Tage theilten sie es dem Vater mit, sie wollten eine Reise thun.

„Mein lieber Vagabund," sagte der Karmer ernsthaft und hielt den Franz an der Hand, „ich laß' Euch ohne Sorgen fort, ich will mir denken, es ist die Hochzeitsreise. Aber gieb Acht, daß Dich der Vagabundenteufel nicht packt, er kennt Dich allzugut. Zu einzeln tanzt sich's lustig hin und Du, der Heimatlose, warst überall daheim, wo sie Dein gutes Wort verstanden haben. Aber zu Zweien ginge jeder Schritt in's Blaue hinein dem Verderben zu. Ich wollt's nicht erleben, meine lieben Kinder, daß Ihr noch einmal in jenem Zustand zurückkämet, in welchem Eins von Euch schon einmal heimgekehrt ist. Ich will jetzt nicht sagen: Franz, leg' ab und bleibe; ich kann mir's denken, wie Dir's um's Weite ist. Ich will auch nicht sagen: Laß Dein Weib daheim; sie soll mit Dir auf alle Wege, und wär's in's Elend; Mann und Weib gehören zusammen, wie der Doppelkern in einer Nuß. — Jetzt zählen wir Maria Geburt; bis zu Micheli, verhoff' ich halten wir zusammen das Erntemahl."

Neues Vagabundenleben.

„Gott sei Lob und sei Dank,
Ich bin frei, ich bin krank!"

So jauchzte er auf, der Vagabunden-Franz, als er auf der Straße hinter Schlehnfeld dahinschritt.

Neben ihm ging sein Lichtl. Sie war still. Ihr thaten schon die Schuhe weh, aber sie wollte es ihm nicht sagen, sie wollte seine Lust nicht verderben, und die Schuhe hatten eigentlich noch gar kein Recht zu drücken, waren sie doch erst kaum eine Stunde gegangen.

Sie wird später ja fahren, aber er läßt sich das freie echte Wandern nicht nehmen. Das Ranzel am Rücken, den Stock in der Hand und

Funklnagelneue Stiefel,
Die Taschen voll Geld,
Und mei Vater hat gsagt:
Bua, jetzt betracht d Welt!

Das Weib war bald glücklich auf einen Wagen gebracht. „Zu Lehmdorf, Lichtl, steigst aus, beim Fuchsenwirth warteſt auf mich."

„Will's schon halten. Uebergeh' Dich nicht, Franz!"

Der Wagen rollte davon, der Vagabund pfiff und sang und trat mit den Füßen den Tact dazu.

„A Lebn voller Freuden
Führ ich auf der Welt,
Mein Zimmer is d Leiten,
Mein Haus s weite Feld.

Meine Wänd, meine Fenster
Sein die Bäum grün und frisch,
Stein und Stock meine Stühl,
Meine Knie sein mein Tisch.

Auf dem les ich und los ich,
Drauf iß ich und schreib,
Drauf hutschad (schaukelte) ich die Kinder,
Wann ich s hätt, zsammt den Weib.

Da Wind is mein Knecht,
Fleißig schon, aber dumm,
Er blattelt wohl um,
Aber selten is s recht.

Meine Köchin, d Frau Sunn,
Dient mir treu ohne Lohn,
Und mein Kellner, der Brunn,
Nimmt kein Trinkgeld nit on.

Linde Waserl, feine Graserl,
Zum Liegn findt ich gnua,
A gsunds Fell über d Seel,
Mit dem hüll ich mich zua.

Statt n Spanlicht brenn ich Mondlicht,
Statt n Kerznlicht Stern!
Bin begierig, wann ich stirb,
Was s mir anzündn wern.

Wer möcht sich drum kümmern
Und wunderli sein,
So Heilign, wie ich
Geben selten an Schein!"

Solche Lieder sprudelten jetzt aus ihm hervor — ein Quell aus dem Felsen, den ein Moses mit dem Wanderstab berührt hat. Jetzt war Franz wieder in seinem Element und so ging es nun fort tagelang — sein Lichtl theils zu Wagen, theils zu Fuß — bis sie endlich die Arch erreichten, wo der alte Jugendfreund Berger sein Landgut hatte.

Als sie dem stattlichen Hause nahten, sah Franz seinen Freund schon am Fenster stehen, er winkte mit der Hand hinauf: „Grüß' Dich, grüß' Dich, alter Freund, wir sind da!" Doch jener war vom Fenster zurückgetreten und hatte es

nicht gesehen, nicht gehört. Sie gingen in das Haus, ein Diener trat ihnen in den Weg, was sie begehrten?

„Melden ist nicht nöthig, wir gehen zum Hausherrn."

„Ich darf Fremde nicht vorlassen."

„So sagt, der Vagabunden-Franzl ist da — und mit ihr." —

„Jetzt paß auf," schmunzelte der Franz zu seinem Weibe, „Der wird eine Freude haben!"

Der Diener kam zurück und sagte: „Der Herr ist nicht zu Hause."

„Aber ich sah ihn ja vorhin am Fenster," wendete der Franz ein.

„So wird er seither ausgegangen sein."

„Das ist nicht möglich, wir hätten uns an der Thür treffen müssen."

„Wenn ich sage: er ist nicht zu Hause, so ist er nicht zu Hause. Adieu!"

Da schlichen sie davon und der Franz war gar kleinlaut. Das Lichtl wollte ihm seine Vertrauensseligkeit verweisen, aber er dauerte sie und da hub sie an und zog höllisch gegen diesen Herrn Berger los, der seinen besten Freund in's Haus lade, um sich vor ihm verleugnen und ihm die Thür weisen zu lassen.

„Nein," meinte der Franz, „so ist er nicht, er mag wirklich durch eine Hinterthür davongegangen sein in die Wirthschaftsgebäude, auf die Aecker, mein Gott, so ein Mann hat auch seine Geschäfte und Sorgen. Gieb Acht, Lichtl, er reitet uns nach oder holt uns mit dem Wagen ein — denke Dir den Spaß!"

Aber der Herr Gutsbesitzer kam weder geritten noch gefahren, sie kehrten in einer Schenke ein und es war von ihm weiter nicht mehr die Rede.

Das Lichtl schlug vor, umzukehren, aber der Franz bat sie, sie möge ihm die Freude gewähren, den alten, treuen Busenfreund auf Stoßberg wiederzusehen. Sie waren doch kaum mehr eine Tagreise von der alten Grafenburg entfernt. Das Lichtl gab sich drein und machte den Gatten nur noch aufmerksam, daß die Reisecasse der Erschöpfung nahe sei.

„O, Du gutes Kind!" rief der Franz, „das laß Dir keine Sorge sein; überall, wo ich meinen Namen nenne, finden wir ein gedecktes Tischlein."

Einmal wurden sie von einem Landwächter angehalten und um den Paß befragt. Das Lichtl schämte sich halb zu Tode — wie mußten sie schon aussehen, daß in einer so ruhigen Zeit, in einer so sicheren Gegend eine solche Frage frei war! Aber der Franz sagte: „Seit wann haben denn Vagabunden einen Paß? Na, schaut mich nur einmal recht an."

„Ich kenn' Euch nicht," brummte der Landwächter.

Da begann der Franz zu trillern:

„Alleweil kreuzlusti
Und trauri gar nia,
Ih steh da, wia da Kerschbam
In ewiger Blüa!"

„Der Franzl, der Franzl!" rief der Landwächter aus, „Dich kennt man wie den Vogel am Singen; aber so fein beieinander bist jetzt, daß Du völlig fremd ausschaust."

„Aha, hier zu Land hält der Landwächter nur die feinen Leut' an."

„Na, ist schon gut, Franz, Du brauchst keinen Paß, bist ja, wie das schlecht' Geld, überall bekannt. Wer ist denn Die da?"

„Dem schlechten Geld sein Weibel."

Er ließ sie wandern.

„Franz," sagte das Lichtl und weinte in ihr Sacktuch, „ich komm' mir vor, wie eine verlorene Seel'."

„Laß' Zeit, bis wir beim Grafen sind," tröstete er sie, „dort rasten wir aus, lassen uns gut geschehen, so lang's uns freut."

Und am selbigen Abend kamen sie auf Stoßberg an. Der Graf hatte Gäste, die schon zu den Herbstjagden angekommen waren, es ging lebhaft zu im Schloßhof, und Mensch und Hund trollte sich lustig durcheinander. Der Graf war ein Mann „in den besten Jahren," diese besten Jahre währen bei Herren seinesgleichen, bis das Zipperlein kommt. Edelmann, Weltmann, Lebemann, diese drei Männer hatte — wie man sagt — der Graf Stoßberg unter seinem Hütlein beisammen.

Er empfing den Franz sehr höflich und zuvorkommend, stellte ihn den Gästen als den „Liederdichter Franz von Schlehnfeld" vor; Mancher trat auf ihn zu, um ihm verbindliche Worte zu sagen; er schlug seinen gemüthlichen Ton an, wollte aber Keiner recht darauf eingehen. Der Graf wollte mit dem vor Verlegenheit überaus ungeschickten Lichtl ein kleines Gespräch anfangen, versuchte es in schäkerndem Tone, war gar freundlich und herablassend und sagte ihr allerlei Artiges, aber sie knüpfte fortwährend an ihrem Handbündelchen und that, als wäre der Knoten an diesem Bündelchen die Hauptsache auf der Welt.

Dann wurden sie bewirthet, aber nicht mit den anderen Herrschaften, sondern im Gesindehaus. Der Franz machte sich Hoffnung auf einen fröhlichen Abend und bereitete in sich schon allerlei Schwänke und Schnaken vor, womit er die Gesellschaft zu unterhalten gedachte. Da kam ein Diener und

brachte die Nachricht, daß der Herr Graf meine, die zwei Leutchen möchten von dem weiten Wege müde sein und so würde ihnen unten in der Hube eine Nachtherberge angewiesen werden.

Ein halbes Stündchen später kauerten der Franz und sein Lichtl in einer düsteren Scheunenkammer des Bauernhauses, das am Fuße des Schloßberges stand und die Hube geheißen war. Die Kammer duftete von frischem Stroh, das an einer Wand aufgeschichtet war; auch die Liegerstätten bestanden aus Stroh, das mit grober Leinwand überzogen worden. Franz war verstimmt über diesen Empfang beim Grafen, aber als er sich zur Rast legte, sagte er: „Das Bett ist nicht schlecht."

„Mein's daheim im Karmerhof wäre mir lieber," bemerkte das Lichtl.

„Weil Dir nichts recht ist!" fuhr er jetzt plötzlich gegen sie auf. „Weil Du auf der Reise Ansprüche machst, als wie eine Fürstentochter und meinst, der Graf müßt' uns mit Musik in's Schloß geleiten lassen und in seinem Rittersaal unsertwegen eine Mahlzeit geben und was weiß ich für Sachen!"

„Das magst wohl Du erwartet haben, Franz, ich nicht," so antwortete sie und barg ihr Gesicht in das Kissen.

Als es schon finster und still war im ganzen Hause und draußen nur der Bach rauschte, wurde der Franz erst inne, daß er seinen Zorn gegen den Grafen an einer ganz Unschuldigen ausgelassen habe. Er legte seine Hand zu ihr hinüber und sagte: „Gute Nacht, Lichtl, morgen reisen wir heim zu."

Sie erwiderte warmherzig das Gute Nacht — dann schliefen sie ein.

Am andern Morgen, als sie sich hastig zur Abreise rüsteten, kam vom Schlosse herab wieder der Diener: „Der Herr Graf läßt sagen, wenn der Vagabund gut ausgeschlafen hätte, so solle er sich aufmachen und mit auf die Jagd gehen."

„Siehst Du!" jubelte der Franz zu seinem Weibe, „das ist mein Graf, das gemüthliche, alte Haus! Oh, er kommt auch noch darauf, daß wir Duzbrüder sind. Ja versteht sich, daß ich dabei bin. Ich laß dem Herrn Grafen einen guten Morgen sagen und eine gute Stund', einen guten Anblick und einen guten Hund, ein gutes Pulver und ein gutes Blei. Ich komme glei'." —

Der Franz war über das Lebenszeichen seines alten Freundes in hellen Freuden.

„Was nur ich dieweilen anfangen werde?" meinte das Lichtl.

„Dir wird die Zeit zu kurz. Du schaust Dir die Schießstatt an und die Kugelbahn; findest auch nicht bald eine, wie die da oben. Wirst an der Wand Einen aufgeschrieben sehen, der vor sieben Jahren am Jakobitag alle Neune schob! Kennst ihn gut, Denselbigen! Nachher laßt Dir im Schloß die schönen Zimmer zeigen."

„Nicht einen Schritt in's Schloß!" versetzte das Lichtl, „ich pfeif' auf Dem seine Zimmer!"

„Wirst Dich schon unterhalten, behüte Dich Gott, Schatz!" Verließ sie und ging mit den Jägern.

Es ging lustig zu auf der Jagd. Der Franz schoß nichts, machte aber ein paar Waidmannslieder, die man im Lager bei Wein und Branntwein nach bekannten Arien sang, wo man den „ewig jungen Sohn in Apollo und Weltvagabunden" mit rasendem Geschrei „leben" ließ. Schade

nur, daß es so nicht dauern wollte; bald zerstreuten sich die Jäger wieder im Gebirge und der Franz wollte nicht begreifen, wie ihnen die Thierhetze besser gefallen konnte, als Wein und Gesang. Ganz allein lag er nun im Waldschatten da und so blieb er liegen und schaute zwischen den hohen Tannen in den blauen Himmel hinein.

„Urgroß ist Waldesruh'!"

Ganz allein kehrte er im Abenddunkel in's Thal zurück. Das lag im rothen Scheine. Am Fuße des Schloßbergs brannte das Haus. Es brannte lichterloh und die Rauchwirbel umhüllten das stolze Stoßberg. Mit Löschen befaßte sich Niemand, es war zu spät.

Die Leute umstanden ein Weib, welches an einem Steine kauerte. Bei dem Scheine des Brandes erkannte der Franz sein Lichtl.

Er fuhr drein: was hier vorgehe?

„Sie hat die Huben angezündet!" riefen mehrere Stimmen.

„Das ist erlogen!" schrie der Franz.

„Mein lieber Mann," sagte das Lichtl traurig, „es ist wahr."

„Hinweg da!" rief er und öffnete sich mit seinen Ellbogen eine Gasse zu ihr. Er hob sie vom feuchten Boden auf, da sank sie an seine Brust und brach in ein Weinen aus, daß es allen Anwesenden an's Herz ging.

„Sei still, sei still," beruhigte er sie, „es ist aus Unvorsicht geschehen."

„O nein," sagte sie, „ich hab's mit Fleiß gethan."

„Lichtl! Bist Du wahnsinnig geworden?"

„Mir scheint es selber. Ich will Dir wohl Alles sagen, Franz, denk' nur nichts Böses von mir. — Schau, daß ich

so ganz allein war! — Wie es finster wird, sitz' ich in der Kammer beim Kerzenlicht und ist mir um's Herz, als wärest Du in einer Gefahr und als sollt' ich was beten. Das Haus ist so verlassen gewesen. Auf einmal geht die Thür auf und ein großer Mann steht vor mir, hat eine Larve an. Ich spring auf und frag' ihn, was er will. Steht nicht lang an, so weiß ich's. Wer hilft mir? Das Schreien ist umsonst — wie komm' ich aus! Da kommt mir der Gedanke: das Feuer muß mir helfen, lieber verbrennen! Ich fahr' mit der Kerze in's Stroh. — Er springt hinaus, ich lauf' auch davon. — Da hast Du mich noch einmal, Franz, aber verlaß mich nimmer!"

„So wird er mit Dir in den Arrest müssen!" drohten die Leute.

„Zehntausendmal lieber," rief der Franz, „als noch eine Stunde hier verbleiben!"

Ehe vom Hause die letzten Brände einfielen, kam vom Schlosse herab der Befehl: Für den Brand sei Niemand verantwortlich zu machen, aber der Landstreicher möge mit seinem Weibe sofort die Gegend verlassen, sonst könne für nichts gebürgt werden.

Jetzt hat der Franz aufgelacht — aber so seltsam aufgelacht, daß es war, wie ein wildes, gewaltiges Lied. Er nahm das Weib an seine Seiten — dann gingen sie heim.

Zerfahren und erschöpft kamen sie nach Tagen von dem Besuche bei ihren „lieben Freunden" nach Schlehnfeld zurück.

„Nu, wie ist's ergangen?" fragte der Karmer, seine Kinder mit offenen Armen empfangend, „seid wohl überall recht gut aufgenommen worden?"

Da faßte der Franz den Schwiegervater bei der Hand: „Jetzt hab' ich wieder ein neues Liedl:

„Viel g'habt habn und nix mehr,
Das nimmt den Muth;
Viel gweſt ſein und nix mehr,
Wie weh das thut!

Und noch eins:

Die Heimat und d'Herzen
Reißt nix auseinand,
Ih bau' mir mein' Himmel
Daheim in mein' Land!"

Jetzt ging's.

In der unteren Schlehn gab's eine Neuigkeit. Die Färbersleute laſſen ſich nicht ſcheiden, ſie bleiben beiſammen.

Es war endlich durchgeſetzt, die Scheidung konnte von beiden Theilen verlangt und vollzogen werden. Aber der Proceß hatte das Vermögen der beiden Theile verſchlungen. Und nun ſie arm waren, wußte Eines ohne das Andere nichts Rechtes zu beginnen; ſie bedurfte eines tüchtigen Arbeiters, er bedurfte einer häuslichen Wirthin — ſo blieben ſie beiſammen. Um das Ding aufzuputzen, ſagten ſie; ſie hätten in Glück und Freud beiſammen gelebt, ſo wollten ſie ſich in der Noth nicht verlaſſen.

Jetzt hatten ſie andere Sorgen, als ihre Ehe, jetzt ging's. Sie wußten es nun ſelbſt nicht mehr zu ſagen, welcher Teufel ſie denn eigentlich geritten hatte. Sie hätten ja gewiß gerne zuſammenbleiben wollen, aber zuſammenbleiben müſſen, das war für zwei Trotzköpfe eine zu harte Sach'.

Jetzt hatten sie sich freiwillig wieder begeben, jetzt ging's — jetzt geht's.

Und unsere lieben Vagabundenleut'? Sie wollten, als der junge Karmer das Gut übernahm, in ihr Winzerhäuschen ziehen, aber im Karmerhofe ließ man sie nicht fort. „Schwalben, Dichter und Störche sind für das Haus allzeit ein Segen!" sagte der alte Karmer und der junge sagte es auch.

Im nächsten Frühjahre mit den Schwalben kam vom Landesfürsten eine goldene Ehrenmünze für den Sänger Franz von Schlehnfeld; im nächsten Herbste kam der Storch.

Da saß die junge Mutter mit dem lieben Kind an der Brust und da neigte der Franz sich nieder, schlang den Arm um sie — und — blieb stumm.

Es giebt kein Wort, es giebt kein Lied dafür.

Friede den Menschen.

In einer entlegenen Dorfkirche des Gebirges wurde die liebe Christnacht gefeiert. Ein unermeßliches Meer von Schneeflocken wogte, wirbelte nieder auf das kleine Dorf. Aus den Kirchenfenstern ging der Lichterschein, daß die Flocken des Gestöbers aussahen, wie hellrothe Blüthen, die da als aus einem ewigen Frühlinge niederglitten auf die steilen Dächer der Menschenwohnungen, auf die Hügel des Kirchhofes, unter denen vielleicht Mancher schlief, der vor einem Jahre noch im Gotteshause das freudenreiche Weihnachtsfest mitbegangen.

Wohl war auch heute die Kirche voll von Menschen, und sie waren fröhlich, als wäre kein Einziger aus ihnen noch hingegangen; denn so bitter der Mensch in der Regel auch klagt über ein hartes, ungerechtes Geschick: ist der Schlag vorüber, verzeiht und vergißt er leicht das Weh.

So goldenhell war der Kerzenstrahl in der festlich prangenden Kirche; die Orgel klang im hohen Tone der Freude und in ihrem Präludium erscholl allerlei Jauchzen. Schäferlieder hörte man hervorklingen als wäre die Zeit des heiteren, sonnigen Lenzes.

Und als am Altare das Evangelium gelesen wurde von der Abstammung Jesu, des Sohnes Abraham's, des Sohnes

David's, da tönte in ernstem Wiegen die Glocke vom Thurme weithin in das nächtige Gebirge, daß in den einsamen Häusern die Hüter und die Kranken des Heiles Botschaftszeichen vernähmen. Und als der Priester ehrfurchtsvoll den Kelch entblößte, da huben auf dem Chore zwei Mädchenstimmen an, das Krippenlied zu singen:

„Heilige Nacht! Engel und Selige loben!
Und von dem Himmel dort oben
Strahlet unsterbliche Pracht.

Heilige Nacht! Uns zu erquicken, die Armen,
Hat des Erbarmers Erbarmen
Dich uns zum Tage gemacht.
Süß ist Dein Schlummern dem Müden,
Süß ist den Streitern Dein Frieden,
Den Du auf Erden gebracht,
Du liebe, Du heilige Nacht!" —

Und als die Musik in zarten Tönen ausgeklungen war, da stieg der Priester, die Stola noch kreuzweis' über die weiße Alba gelegt, auf die Kanzel und sagte zum Weihnachtsgruße folgende Worte:

„Freuet Euch und frohlocket, denn der Welt ist Heil widerfahren. Euch ist in der Stadt David's der Heiland geboren, der Euch von der Drangsal erlösen wird. Er hat Euch gebracht von seinen Himmeln den Frieden und die Liebe. Er hat Euch von aller Ungerechtigkeit erlöset. Er hat Euch zu Erben des ewigen Lebens gemacht. Er ist der ewige Mittler und König, und die Jahre seiner Herrlichkeit werden nicht enden. Ehre sei Gott im Himmel und Friede den Menschen auf Erden!"

„Ha, ha, ha!“ brach jetzt plötzlich im rückseitigen Schiffe der Kirche eine schauerliche Lache aus. „Wer schwätzet da von Liebe und Frieden? Thu' die Augen auf, geweihter Mann, thu' die Augen auf! Siehst Du nicht die Bleikugeln in den Wänden dieser Kirche? Schon bald zweitausend Jahr ist's, seit Ihr dieselbe Narrheit redet. So steigt herab und zeigt mir's, wo ist die Lieb'? Wo ist der Frieden?“

Der Priester erblaßte, die Leute erhoben sich und drängten gegen eine finstere Nische, aus welcher die Stimme gedrungen war. In derselben stand ein Bettelmann in dürftiger Hülle. Man hatte ihn schon Tags vorher in der Gegend herumhinken gesehen; er ging auf zwei Krücken, er war betagt, gebeugt und gramerfüllt. Vor den Thüren der Häuser stand er still oder setzte sich auf eine schneebestäubte Bank.

Er bat um keine Gabe, man wußte nicht, woher er kam und wer er war. — Dieser Mann hatte die Gotteslästerung gesprochen.

Bald hatten ihn jetzt ein paar Burschen gefaßt, um ihn aus der Kirche zu führen.

Er ging gerne. Draußen aber, auf einem neuen Grabhügel, blieb er stehen und rief:

„Gestern erst haben sie da Einen verscharrt, der bei einem Wirthshausstreit erschlagen worden. Und das ist meine Kanzel, und ich wollt', meinen Schrei möchten sie hören in der weiten Welt. Leut', ich seh' den Frieden nicht! Eine Schmach, daß wir uns die Kindermär' immer noch predigen lassen. Soweit Dein Herz mag suchen, soweit Dein Gedanke kann fliegen: Unlieb', Unfried' in aller Welt und überall und in Allem und auf ewig!“

Wüstes Schneegestöber umtobte den Mann, der in dem Scheine einiger unstät lodernden Fackeln auf dem Hügel stand.

Leute hatten sich um ihn versammelt, und Einer fragte ihn, ob er närrisch sei?

Da schwieg der seltsame Mann einen Augenblick und dann sagte er fast weichmüthig: „Ich bitt' Euch um Verzeihung. Ich habe nicht die Absicht gehabt, Euch in Eurer Andacht zu stören oder Euren Pfarrer zu beleidigen. Ich bin ja auch in die Kirche gegangen, um zu beten, aber wie ich — — ach, lasset, lasset mich!"

„Lasset ihn nicht!" riefen Mehrere, „verantworten muß er sich."

„Es bringt mich nichts so auf," schrie der Bettelmann, „als wenn ich ein Wort muß hören, und immer muß hören, von dem ich weiß, daß es nicht wahr ist. — Ich hab' mich heut' recht zusammengenommen; schau, Hans, sag' ich zu mir selber, heut' ist die Christnacht. Viele Millionen Menschen halten sie höher, als alle andern Feste im Jahr', so muß doch was d'ran sein. Versuch' heut' auch Du das Beten einmal, Hans, vielleicht kommt doch ein Trost über Dich. — Leute, versucht hab' ich's wohl, aber wie ich das alte Lied von der Lieb' und vom Frieden vernehm' und es wenden will auf mich und mein Leben, da ist jählings wieder der Jammer über mich gekommen. — Ja, freilich wohl werd' ich närrisch sein, freilich wohl; hab' ich's aber verdient, daß just mir das Licht wird ausgeblasen? Das möcht' ich wissen!"

„So kommt nur unter Dach, armer Mann," mahnte ein mitleidiger Greis, und hast was zu reden, so red?"

„Als ich noch jung bin gewesen, Leut'," sagte der Bettler heiser, „da ist mir auch das Herz warm geworden bei dem Weihnachtsspruch, hab' ja doch, wie so ein schwärmerisch' Blut schon ist, allenthalben Lieb' und Frieden gesehen. Bald ist's anders gekommen; die Welt hat mich brav gehechelt, nichts

als Unfried' hab' ich erfahren. — Studirt hab' ich. Bin schon nah' an der Hochschul' gewesen — wollt's zu was bringen, um den Menschen recht nutzbar zu sein. Da bricht ein Krieg mit den Welschen aus; der hat mich von meinen Bestrebungen gerissen, hat mich zum Krüppel gemacht. D'rauf haben sie mich als Zöllner an die Grenze gestellt. — Jetzt hab' ich's mit der Lieb' wollen probiren, mit der, die gar allen Leuten gegeben ist, auf daß die Unlieb' nicht ausstirbt... hab' ein Weib genommen. Da ist's erst über mich gefahren. Einer meiner Söhne ist in Schleswig-Holstein gefallen; ein zweiter liegt bei Königgrätz begraben; mein Haus ist niedergebrannt; meine einzige Tochter, von einem feindlichen Officier betrogen, hat sich das Leben genommen; mein Weib ist darüber aus Gram gestorben. — Einen dritten Sohn hab' ich gehabt, der ist Priester geworden; aber die Religionsunruhen haben ihm seine Stelle verleidet; er ist zum lutherischen Glauben übergetreten, hat aber keine Ruh' mehr finden können, ist nach Amerika gegangen. — Das ist die Geschichte vom Grubmann-Hans und seinen Leuten. Wird auch die Geschichte von vielen Anderen sein, denen es wohl anders, aber nicht besser ergeht. Und das sag' ich ja fort: Der verfluchte Kain und der ewige Jud' steckt zutiefst in allen Menschen drin — wer will dagegen auch nur ein Wörtlein sagen? — Keiner? — Ich auch nicht, ich geb' mich drein. Die Welt ist schön, darüber läßt sich nicht streiten; aber der Teufel hat sein Ei hineingelegt und in einem solchen Nest von Lieb' und Frieden schwätzen, ist ein heller Unsinn. Der Priester selber, der's sagt, muß streiten ohne End', streiten wie ein Thier, und heißer noch. — Das Thier in der Wildniß lebt zufriedener als der Mensch, und ich wüßte nicht, daß auch zum Thier der Heiland gekommen wär'! — Und unser Erlöser! Hört

nur zu, Ihr geduldigen Christen, was Euch nach drei Monaten der Pfarrer erzählen wird: Der Mann Gottes, der den Frieden und die Lieb' zur Welt gebracht: gegeißelt und gekreuzigt ist er worden!"

So der Bettelmann.

Die Menge hatte sich mittlerweile um ihn gedrängt wie um einen predigenden Propheten und der Wintersturm steigerte seine Gewalt, als wollte er die schrecklichen Weltanklagen des Unglücklichen nicht nur bestätigen, sondern noch überbieten.

Manchem graute vor solcher Erscheinung; ein Bote ging um den Ortswächter zu suchen.

Der Schulmeister, der sich den Pelzkragen vor den Mund hielt, daß ihm der Wind nicht in die Lunge blasen könne — denn er mußte morgen das Sanctus singen - rief durch die Wolle heraus dem Fremden zu: „Ihr würdet Euch des Mitleids weit würdiger machen, wenn Ihr nicht so lästern wolltet. Die Welt könnte besser sein, ich sage es selbst; gut, so machen wir sie besser, das ist vernünftiger, als zu zweifeln. Wird auch daran gearbeitet. Die Schule, guter Freund, die Schule, sie wird das Menschengeschlecht veredeln, die Cultur wird die Welt durchdringen, auf daß Liebe und Friede werde."

„Ihr murmelt in Euren warmen Pelz hinein," rief der Fremde, „das ist leicht, und Worte sind wohlfeil. Macht die Augen auf! Wer hebt den Krieg an, der ungeschulte Bauer oder der hohe Herr? Wer hält das Völkerrecht, wer bricht es?"

„Wer soll mit Euch streiten?" entgegnete noch kurz der Schulmeister, der immer, selbst in dieser Nacht und und vor diesem Menschen das letzte Wort behaupten wollte, „geht hin und laßt Euch sagen, wie die alten rohen Völker Krieg geführt haben, wie menschlich hingegen die Neuzeit verfährt."

„Ha, wie menschlich!“ schrie der Bettelmann in fieberhafter Aufregung lachend, „Ihr Alle miteinand' habt' noch kein Schlachtfeld gesehen! So planmäßig und großartig ist das Schlachten noch niemals geführt worden, als heutzutage. Und es gehört gar kein Heldenmuth dazu, die Leute hinzustrecken, der feigeste Wicht kann es vollbringen. Wer hat ihm die Mittel dazu in die Hand gegeben? Die Cultur! Die Cultur gewinnt die Schlachten, und darum jubelt ihr die Welt entgegen; und darum wetteifern die Völker, sich an Fertigkeit zu überbieten. Blickt um Euch; die ganze Welt steht in Waffen, und die Wissenschaft hat sie gerüstet!“

In diesem Augenblicke huben auf dem Thurme alle Glocken zu läuten an. Es war das Friedensgeläute der heiligen Nacht in welcher vor tausend und so viel Jahren unser Heiland geboren worden.

Die Menschen wogten noch eine Weile auf dem Kirchhof hin und her, sie verdammten den Wahnwitzigen oder sie bedauerten ihn, dann strömten sie zurück in die Kirche.

Der arme Unbekannte murmelte noch wie halb verloren mit sich selber — endlich brach er vor Erschöpfung zusammen auf dem schneebedeckten Hügel.

Als der Grubmann-Hans — so hieß der Fremde, und er war Nachforschungen zufolge ein Grenzwart, den der Krieg thatsächlich zu Grunde gerichtet hatte — als der Hans wieder erwachte, fand er sich auf einem weichen Linnenbett im behaglich durchwärmten Zimmerchen, durch dessen Fenster ein heiterer Wintertag hereinblickte.

Neben seinem Lager saß eine freundliche Frau, die nun einige theilnahmsvolle Fragen über das Befinden des Er-

wachten stellte und bald eine stärkende Brühe herbeibrachte. Dem Manne war wohl und er trank die Erquickung.

Es war der Christtag. Im Hause war es lebendig allerwärts, eine Hochstimmung des Festes durchwehte die Räume und in der Nachbarschaft unserer Stube erscholl in heiterem Chor des Dichters Gruß:

„O Du fröhliche,
O Du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ward geboren,
Freue Dich, freue Dich, Christenheit!"

Der Grubmann-Hans befand sich im „Hause der Zuflucht," das hier, von Gebirgen umfriedet, von edlen Menschen gestiftet worden war. Das Haus der Zuflucht war eine Art von Landgut mit vielen Gärten, Weiden und Wäldern; eine Art von Kloster, Spital, Armenhaus, Erziehungsanstalt, Arbeitshaus, ein Ruhesitz, eine Stätte der Künste u. s. w. Das Haus der Zuflucht war ein Asyl für alle Unglücklichen, Schutz- und Heimatlosen, weß Alters, Geschlechtes, Standes, Glaubens sie auch sein mochten.

Unser armer Mann wußte nicht wie er hierhergekommen. Er hüllte sich in die weichen Wollkleider, die ihm das Christkind gebracht, und durchwanderte an der Seite seiner Pflegerin das weitläufige Gebäude.

Er kam in Räume, wo eine Kinderschaar um einen großen Christbaum jubelte oder mit sinnigen, seelenerweckenden Spenden sich ergötzte.

Engel verkünden die Stunde,
Die uns geboren den Herrn!"

sangen die Kleinen, und

„Liebe, vom Himmel erschienen,
Wie so holdselig und mild!"

Andere wieder trieben es ernster, übten sich im Lesen, im Schreiben, Zeichnen, in verschiedenen Handarbeiten. —

Dann waren große Krankensäle, durch deren hohe Fenster der liebe goldene Tag hereinlachte auf die Leidenden, auf die Lahmen und Altersschwachen — und ihre Gesichter heiter in der milden Freude der Ruhe und Behaglichkeit verklärte. — Es waren ferner Werkstätten mit Webstühlen, Stick- und Flechtrahmen, mit Schnitzereien, Glasmalereien, Spitzenklöpplereien u. s. w., die heute zwar ruhten, an denen aber die Arbeitsfreude und Schaffenslust allerwärts zu spüren war. — Und es waren Schulzimmer, ausgerüstet mit allerlei Lehrmitteln, und mitten im großen Hofe stand ein Kirchlein, auf dessen Dache der krystall'ne Schnee in silbernen Flämmchen schimmerte. — Eine Bibliothek war vorhanden, mit den größten Werken und beseligendsten Schriften aller Zeiten; auch gab es einen Musiksaal, dessen Einrichtung eine solche Beschaffenheit hatte, daß auch Tänze und Schauspiele darin aufgeführt werden konnten. — Und weiterhin waren Zimmer, in welchen schöne Gemälde hingen, wie Künstler in solchen die Lichtseiten der Welt und das Glück der Menschen darzustellen getrachtet hatten. Und es schloß sich diesen Zimmern eine Künstlerwerkstätte an, in welcher noch nicht vollendete Statuen und Gemälde standen.

In all' diesen und anderen Räumen sah man zufrieden aussehende Menschen.

„So ist es bei uns im Winter," sagte die Pflegerin zum armen Grubmann-Hans, „in den Sommertagen ziehen wir hinaus in die Gärten, in die Wälder. Viele Mühlen und Wasserwerke stehen zu diesem Hause, und Wirthschaften, und das Jagdrecht und ein See, der oben im Gebirge liegt."

„Und wem gehört das Alles?" fragte der alte Mann.

„Unser Vaterland und die Wohlthäter, die in ihm leben, haben diese Anstalt gestiftet und sie der Armuth geweiht," antwortete die Pflegerin, „und vielleicht gehört nun auch Ihr zu den Mitbesitzern dieses Hauses."

„Wer hat mich hierher gebracht?" rief der Mann bewegt aus.

„Gefällt es Euch hier? sagte plötzlich eine dritte Stimme; eine Hand klopfte dem Grubmann-Hans auf die Achsel; ein Mann in priesterlicher Kleidung stand da. — Es war der Pfarrer, der die Nacht zuvor in der Kirche das Evangelium vom Frieden und von der Liebe verkündet hatte. Dieser Priester war es auch, der den Bedauernswerthen von dem Grabhügel weg in sein Haus tragen ließ und der, als er sah, daß keine Gefahr in Verzug, ihn in die nahe Anstalt, das „Haus der Zuflucht" genannt, beförderte.

„Verzeiht mir, Herr," sagte der Mühselige, sich stets auf seine Stöcke stützend, „ich bin diese Nacht ungefügig gewesen. Nicht den Menschen geb' ich die Schuld — aber ihr hartes Schicksal! Was könnte ich nicht heute für ein gut gestellter Weltbürger sein; und jetzt schaut's so mit mir aus!"

Er ließ wie muthlos die Arme sinken, daß ihm die Stöcke aus der Hand fallen wollten.

„Lieber Freund," sagte der Priester, „in Euren Papieren habe ich gesehen, daß Ihr in Allem die Wahrheit gesagt. Ihr habt wohl ein Recht, die Welt zu verklagen. Wer aber

hätte das nicht? Allerwärts Leid und Trübsal und Enttäuschung. Keinem erfüllen sich die Ideale seiner Jugend, seines Herzens. Glaubt mir, ich hab's an mir, hab's an Anderen erfahren! Das Schicksal meiner Familie war so viel nicht milder, als das der Euren: ich werde Euch durch die Erzählung desselben nicht neuerdings erbittern. Dann hat man auch an fremdem Elende zu tragen. Gerade an den Weltpriester drängt sich der Menschen tiefster Jammer heran von allen Seiten. Auch über mich sind schon Stunden gekommen, in denen ich an dem Evangelium von der Liebe und dem Frieden zu zweifeln versucht war. Was that ich? In dieses Haus bin ich geeilt zur Zeit der Versuchung. Hier, wo die uneigennützige Menschenliebe waltet und der Seelenfrieden weht; hier, wo ich Waisenkinder väterlich heranbilden sehe für das Leben, hier, wo täglich zahlreiche Hungernde an gastlichen Tafeln gesättigt werden, wo unter mütterlicher Pflege Kranke wieder genesen, an Freundes Seite Verzweifelnde wieder der Hoffnung und Freude zugeführt werden — hier finde ich wieder meine Zuversicht. Und was diese eine Anstalt im Kleinen und Großen wirkt, das wirken hunderttausend andere Anstalten auf Erden zum Segen. Die Erziehungs-, Bewahrungs- und Bildungsstätten, die Armen- und Krankenhäuser, die offenen Volkstische, und die Leistungen unzähliger Vereine, wie solche heute eifriger als jemals uneigennützig, aufopfernd zum Wohle dürftiger, untergehender Mitwesen zu finden — diese Anstalten retten tausend- und tausendmal mehr Menschen, als bei den bisher noch unvermeidlichen Kriegen je zu Grunde gehen können. — In diesem Hause der Zuflucht werdet Ihr ferner auch noch einem anderen Geiste begegnen, der nicht wenig dazu beiträgt, dieses Leben zu verschönen. Es ist der Geist der Kunst, der *echten* Kunst,

die das giebt, was die Wirklichkeit versagt: das Vollendete, das Ideale. Die Dichtung, die Musik, die Bildnerei sind drei Engel, welche den drei Gottesgestalten: Glaube, Hoffnung und Liebe dienend und anbetend zur Seite stehen. — Und darum, lieber, guter Mann, sehen wir in dem Kinde, das an diesem Tage zu Bethlehem geboren worden, den Gottessohn, weil es uns die Botschaft von der Liebe, dem Guten und Schönen gebracht, oder diese göttlichen Ideen von Neuem in dem Menschengeschlechte erweckt hat. — Nicht schlecht sind die Menschen, wohl aber schwach; an hohe Ideen müssen sie sich klammern, wie die Rebe an den Stab. So beseligt das Christfest stets Millionen von zagenden Herzen mit neuem Adel und neuer Befriedigung und vielbedeutsam ist der Weihnachtsgruß: Friede den Menschen!"

Nach dieser Rede des Priesters hub der mühselige Mann an zu schluchzen. — „Ich habe das Beste verleumdet, aber bei Eueren Worten möchte mir das Herz zerspringen. Wohl trostreich sind sie zu hören — will sie mit mir nehmen auf meine fernere Wanderschaft."

Der arme, heimatlose Mann aber ging nicht mehr auf die Wanderschaft. Auch an ihm, der so viel, ja sein Alles dem Vaterland hatte opfern müssen, erfüllte sich endlich die Verheißung. Er, der bisher unstät und leidend — ein Bettelmann, der nicht betteln konnte — durch die rauhen Gegenden gezogen war, verblieb nun in dem Hause der Zuflucht und lebte hier im Frieden und im stillen Gedenken an die Seinen so manches Jahr. Freilich hat sich seine arg zermarterte Natur nicht mehr erholt, doch war in seinem weichmüthig angelegten Wesen ein wohlthätiger Humor erwacht, wie ein solcher Jedem sich gerne beigesellt, der die Sturm- und Drangperioden dieses Lebens überwunden hat. Noch gar nicht lange ist es her, daß sie ihn zur ewigen Ruhe bestattet haben.

In den letzten Lebenstagen ist dem armen Manne noch eine unsagbar große Freude geworden. Ein Schreiben kam aus Amerika von seinem noch lebenden Sohn: dieser sei Missionär unter rohen Volksstämmen, die großen Mühen und Gefahren seien ihm zur Genugthuung und Befriedigung. Allerwärts — so hieß es ferner in dem Briefe — sei der Gesittung Same auszustreuen, sei das Brüderthum aller Völker zu predigen. Das seien die Vorarbeiten für eine Zeit, in welcher der Menschheit Genius nicht mehr über Schlachtfeldern weinen werde. „So ist mein Glaube," steht es wörtlich in dem Schreiben, „möge, bevor das Leben des Erdballs erstarrt, dem vielgeprüften Geschlechte noch einmal das Paradies erblühen! — Euch, Vater, mein Herz! Gruß der Heimat und Friede den Menschen!"

V.

Weltbetrachtung.

Ein Besuch am Weihnachtsbaume.

Wollt ihr großen, vernünftigen und verstockten Leute das Christkind wiederfinden? rief der „schwarze Prophet" einem Manne zu, der eben den Christbaum aufstellte. Laßt das bleiben. Seht, dort draußen im Schneegewirbel geht Einer, dem ist gar nicht wohl. Er ist allzugescheidt geworden und hat sich allzutief verbissen hinein in diese Welt, an der wir alle leidenschaftlich nagen, so bitter auch die Schale ist. Wir meinen aber, die Schale wird doch wohl endlich durchgebissen sein und wir stoßen dann auf den süßen Kern. Der dort im Schneegewirbel hat durchgebissen und gefunden: Das Ding ist eine taube Nuß. Die Zähne hat er sich zersplittert an der harten — den Magen hat er sich verdorben an der bitteren Schale. Jetzt macht er ein „hantiges" Gesicht und bildet sich ein, der Schöpfer, der Weltgeist, die Natur — so etwas nennt er — habe ihn beschwindelt. Seiner Jahre sind viele und künden: Es ist bald zum Sterben. Der Mann bäumt sich auf: Ich habe ja noch gar nicht gelebt! Nicht gelebt? Hast du nicht deinen Sinnen zu Lieb' alle Weltsünden auf dein Haupt geladen? — Wer? Ich? Aber ich fand nirgends, was ich erwartet habe. Ach, geht mir mit eurer schönen Welt, wo Wahrheit nur in der Enttäuschung liegt!

Diesem Manne lief jetzt ein Kind nach, ein Knabe von fünf Jahren.

„Oheim!"

„Laß mich, laß mich, ich bin krank. In meiner Brust hämmert der Tod."

„Laß mich horchen, Oheim!"

Und der Knabe legte sein Haupt, sein lichtlockiges mit den blühenden Wangen, mit den hellen, blauen Augen, an des Mannes Brust und horchte. Richtig, er hörte hämmern.

„Das ist ja nicht der Tod, Oheim," sagte der Knabe, „das ist Dein Fritzel."

„Was? Du wärest es? O, Du kleiner Schelm!"

„Du hast ja einmal gesagt, Onkel, ich wäre Dir in's Herz hineingewachsen. In dem meinen ist auch so ein Oheim drin, aber ein ganz kleiner."

„Du hast mich also lieb, Fritz?"

„So viel lieb!" und der Knabe hob seinen Arm empor, so hoch er konnte, „noch mehr lieb — bis zu den Sternen hinauf! Bis zum lieben Gott hinauf."

„So hoch kannst Du nicht, mein armes Kind, der Himmel ist vermauert."

„Mit Schneewetter?" fragte der Knabe.

„Ach, Du weißt es noch nicht," murmelte der Mann für sich, „daß wir den Himmel verloren haben."

„Siehe, da fliegt er herab! Siehe, Oheim, da in der Schneeflocke, da ist er drin!"

„Wer?"

„Der liebe Gott."

In Wahrheit, dieses Gespräch habe ich belauscht!

Das Büblein soll bei seinem Oheim in die Schule gehen und dieser will den Kleinen früh genug vorbereiten.

für jene Weltanschauung, die er für die richtige hält und die seine eigenen Ideale zu Grunde gerichtet hat.

Aber das Kind läßt nicht so leicht von seinem ererbten Himmelreiche. Sieht es den Himmel nicht, so sind eben die Wolken vor. Und haben die Naturforscher dem lieben Gott auch die Wohnung gekündet allerorts, — das Kind nimmt ihn auf in die Schneeflocke. Und mit dem zarten Händchen hascht es nach der Schneeflocke, und diese — zerrieselt an der Wärme des menschlichen Blutes, und der liebe Gott — wo ist er?

Mir war ein Mann bekannt, der mußte Mutter, Weib und Kind verlassen und in ein fremdes Land ziehen. Und als die Weihnacht kam, da schloß er sich in seine Stube und zündete am Oelbaume (denn dort giebt es keine Tannen) drei Lichter an: eines der Mutter, eines dem Weibe, eines dem Kinde. So schaute er in die drei Flammen, und gedachte der Seinen, die ihm so ferne waren. — Und als es spät nächtig wurde und er die Lichter auslöschen sollte, um schlummern zu können, da mochte, konnte er von Mutter, Weib und Kind keines zuerst verlöschen. Er ließ sie verbrennen und verglimmen und hielt die Augen zu, daß er nicht sehen konnte, mit welchem es zuerst aus wurde. — Das ist Sentimentalität, ruft es dort; das ist Gefühl, sage ich. Die heutige Welt erzieht keine solchen Menschen mehr, und wo derlei noch vorkommt, da ist es unverstanden oder verhöhnt. —

Welch' einer wunderlichen Zeit gehen wir entgegen, wenn nun schon das Kind anfängt zu zweifeln!

Und wäre es ein Wunder? Der „Nikolo" war sein Ideal; wie bald erfährt es: der Niklo ist erlogen. Das Christkind war seine himmlische Lust; wie bald sieht es: das Christkind ist erlogen.

Wo ist der liebe Gott?

Da macht ihr Alten eine fromme Miene und belehrt die Kleinen: „Der liebe Gott ist in der Menschenliebe."

Nun fängt das Kind an zu suchen, es sucht auf Gassen und Straßen, es sucht hinter Rosenbüschen und Herbstnebeln, es sucht im Wassertropfen der Thräne, es sucht in der Schneeflocke. Traurig kommt es zurück und frägt: „Wo ist die Menschenliebe?"

Das Kind ist unser Richter. Weil wir vor ihm nicht bestehen können, so müssen wir ihn bestechen; wir müssen sein Herz bei Zeiten satt füttern mit irdischer Frucht, sein Haupt vollstopfen mit weltlicher Weisheit. Dann wird der Richter schweigen.

Wird eine Weile schweigen, endlich aber wieder beginnen zu klagen — sich selbst anzuklagen.

In manchem Hause ist der Liebe Tag, der Weihnachtsabend, ein glänzendes Fest — ein Fest der Heuchelei. Das ist der einzige Tag, an welchem „Geben seliger ist, als Nehmen," weil das der einzige Tag ist, an welchem jede Gabe eine Gegengabe bringt. Und das Kind — sonst gelehrig in der Zweifelsucht der Alten — glaubt heute steif und fest an den heiligen Christ, weil es meint, daß mit dem geäußerten Unglauben das „Christkindel nicht mehr einlegen" würde. Glaubt das Kind aber wirklich noch — ei, was muß das für ein ungerechtes Christkind sein, das nur die reichen Kinder beschenkt und auf die armen völlig vergißt?

Wenn die Welt aller jener Ideale bar ist, an denen unsere Voreltern sich erbaut haben, so ist sie zu bedauern; wenn sie aber dieser Ideale bar sein *will*, wenn sie mit Gier in Wissenschaft und Kunst nach dem Verneinenden lechzt, dann ist sie nicht zu beklagen, wenn sie in dieser Verneinung

wie jener Vogel im Märchen mit raubgierigem Schnabel sich selbst das Herz aus dem Busen hackt — dann ist ihr kaum das Weihnachtsfest zu gönnen, das sie sich alljährlich aneignet aus jenem Reiche, dem sie entsagt hat. — — —

So erzählte und so redete ein Mensch mit blassem Gesicht, stoppeligen Haaren und einem finsteren Auge. Seine Bekannten hießen ihn den schwarzen Propheten. So redete er zum Manne, der auf dem Schemel stand und des inneren Glückes voll, seinen zwei Kindern den Christbaum aufrichtete. Es war der dichtästige Nachwipfel einer vom Blitze getroffenen, aber immer noch grünenden Weißtanne, jenes Baumes, unter welchem einst der Mann dem Mädchen das erstemal begegnete, das dann die Mutter seiner Kinder geworden war.

An den Zweigen des Bäumchens befestigte Herr Albin zwölf weiße Kerzen — und dann war er fertig.

„Na nu!" stieß der Schwarze unwirsch hervor: „Hänge! — Hänge Welt hinauf! Nüsse, Aepfeln, aber goldene! Lebkuchen! Geflunker! Süßigkeiten! Tand! — Ich sehe, Du kannst ja nicht einmal einen heiligen Christ machen!"

„Einstweilen, lieber Alter," sagte hierauf Herr Albin und rückte den Tisch, „willst Du mit mir eine Flasche Kerschbacher ausstechen. Das ist ein trefflicher Seelenwärmer." Zog die Cigarrentasche hervor: „Und wollen uns Eine anstecken. — So. — Franziska, die Lampe! Das Schneegestöber draußen macht früh dunkel. — Nun wollen wir Eins plaudern."

„Doch? Ich dächte, Du steckest heute so tief in der Weihnachtsfreude, daß Du mit Unsereinem —"

„Hat sie guten Zug?"

„Ein Wörtchen zu sprechen nicht Stimmung fändest."

„Auf Dein Wohl, lieber Junge!" Sie stießen an. Herr Albin stellte das Glas auf den Tisch und sagte: „Das ist

nicht schön von Dir, daß Du uns Weltleute so sehr verleumdest. Du hast doch auch einmal gezecht und geliebt: Schon das allein verpflichtet. Du hast auf hohen Bergen gejauchzt und auf hohen Meeren den Schöpfer gepriesen. Du hast Dich beseelt an Dem, was Künstlerhände Dir geboten, erquickt an Dem, was Freundesherzen Dir gegeben haben. Du hast die Segnungen der Cultur gepriesen, die Siege der Wissenschaft bejubelt, die humanitären Bestrebungen des Fortschrittes gefeiert. Und nun ist Alles vergessen und Du lästerst."

„Habe ich Unrecht? fuhr der Schwarze auf, „ist es nicht wahr, was ich sage?"

„Du nennst nur den Schatten. Würde auf Erden das Unglück so grell sein, wenn nicht daneben sonniges Glück leuchtete? Würde die Schlechtigkeit Einzelner so häßlich sein, wenn nicht unser Begriff von den Vorzügen und Tugenden der Menschen so hoch wäre?"

„Mich dünkt, Du hast mich nicht verstanden," sagte der Schwarze, „ich erkenne das Schöne und Hohe ja an und klage nur, daß man nicht daran glaubt, oder daß man es zerstören will heute an allen Orten — ich eifere gegen den Pessimismus — gegen den Skeptizismus. Auch noch gegen manches Andere. Daß etwas an uns des Teufels ist, wirst Du doch nicht leugnen; wie könnte das Gute sonst so oft zum Bösen werden? Unsere größten Leiden entspringen aus in's Extreme schlagenden Tugenden. Wie beseligend ist die Religiosität und wie wahnwitzig ist der Fanatismus! Wie edel ist es, sein Ich auszubilden, zu vervollkommnen, und wie verwerflich ist der Egoismus! Wie groß ist die Vaterlandsliebe und wie gefährlich ist das aufgestachelte Nationalgefühl! Dieses Nationalgefühl gießt mit gieriger Lust die Bleikugeln. Den Potentaten that man bisweilen Unrecht,

wenn man sie als die Urheber der Kriege zu kennzeichnen liebte. Die Gegenwart zeigt uns deutlich, woran wir sind. In den Zeitungen steht's zu lesen, in den Vereinen wird's gelehrt, im Parlamente wird's besiegelt: Zuerst die Nation, dann erst der Mensch. Ja, wenn es hieße: Zuerst das Allgemeine, dann der Einzelne, so wäre es recht. Aber es ist gerade das Umgekehrte. Die Nation personificirt sich und wendet sich mit dem crassen Egoismus, wie dessen nur das rohe Individuum fähig ist, aber mit einem furchtbar mächtigen Egoismus gegen die Nachbarn. Und doch geht heute heißer als je ein tiefes Sehnen durch's Herz der Welt, das Sehnen nach Friede und Brüderlichkeit zwischen den Völkern. Wer dem Ideale der Vergemeinsamung entgegenwirkt, und wäre es auch in der Form des Patriotismus, der ist ein Feind der menschlichen Entwickelung und hat kein Recht, den riesigen Verbrauch der Kräfte des Volkes im Militarismus, das volkswirthschaftliche Uebel der ungeheueren Steuerlast, den Jammer der Schlachtfelder und das Elend der Witwen und Waisen zu beklagen."

Hierin mußte ihm Albin Recht geben. „Zurück in's Haus, in die Familie," sagte er.

„Gut," so fuhr nun der Schwarze fort, „einmal habe ich einen Familienvater gekannt — das war freilich ein Anderer als Du, das war ein posstierlicher Patron, der bei seinem Christbaumaufputzen ganz sentimental wurde im Hinblick auf das Christkind, das die Liebe auf die Welt gebracht, die Menschenliebe, die Liebe zu den Armen, und wie er sich glücklich pries, ein Christ zu sein. Als er aber bei seiner Christbaumarbeit durch ein armes Weib gestört wurde, das mit einem Kind auf dem Arm, in Lappen gehüllt, vor Kälte zitternd, schüchtern an seine Thür klopfte, da fuhr er los

über dieses „vagabundirende Bettlergesindel, das zum Arbeiten zu faul, zum Stehlen zu dumm und die Plage aller anständigen Leute sei.“ Unter allem Verhaßten das Verhaßteste ist mir das Pharisäerthum, es sei dasselbe nun in der Religion, oder in der Politik, oder in der Wissenschaft oder im Hause.

Albin mußte ihm wieder beistimmen und suchte nun das Gespräch auf Anderes zu lenken. „Erzähle mir von Deinen Reisen,“ bat er.

„Gut,“ sagte der Schwarze. „Der wunderlichste Weihnachtsabend war mir jener, den ich vor Jahren auf dem tyrrhenischen Meere verlebt habe. Ich saß auf dem Raa des Schiffes und schmauchte eine Cigarre und sah hinaus auf die hohe See. Man sah weder die Küsten von Italien, noch die von Sicilien, noch die von Sardinien, und wenn die Menschen fern sind, da scheinen sie fast liebenswürdig zu sein.

Von all dem Trivialen, womit sie in den Cajüten den Christabend feierten, hatte ich nichts mit mir in's Takelwerk genommen, als eine Cigarre. Eine gute Cigarre ist aber nicht so trivial, als sie es für den Nichtraucher zu sein scheint, sie bringt im menschlichen Gehirn äußerst anmuthig etwas in Bewegung, was auf's Haar einer kleinen Seligkeit ähnlich sieht. Ich schmauchte und ich träumte hinaus auf die dunklen, stillen Wässer, die mich mitten in ihrer bildlichen Wesenlosigkeit und Unendlichkeit sänftiglich wiegten. Der Sternenhimmel schien ganz zu mir niedergesunken zu sein, und ich durfte nur die Hand ausstrecken und eines um das andere der Sternlein herabpflücken und sachte in den Sack stecken. — Apropos, da soll es ja irgendwo einen Stern geben, den man Erde nennt. Es sollen Wesen drauf leben,

die Kopf und Herz haben — heißt das, was man so nennt. Wie warm werden doch diese Wesen zu einander halten! sie, die auf ihrem zerbrechlichen Stern in den kalten, unermeßlichen Himmeln so ganz unter sich allein sind!

Ein Lärmen, das aus einer der Cajüten drang, weckte mich. Bei der Christfeier hatten sie ein Gebalge begonnen und daran erkannte ich bald wieder, daß ich auf jenem Stern sei, auf welchem die vernünftigen Wesen so warm zu einander halten.

Wenn ich mich auf meinem Raa aufrichtete, das Gesicht gegen die ferne Heimat gekehrt, und die Arme ausstreckte, so daß ich aus dem Menschen ein Kreuz machte — so war in der Richtung meiner rechten Hand hin, fern im Osten, jenes Städtchen, an dessen felsigen Gründen arme Hirten einst den heiligen Christ gefunden haben. Und in der Richtung meiner Linken, im Westen, lag die moderne Weltstadt, die zu jener Zeit von einem der ersten Culturvölker belagert, mit Kanonen und Bajonetten hart bedroht war.

Es waren die Weihnachten 1870.

Und nicht allzuweit vor mir lag die alte, herrliche Stadt mit ihrer weltverachtenden und seelenbeunruhigenden Infallibilität — und über all dem und tausenderlei Anderem tönte ein Chorgesang: Friede den Menschen!

Jetzt habe ich die Cigarre von mir geworfen. Das muß ein schlechtes Kraut sein, welches solches Kopfweh macht. —

Ich würde nicht bitter werden, wenn's so sein müßte. Aber es könnte anders sein und wir wollen, daß es anders sei, wir sehnen uns darnach mit heißem Herzen; wir machen schöne Anläufe in unseren Wohlthätigkeits-Instituten, wir schaffen und wahren uns Ideale, wir begehen Feste, in denen wir bessere Zustände träumen — und handeln im

Ganzen und Großen so, daß es zum Gegentheile führt.

Die Gier nach materiellem Gute ist heute größer als je; der Gerechtigkeitssinn wird dieser Gier untergeordnet. Das Gesetz ist da, aber die demoralisirte öffentliche Meinung fällt ihm in den Arm und die Schurken verlassen triumphirend den Gerichtssaal. Vor fünfzig Jahren war das Volk empfänglicher für die Kunst als heute, wo es nur den der rohen Sinnlichkeit schmeichelnden Effecten zujubelt.

Da dem Egoismus im Individuum doch Manches verboten ist, so wird er zum Egoismus der Nation, und als solchem ist ihm Alles erlaubt. Wo sich sonst noch Gewissensscrupel zeigen, da dociert heute die demagogisch gewordene Wissenschaft: Glaubt nichts! Es thut nichts! Es ist nichts! Nichts als Materie, und diese ist viehisch."

„Das ist eben ein wenig pessimistisch," meinte Albin.

„Nein," sagte der schwarze Freund, „ich wiederhole nochmals, ich hasse den Pessimismus."

„Wer die Menschheit, die ewig junge, siegende, jauchzende, immer in Gefahr sieht, von diesen Gespenstern vernichtet zu werden, der ist mir doch kein Optimist zu nennen," versetzte der Gastherr. — „Soll ich Dir's sagen, mein lieber Freund, was die Ursache Deiner Verbitterung ist? Du glaubst, Du grollest, weil die Menschheit nicht glücklich sei, ich aber sage Dir, Du grollest, weil Du es selbst nicht bist. Du bist unzufrieden mit Deinen Thaten, weil sie Dir keine sorglose Existenz verschafft, weil sie Dich nicht berühmt gemacht haben. Du meinst nun, die Zufriedenheit der Menschen läge im Glauben an einen persönlichen Gott, weil Du zu jener Zeit, da Du diesen Glauben hegtest, so zufrieden und glückselig

gewesen bist. Das war aber nicht der Glaube, mein Freund, das war die Jugend. Nun schimmelt sich Dein Haar, Du kennst vielleicht Stunden, da Dein Organismus Müdigkeit und Unlust fühlt. Nun dünkt Dich, die Welt und all ihre Einrichtungen wären schlecht. — Und was das Christfest anbelangt: neide es uns nicht. Es ist unsere schönste Stunde des Jahres; wir heucheln nicht; wir wollen an diesem Tage ja nicht frömmer sein, als sonst, nur losreißen wollen wir uns einmal von der Engherzigkeit des Alltagslebens und zurückkehren zu uns und versuchen, ob wir Talent haben für das Reich Gottes — für die selbstlose Freude. Das Weihnachtsfest ist der Jahresbesuch, den die Menschheit sich selber macht. — Du hast keine Familie, die Du lieben, keine Freundeskreise, in denen Du Dich heimisch fühlen könntest, Du kennst das Christfest nicht. Wenn ich Dich einlade, den Abend bei mir zuzubringen —"

„Ich danke Dir! Ich danke Dir!" rief der Schwarze abwehrend, „nirgends heimatloser ist der Heimatlose, als bei einem Weihnachtsbaum."

Er trank sein Glas aus und ging. —

Die Stunde war endlich da. Herrn Albin's Kinder — ein Knabe von sieben und ein Mädchen von sechs Jahren — warteten im Vorzimmer, schlichen auf den Zehenspitzen von einer Ecke zur andern und spitzten die Ohren, ob sie den Flügelschlag des Christkindes nicht schon vernehmen könnten.

„Meinst Du, wird es heuer die Pudelhauben bringen?" flüsterte das Mädchen dem Bruder zu.

Da war drinnen im Gemache schon ein zartes Klingen, wie das Läuten silberner Glöcklein — und die Thür ging auf.

Auf weißgedecktem Tische stand der grüne Tannenbaum mit seinen zwölf brennenden Kerzen. Sonst war nichts da. Leer der Baum und leer der Tisch; das unsichtbare Glöcklein aber klang über den Wipfel her und die Kinder lauschten entzückt. Der Knabe richtete sein Auge unverwandt auf den Weihnachtsbaum; das Mädchen lugte nebstbei heimlich so in den Winkeln herum. Und siehe, dort auf einem besonderen Tischchen — war's. Obst, feines Gebäck, Spielsachen, Kleidungsstücke — „und" jubelte das Mädchen, „die Pudelhauben sind auch dabei!"

Sie lief in ein Nebenzimmer. „Kommet nur! Aber so kommt doch geschwind!" flüsterte sie zweien fremden, ärmlich gekleideten Kindern entgegen, welche aus dürftiger Familie hierher bestellt worden waren. Diese waren ganz erschrocken und trauten sich kaum, dem drängenden Mädchen zu folgen. Aber endlich standen sie vor dem strahlenden Baum und Herrn Albin's Kinder huben an, und trugen die Sachen des Nebentischchens herbei und legten dieselben auf die kleinen unbehilflichen Arme der Fremden. Alles gaben sie hin und die grauen Pelzhauben stülpten sie auf die kleinen Häupter, deren Näschen noch jetzt im erwärmten Zimmer die Spuren der Kälte trugen.

Die armen Kleinen wußten gar nicht, wie ihnen geschah, und so, alle Hände voll, sahen sie immer zum Christbaum auf. Die Kinder des Herrn Albin klatschten in die Hände und ihre Gesichtchen strahlten vor Glück.

Hinter all dem aber stand Herr Albin selbst. Er lächelte, er küßte seine Kinder. — Sie fragten nicht, ob auch für sie der heilige Christ was gebracht habe; sie waren es gewohnt, am Christabend die Gaben anderen, armen Kindern zu überlassen.

Wenn das der „schwarze Prophet“ gesehen hätte!

Wohlan, im nächsten Jahre erschien er und sah es und sagte: „Das ist nichts, Albin, Du bist ein schlechter Erzieher. Du willst in den Kleinen den Eigennutz tödten und richtest sie auf diese Weise zu Grunde. Denn ohne tüchtigen Egoismus kann den Kampf um's Dasein Keiner bestehen.“

„Du bist ein wunderlicher Kauz,“ lachte Herr Albin, „komm' und trink Eins!“

Kleine Schwächen.

Einmal hat mir geträumt, ich sollte über die kleinen Schwächen, Unarten und Bosheiten der Menschen ein Buch schreiben. Wachend habe ich überlegt, daß dieses Geschäft einem Manne überlassen sein müsse, der bei Beschreibung der Schwächen und Fehler nicht selber denselben verfällt und auch recht viel Zeit, Geduld und lustige Bosheit hat. Ich thue, was ich kann, indem ich dem Manne ein paar Erfahrungen und Noten zu Gebote stelle, die ich über ein paar unserer, ich möchte sagen, nationalen Schwächen zu machen Gelegenheit fand.

Ueber die österreichische Selbstverhöhnung.

„Dieses Oesterreich ist doch 'n herrliches Land!" rief ein Reisender aus Hamburg auf dem Eisenbahnzug, der durch das Murthal brauste. „Wie es doch möglich ist, daß bei diesem Reichthume von Naturproducten bei dieser Kernhaftigkeit der Bevölkerung das Land keine höhere Stellung einnimmt!"

„Je!" machte ein anderer Herr im Coupé und zuckte die Achseln.

„Und diese reiche Industrie!“ fuhr der Hamburger fort. „Von Wien her sind wir heute ja an ganzen Städten von Fabriken vorübergefahren und selbst in den Engthälern hier ragt Schlot und Schlot in die Höhe.“

„Lassen Sie mich aus,“ rief der Andere, „was nützen die Schlote, wenn sie nicht rauchen? Und überhaupt, die österreichische Industrie! Lächerlich!“

„Sie sind doch ein Oesterreicher?“ fragte der Hamburger.

„Leider,“ war die Antwort.

„Warum leider?“ fragte der Norddeutsche.

„Weil man sich heutzutage schämen muß, ein Oesterreicher zu sein. Sehen Sie sich einmal unsere politischen Verhältnisse an, ich sage Ihnen, Sie müssen —“

„Ach, die politischen Verhältnisse,“ fiel der Hamburger in's Wort, „diese sind überall unerquicklich. Kein Staat ist fertig und abgeschlossen, oder jeder glaubt wenigstens, es nicht zu sein; jeder hat Ursache, sich vor dem Nachbar und auch vor seinen eigenen Friedensstörern zu schützen; darum die ewige Ruhelosigkeit nach innen und außen, die Bewaffnung bis an die Zähne. Oesterreich hat hierin meines Dafürhaltens Manches voraus; da sind die natürlichen Schutzwälle der Alpen. Da haben Sie Ihre unerschöpflichen Nahrungsquellen. In Oesterreich kann bei der Mannigfaltigkeit seiner Naturproducte gar kein Mißjahr sein; gedeiht Eins nicht, so gedeiht ein Anderes um so besser. Ist das Jahr trocken und heiß, so haben Sie Korn und Wein und Obst; ist es feucht und kühl, so kommt es der Viehzucht zu statten. Dann Ihre Stahl- und Eisenlager, Ihre —“

„Wissen Sie,“ rief der Oesterreicher, „daß unsere Eisenbahnbauer ihr Material lieber aus England beziehen, als aus

unseren heimischen Lagern? England hat besseres Eisen als wir, und billigeres, Herr, billigeres! Glauben Sie es, daß die englischen Eisenschienen über Triest billiger in's Land — ich sage in's Land und an Ort und Stelle geschafft werden, als sie unsere eigenen Eisenwerke liefern? Es ist so. Und im Uebrigen, wir haben auch viel schlechte Waare. Glauben Sie mir, mein Herr, so wie die Wiener Weltausstellung unsere Concurrenzunfähigkeit bereits bewiesen hat, so wird uns eine nächste Ausstellung in Europa lahmlegen — lahmlegen, sage ich Ihnen!" —

So ging es fort. In seine Heimat zurückgekehrt, bei einer großen Tischgesellschaft, behauptete der Hamburger, die wirthschaftlichen Zustände in Oesterreich seien elend; die Industrie sei zu Grunde gerichtet, selbst in den Naturproducten, wie z. B. in Stahl und Eisen könne sich Oesterreich mit anderen Ländern nicht messen. Er wisse das — habe es von eingebornen Oesterreichern selbst gehört.

An dem Tische saß der Chef einer berühmten Handelsfirma Hamburgs; der hörte es und lachte. „Von Oesterreichern selbst haben Sie es gehört?" sagte er, „das glaube ich schon. Die Oesterreicher muß man kennen, das sind sonderbare Käuze. Der Oesterreicher schimpft über Alles, was österreichisch ist, über sein Land, über seine Regierung, über seine gesellschaftlichen Zustände, über seine Industrie, über seinen Handel, über seine Schulden, über sein Geld, über sein Haus und schließlich auch über sein Hemd. — Ja, ganz im Ernste! Das ist nur bei uns in Oesterreich möglich! werden Sie hören, wenn dort irgend ein Schaden, ein ungünstiger Zufall vorkommt. Vor Allem ist die Regierung der Sündenbock. Selbst für Naturereignisse wird die Regierung verantwortlich gemacht. Ich war einmal in Wien, als durch den Eisstoß

die Donau austrat und eine Vorstadt überschwemmte. Keiner der Hausherren hatte genügende Vorbereitungen getroffen, aber jeder polterte gegen die Behörden, die nichts thäten, als in den Tag hineinleben, bis ihnen das Wasser in die Stuben rinne, und das sei wieder einmal echt wienerisch. — Echt wienerisch! Damit bezeichnet man sonst das Leichtlebige und Gemüthliche des Wieners; dieser selbst aber versteht darunter was anderes. Echt wienerisch? Wenn Sie in Wien in irgend einer Gesellschaft die Vorzüge Wiens rühmen hören, so mögen Sie überzeugt sein, daß Sie unter Fremden und nicht unter Wienern sind. Der echte, eingefleischte Wiener läßt nicht ein gutes Haar an seiner Vaterstadt. Bei dem ist in Wien Alles gut, schön, zweckmäßig, was war und heute nicht mehr existirt. Hingegen ist ihm Alles, was ihn heute umgiebt, schlecht und dumm. Die Herren wissen es ja, wie Oesterreich ein schönes Land, so ist Wien eine schöne Stadt; so armselig Wien vor dreißig und vierzig Jahren noch war, so wohl ist es heute mit den prächtigsten Großstädten Europas zu vergleichen. Ja, sagt der Wiener, so etwas muß man in Paris sehen, selbst in Berlin! Wien ist keine Stadt, Wien ist ein Nest, ein Krähwinkel. Und wenn die Zeit wieder käme, wo „die gute alte, wienerische Gemüthlichkeit geblüht," so würde er noch mehr schimpfen, denn es ist ihm angeboren, er kann's nicht lassen. Hingegen hört es der Wiener nicht ungern, wenn Fremde seine Stadt loben, denn da kann er nach Herzenlust widerlegen. Als vor einiger Zeit Julius Rodenberg in Wien Vorträge über Wien und Berlin hielt, wobei Wien in ein sehr günstiges Licht zu stehen kam, was geschah? Die Wiener wurden grob, die Journale fielen über Rodenberg her und sagten ihm's rundweg: Herr, halten Sie den Mund, Sie

verstehen nichts von uns. Wenn Sie über uns sprechen wollen, so müssen Sie jahrelang in Wien gelebt haben, um unsere Miserabilität in Grund und Boden kennen zu lernen. Wir sind Schandleute und Sie haben uns gar nicht zu loben, Sie, Sie berlinerischer Herr, Sie!"

Die Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus und Einer der anwesenden Herren bemerkte, das müsse wohl doch ein bischen übertrieben sein.

„Nun ja," fuhr der Sprecher fort, „was ich sage, gilt nicht von Allen. Immerhin aber ist es charakteristisch für die Leute. Indessen sieht man, worin diese Eigenthümlichkeit des Oesterreichers, speciell des Wieners seinen Grund hat, nämlich in seinem Dünkel oder sagen wir in seiner Stolzheit. Er fühlt, daß er auf fremdes Lob nicht angewiesen ist und daß seine Heimat ein bischen Schimpfereien schon vertragen kann. Dann will er gerne zeigen, daß er gerecht und unparteiisch ist, und sich durch Schmeichelei und auch durch Heimatsliebe nicht bestechen lasse und daß er es nicht scheue, das Pflaster von seinen Wunden zu reißen. Ferner läßt sich im Tadeln und „Verreißen" viel witziger sein, als im Loben, und der Wiener ist gerne witzig, so gerne, daß er im Stande ist, der Possen- und Witzreißerei selbst den guten Namen seines Landes und seiner Stadt zu opfern. Und das ist eben das Liebenswürdige an den Wiener Witzen, die zumeist geistreich und gewiß oft treffend sind, daß sie eben gegen das Wienerthum, aus dem sie hervorgehen, wieder ihre Spitze kehren. Um das klar zu sehen, muß man Friedrich Schlögl lesen, der in seinem „Wiener Blut," „Wiener Luft" u. s. w. diese Schwächen und Stärken des Wieners in gar drastischer und humoristischer Weise beschreibt und geißelt, hiebei aber als Stockwiener selbst bisweilen eben in jene Manier verfällt, die er blosstellt

und züchtigt. Er zieht über die Wiener los, wie Einer; über die Einen macht er sich lustig, mit den Andern grollt er und man meint, Wien sei ihm bitter verhaßt. Und doch treibe ich in der alten Kaiserstadt kaum Einen auf, der sein Wien lieber hat und ein größerer Patriot ist, als Friedrich Schlögl. Aehnlich verhält sich's mit dem Ganzen. Ich kenne Wien und Oesterreich. Es ist vielfältig unsere beste Bezugsquelle; die Leute haben gute Waaren, nur muß man ihren Verlästerungen keinen Glauben schenken," setzte der Kaufmann lachend bei. „Indeß besitzt der Oesterreicher weit mehr Selbstbewußtsein, als es scheint. Die Worte Schiller's sind noch heute wahr: Der Oesterreicher hat ein Vaterland, und liebt's, und hat auch Ursach' es zu lieben." —

Freilich stünde es besser, wenn der Ostmark Sohn seine Heimatsliebe, die er so oft schon durch die That bezeugt hat, auch in Worten und dem Fremden gegenüber zum Ausdruck bringen wollte. Alle Welt geht auf Reclame. Alle Welt ist bestrebt, ihre Fehler und Schäden zu vertuschen, zu beschönigen. Jedem ist sonst daran gelegen, die Welt für sich einzunehmen, für seine Pläne und Werke zu interessiren, zu begeistern. Die Begeisterung der Franzosen hat Paris geschaffen. Die rücksichtslose Selbstliebe und die Eigensucht der Engländer hat London groß gemacht. Auch Berlin gedeiht unter der wenn auch oft lächerlichen Selbsteingenommenheit seiner Bürger. Schließlich ist dieser Egoismus ja ein ganz natürlicher und überall vorhandener. Aber der Oesterreicher, der Wiener gefällt sich darin, sich scheinbar aufzugeben und sich selbst zu verhöhnen. Daß diese Selbstverhöhnung nichts weniger als Selbsterkenntniß ist, beweist die Thatsache, daß Keiner ernstlich Miene macht, das Uebel, das er so schneidig rügt, auszurotten.

Etwas über das gnädige Fräulein Von.

Es ist noch nicht lange her, daß ich zufällig die Aeußerungen eines Mannes vernahm, der seinem Freunde vertraute, er beobachte in der Umgangssitte zwischen vernünftigen, feingebildeten und bornirten Menschen einen eigenthümlichen Unterschied, der den herkömmlichen Brauch so ziemlich auf den Kopf stelle und dennoch — so viel er schon oft zu bemerken Gelegenheit gehabt habe — das Wohlgefallen Aller erwecke.

„Ei," sagte der Andere, „da möchte ich gerne was lernen, denn in unserem Lande, wo die Titelsucht so allgemein verbreitet ist und so hochgradig grassirt, ist man wahrlich in Verlegenheit, wie man in der Umgangssprache das echte Verdienst von dem unechten unterscheide."

„Nichts leichter als das," versetzte der Eine, „kennt man nur erst beiläufig Stand und Charakter der Leute, mit denen man verkehrt, so kommt man mit den Anredeformen trefflich zurecht, ohne daß man verletzt oder sich selbst etwas vergiebt."

„Ja, lieber Freund, Stand und Charakter von Leuten sofort zu kennen, die man eben das erstemal sieht und die Einem als der Herr von so und so, oder als die gnädige Frau von so und so vorgestellt wurden — das ist eben das Schwere."

„Wenn Du nur einmal genau Acht giebst auf das Benehmen und die Ausdrucksweise solch fremder Leute, so wirst Du es in der Regel nach wenigen Worten heraus haben, zu welcher Classe von Menschen sie gehören. Und sofort kannst Du das Verfahren anwenden, welches ich beobachte. Geistig vornehmen Menschen gebe ich nämlich nie um ein Jtipfelchen mehr Titel, als ihnen in der Gesellschaft gebührt, ja ich thue hierin lieber etwas zu wenig als zu viel. Besonders fremde

Leute, deren Rang und Stellung mir nicht genau bekannt ist, für ungewöhnliche Menschen zu halten, habe ich doch keine Ursache — vielmehr ist man natürlicher Weise geneigt, Jeden für einen Durchschnittsmenschen zu nehmen, so lange man nicht eines Andern überzeugt ist. Und zuletzt muß es ja auch den Fremden angenehmer berühren, wenn er mehr und Höheres ist, als wofür er gehalten wird — als wenn er thatsächlich das nicht vorstellt, wofür ihn der Andere hält, und sich heimlich sagen muß: die Höflichkeit und Ehre, die mir angethan wird, kommt nicht auf Rechnung meiner Verdienste, als vielmehr auf die eines Irrthums. Und schließlich zeugt eben das von weltmännischem Takt, wenn ich auch dem gewöhnlichen Menschen, den ich für gar nichts Besonderes halte und nur etwa mit: mein Herr! oder: meine verehrte Frau! ansprechen kann — mit Bonhommie entgegenkomme. Täusche ich mich, und stellt sich's heraus, daß meine Gegenperson höheren Ranges ist, als ich angenommen hatte, so gestaltet sich die Sache zum gegenseitigen Vergnügen. Hingegen ist es peinlich, wenn ich mir von einem schlichten Manne etwa die Zurechtweisung gefallen lassen muß: Bitte, mein Herr, ich bin kein Von, bin durchaus bürgerlich."

„Je nun," meinte jetzt wieder der Andere, „mit vernünftigen Leuten kommt man immer leicht zurecht, aber wie hältst Du es denn mit den Andern?"

„Ah, das ist was anderes, mein Freund, das sind ohne jegliche Prüfung ein für allemal lauter Herren und Frauen Von, Herren Doctoren, Barone, Excellenz-Herren, Euer Gnaden und gnädige Frauen. Denen sage ich mit Bücklingen: Küß die Hand! und ganz gehorsamer Diener! gleichwohl ich deren Mancher Diener nicht sein möchte. Und bin ich genöthigt, brieflich mit ihnen zu verkehren, so sind sie die: Euer Wohl-

geboren, Hochwohlgeboren, und weiß ich, daß ich durch ein einzig Wort besonderes Glück zu gründen vermag, selbst: Euer Hochedelgeboren, oder noch was Klingenderes, und zeichne mich schließlich in besonderster Devotion, wenn nicht gar unterthänigst ersterbend als dero Diener oder Knecht."

„Wie verfährst Du aber in Briefen gegen Personen der ersten Kategorie?"

„Ich gebe ihnen entweder genau den Titel, der ihnen gebührt, oder thue, aus besonderer Hochachtung veranlaßt, ein Uebriges und schreibe: Geehrter Herr! Sehr geehrter Herr! oder: hochgeehrte Frau! und bleibe mit dem Ausdrucke meiner aufrichtigen Hochachtung oder meiner wahren Verehrung ergebenst . . ."

So das Gespräch der beiden Herren. Der Eine, welcher seine Umgangsregel so dargelegt hatte, ist eine bekannte Persönlichkeit, bekleidet ein ziemlich vornehmes Amt im Staate und genießt Hochschätzung von Allen, die ihn kennen.

Einige Tage nach obigem Gespräche überbrachte mir ein Diener des angedeuteten Mannes ein Schreiben. Wie erschrak ich, als ich die Adresse las: „An den hochwohlgebornen Herrn von N. N." — Ich bin bäuerlicher Abstammung, habe weder glänzende Geistesanlagen, noch eine wohlgeformte Körpergestalt, bin also niedrigunwohlgeboren. — Offenbar zählte mich der Mann zu seiner zweiten Kategorie.

Eine „Empfehlung an Seine Gnaden," gab ich dem Boten mit, ein barsches „Adieu" dann, und als ich allein war, riß ich wüthend über den Schimpf das Couvert in zehn Fetzen von dem Briefe. Das Schreiben versöhnte mich, es lautete:

„Lieber Freund!

Kommen Sie doch heute Abends zu uns; vergessen Sie aber ja nicht, den Frack anzuziehen, um denselben bei mir in der Garderobe ablegen zu können, denn das Nachtmahl findet in Hemdärmeln statt.

Ihr N."

Ich wußte wohl, daß letztere Aeußerung nur bildlich zu verstehen war und blos auf eine ungezwungene Gesellschaft hinweisen sollte.

Das Erste am Abende war, daß ich, auf das oben angeführte Gespräch klopfend, den Gastherrn zur Rede stellte ob des Hohnes auf meiner Adresse.

„Ei," antwortete er lachend, „sagen Sie einmal, mit wem spricht denn der Briefschreiber durch die Adresse eines Briefes, mit dem Empfänger oder mit dem Ueberbringer?"

„Doch mit dem Ueberbringer," antwortete ich.

„Richtig," sagte er, „und meinen Sie nicht, daß man vor den Augen der Dienerschaft etwas anders dastehen solle, als vor denen der Freunde?"

„Wohl," entgegnete ich. Somit waren wir gegenseitig zufrieden. Allein, da anfangs in einer zusammengetretenen Gesellschaft immer etwas Mangel an Redestoff ist, so hatten sich die bereits versammelten Herrschaften des Gegenstandes bald bemächtigt und huben an, ihn mit und ohne Geist — wie es eben Gott gab — zu erörtern.

Zuerst ging's über das „Von" her und Jemand fragte, wer denn in die bürgerliche Welt diese Lächerlichkeit eingeführt habe.

Darauf gab ein junger Doctor (er ließ sich nicht blos so schelten, sondern war's wirklich) folgenden Bescheid: „Nach

dem dreißigjährigen Kriege war's, da hatten die Herrscher kein Geld, die Höfe keines und die Regierungen auch kein's. Heute noch sollen hie und da Spuren von diesem mittelalterlichen Zustande vorkommen. Dafür gab es auch wieder Leute, die sich eben in den Kriegszeiten auf allerlei Art bereichert hatten. Diese wollten zum Mittel nun auch den Titel und gingen somit den römischen Kaiser zu Wien um gnädige Verleihung von Adelsbriefen an. Der Kaiser hatte ebenfalls kein Geld, hingegen erkleckliehen Vorrath an Pergament und so nahm er von den Titelfreunden die Goldgulden und gab dagegen den Adel. Und da waren, zumal in Wien, der Neugeadelten bald so viele, daß man schier nicht fehlging, wenn man Jeden, der ein gutes Wamms am Leibe trug und ein gewandtes Benehmen hatte, mit: Herr von — anredete. So geschah es und so geschieht es noch heute; die Unsitte ist ein Ueberbleibsel aus dem dreißigjährigen Kriege."

„Dieses Von ist ein wahrer Spott und Hohn für Denjenigen, dem wir es unberechtigter Weise zufügen, und ein Eingriff in die Rechte Derer, welchen dasselbe von staats- und rechtswegen zukommt," sagte ein Anderer.

„Nun," versetzte der junge Doctor, „die unechten Herren und Frauen Von verzeihen den Spott und Hohn recht gerne; der Adel ignorirt die Sitte und er allein ist es, welcher dem Bürgerlichen das süße Von nicht in's Ohr träufelt. Unter uns wäre somit die Sache so ziemlich bedeutungslos — aber die Fremden lachen uns darob aus und das ist unangenehm. Wir Oesterreicher sind mit unserem Von ein Unicum. Der Italiener ehrt jeden guten Rock mit: Excellenza! Der Spanier spendet seinem Gegenmann das artige Vuestra Merced! Der Engländer gebraucht in der Umgangssprache sein kurzes Sir,

das wohl für den Adel Sitte geworden ist, allein einen älteren Ursprung hat, als das Adels-Sir. Der Franzose hat sein feines: Monsieur, Madame, Mademoiselle — — das ist höflich, weltmännisch, aber es ist nicht lächerlich, es ist keine schreiende Unwahrheit, wie unser Von, das wir, in der Absicht, zu schmeicheln, Jedem an's Trommelfell bimmeln."

„Ich finde," sagte ein Dritter, „daß es mit unserem Von eigentlich ganz in Ordnung ist. Wir Alle sind von unseren Vorfahren. Es wird ja im Wörtchen nicht gesagt, daß diese Vorfahren von Adel waren; es zeigt höchstens, daß unser Vater schon jenen Namen führte, mit welchem wir angesprochen werden."

„Ganz richtig. Allein Sie müssen zugeben, daß in diesem Sinne das Von wohl selten verstanden werden wird."

„Es wird eben in gar keinem Sinne verstanden, sondern nur in der Gedankenlosigkeit oder in der Absicht, höflich zu sein. Und man freut sich ja schließlich, wenn in unseren landläufigen Ansprachen irgend ein Wörtchen vorkommt, an welches man sein Wohlwollen und seine Hochschätzung für die angesprochene Persönlichkeit hängen kann. Wir benützen die Gelegenheit, wenn auch nicht in jener Ausdehnung, wie mein sechsjähriger Junge, der so gerne dem Herrn von Hausmeister oder der Frau von Milchmädl einen guten Morgen wünscht."

„Noch viel komischer als das Von erscheint mir das: Gnädige Frau, das: Gnädige Fräulein, das: Euer Gnaden. Wer hängt heute noch von den Gnaden eines Menschen ab? Von Gottes oder der Natur Gnaden lebt Jeder und hätte er der Sterne hundert auf der Brust. Mir ist ein alter Mann bekannt, der betitelt jede Dame, mit welcher er im Gespräche ist,

mit den Worten: Verehrte Frau! — Schon manche „verehrte Frau" hat darüber das Näschen gerümpft und eine davon war so demonstrativ, einmal mitten in der Unterhaltung dem Stubenmädchen zu schellen, damit sie in Gegenwart des nach ihren Begriffen unhöflichen Herrn ein: Euer Gnaden! zu hören bekam. — Und ferner die Frau Meisterin, sonst eine höchst ehrenwerthe Frau, hat ihren schönen, tüchtigen Titel um ein lächerliches: Gnädige Frau! verschachert. — Mir ist hierin früh genug gesteuert worden. Als armer Koststudent hatte ich zweimal in der Woche das Mittagsmahl bei einer betagten Kaufmannsfrau. Aus wirklich herzenswarmer Dankbarkeit, und weil es doch nicht zu leugnen war, daß ich mich von ihren Gnaden satteffen konnte, nannte ich sie: Gnädige Frau. Junge, sagte sie hierauf einmal, schwätze es nicht den Dienstmägden nach; nenne mich Frau Mutter — ist mir lieber. — Philisterhaft, meinen Sie, war es? Nein. Die brave Frau hat sich selbst und mit Recht den schönsten Titel beigelegt, den eine Frau tragen kann."

„Man ist ordentlich froh," meinte hierauf ein Nächster, „wenn Einer, mit dem man zu reden hat, Doctor, Professor, Oberst, Major oder so was ist, da giebts keine Klippen zu umschiffen und wäre es nur zu wünschen, daß deren Gattinnen Frau Doctorin, Frau Professorin u. s. w. benamset werden könnten, wie es wohl in Deutschland und auch anderswo Sitte ist, wo der Klang sich stets nach dem Rang richtet."

„Abhandlungen über derlei Dinge sind löblich, aber fruchtlos," äußerte sich ein Anderer, den die Sache schon langweilen mochte.

„Damit sie letzteres nicht sind," sagte der junge Doctor, „so schlage ich vor, daß jeder der anwesenden Herren, der unseren Ansichten beigestimmt hat, sich hier auf der Stelle

verpflichte, im geselligen Verkehr die unsinnigen und lächerlichen Titulaturen zu umgehen und sich echt deutscher, manneswürdiger Ansprachen zu befleißen."

„Es gilt!" sagten wir Alle. In demselben Augenblicke trat die Dame des Hauses ein. Der junge Doctor war der erste, welcher sie mit dem Bückling: „Küß' die Hand, gnädige Frau!" begrüßte.

Wahrheit oder Glück.

Gedanken über die Verbreitung speculativer Wissenschaften.

Er ruft's mit lauter Stimm': „Ich will sie schauen!"
Er sprach's und hat den Schleier aufgedeckt. — Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zu frühem Grabe. Schiller.

Es mag wohl sein, Ihr Herren, daß ich Euch vor den Kopf stoße. Es ist nicht meine Absicht, eine Polemik zu provociren, es ist meine Absicht, über etwas, das uns Alle bewegt und beunruhigt, so kurz und klar als nur möglich meine Meinung zu sagen. Wie und wo die Sache jetzt steht, habe ich das Recht, mit dreinzureden, obzwar ich kein Gelehrter bin. Das, was ich sagen will, liegt lange schon in mir; ich habe mittlerweile Vieles gelesen und Manches gelernt, ich habe mich mit allerlei gesellschaftlichen Fragen und wissenschaftlichen Systemen und wirklichen Errungenschaften des Geistes bekannt zu machen gesucht, aber meine ursprüngliche Anschauung ist fast dieselbe geblieben.

Ich kann mich der Angst nicht entschlagen, daß das demagogische Vorgehen unserer Zeit doch ein verfehltes sein könnte. Was will man? Man will die Menschen — wo möglich alle Menschen — durch und durch vernünftig und verständig machen, man will, daß sie zur Erkenntniß kommen

über Alles, was da ist. Dieses Vorhaben erscheint überaus löblich, ja noch mehr, es erscheint uns wie eine Pflicht, unser Geistesvermögen auszunützen, uns geistig auszuwachsen. Und in der That, es möchte löblich sein, wenn dieses geistige Vervollkommnen nicht auf Kosten von etwas Anderem geschähe, was uns noch weit werthvoller ist.

Das größte Verdienst unserer Zeit ist, daß sie die Bildung zu verbreiten sucht; aber ihr größter Irrthum ist es, wenn sie die Wissenschaft, die speculative Philosophie, populariſiren will.

Daß in der Erkenntniß aller Dinge die Befriedigung und das Endziel der Menschheit liege, diesen Floh hat uns ein böser Geist in's Ohr gesetzt. Die Befriedigung wäre selbst dann nicht denkbar, wenn alle Menschen auch wirklich die absolute Gewißheit erlangt hätten, daß sie Alles wüßten und durchschauten. Aber gerade die Fachforscher und Vertreter der Wissenschaft sollten am besten wissen, daß eine solche allgemeine und absolute Gewißheit nie und nimmer zu erreichen sein kann.

Ich bin kein Anhänger der Bibel, aber ich weise auf die Mythe hin, die stets der Ausdruck tiefer menschlicher Regungen gewesen ist. Das Erste und Allererste, womit die Mythe die dem menschlichen Dasein entsprechenden Satzungen einleitet, ist eine Warnung vor dem Baume der Erkenntniß. Es scheint, daß dort, wo unsere Culturgeschichte beginnt, eine frühere bereits zu Ende war, man mußte sich ja schon mit Forschung befaßt und man mußte schon erfahren haben, daß die Erkenntniß dem menschlichen Geschlechte nicht zuträglich sei. Wenn das Gebot: Du sollst von dem Baume der Erkenntniß nicht essen, für unsere Epoche der Anfang gewesen ist, so wird das Entgegengesetzte, nämlich das Gebot: Du

sollst von dem Baume der Erkenntniß essen, das Ende davon sein.

Wer sagt es, wer beweist es, daß es unsere erste und heilige Pflicht sei, die Wahrheit zu suchen? Wissen wir doch, daß wir sie, nämlich den Urgrund der Dinge, niemals finden werden, und ein Bestreben, dessen Resultat uns im Vorhinein als unerreichbar gilt, kann niemals ein sittliches und befriedigendes sein. Eine Wahrheit an und für sich hat für den Menschen so wenig Werth, als etwa eine Schönheit, oder eine Gutheit blos an und für sich. Wirklichen Werth und sittlichen Gehalt hat für uns nur das, woraus wir irgend einen materiellen oder moralischen Vortheil ziehen können. Eine Art von Wahrheit giebt es, die wir nicht entbehren können, die zu unserer sittlichen Größe absolut nöthig ist. Es ist die Redlichkeit, die Offenheit, die Treue. In dieser, der Verlogenheit und Falschheit entgegengesetzten Tugend haben wir den Begriff „Wahrheit" verehren gelernt, diese Wahrheit müssen wir suchen und wahren um jeden Preis; eine andere hat mit unserem Gewissen, mit unserem inneren Werthe nichts zu schaffen.

Ich halte die Naturwissenschaft und die Philosophie in hohen Ehren, ich vergesse keinen Augenblick, was ihr der Mensch verdankt; aber hinausgehen auf die Gassen und Straßen und dem Volke predigen: sein höchstes Ziel wäre die Vernunft, die Wahrheit, aber nicht jene Wahrheit, die in dem Gemüthe des Menschen ihren Sitz hat, sondern jene Wahrheit, die mit mathematischer Folgerichtigkeit aus dem Verstande hervorgeht — diese Lehre zu predigen ist ein verhängnißvolles Thun. Was wird hierin aber auf den Gebieten der Forschung nicht herumphantasirt! Der Eine stellt eine Hypothese auf, der Andere nimmt die Hypothese schon für

einen Grundsatz, der Dritte macht ein Dogma draus. Zumeist sind die Gelehrten unter sich selbst nicht einig und giebt es allenthalben viel Streit und Verwirrung. Erst wenn etwas fix und fertig ist, verdient es, Eigenthum des Volkes zu werden, vorausgesetzt, daß es einen Werth hat. Erzieht ihr ein Volk von Philosophen — und man weiß ja, wie der gewöhnliche, auf halbem Bildungswege stehen gebliebene Mann philosophirt — so verderbt ihr ein Volk von Arbeitern, Schöpfern, schlicht heiteren Menschen.

Aller wahren Weltweisheit erstes und größtes Gebot ist das: Sei glücklich und beglücke Andere. Jedes philosophische und naturwissenschaftliche Resultat ist gut, sobald es zum inneren Glücke und zur äußeren Behaglichkeit der Menschen beiträgt. Nun giebt es aber viele philosophische Systeme, sei es in der Religion, sei es in der Naturwissenschaft u. s. w., die das Glück dieser Welt nicht allein bestreiten, sondern demselben principiell entgegen sind. Das Glück, heißt es, sei ein leerer Schall, ein Schatten, ein Traum, wir können es nur in Gott finden, oder aber, wir müssen ganz darauf verzichten und uns mit der Wahrheit zufrieden geben. Jene „Wahrheit" aber, wie sie moderne Metaphysiker und moderne Materialisten predigen, ist die Tochter Gottes eben so wenig, als die der theokratischen Dogmatiker; in ihr liegt alle Trostlosigkeit, die den Menschen in finsteren Stunden von jeher gepeinigt hat, zusammengetragen. Wir wollen nicht jene wunderliche Lehre citiren, deren Endziel der Selbstmord ist, denn sie hat der allebendigen und am Leben hängenden Natur gegenüber keine große Macht; aber sie ist ein Zeichen der Zeit, sie beunruhigt die Gemüther und hat doch schon manches Opfer verschlungen. Wir geben eine Berechtigung, ja eine Nothwendigkeit der Forschung nach Wahrheit zu;

aber diese Forschung ist nicht etwa ihrer selbst willen da, oder der Wahrheit wegen. Die Wahrheit ist eben nicht der Zweck, sie ist das Mittel — der Zweck aller menschlichen materiellen und geistigen Bestrebungen ist und kann kein anderer sein, als das Glück. Will sich schon einer oder der andere der Herren Gelehrten den Spaß machen, eine „Wissenschaft" ganz ihrer selbst willen zu betreiben, so ist das eine persönliche Liebhaberei, gegen die man nichts einzuwenden hat, so lange sie nicht in Proselytenmacherei ausartet. Wer die Wissenschaft zu seiner ernsten Berufssache gemacht hat, der wird mit ihr Siege feiern. Es werden Fortschritte, Erfindungen, Entdeckungen geschehen, von denen wir heute noch keine Ahnung haben; ja, vielleicht vermag es die Wissenschaft dereinst, Temperamente zu regeln, ungünstige Stoffverbindungen und Functionen im menschlichen Gehirne auszugleichen, den Menschen auf chemischem Wege zu bessern, seelisch zu vervollkommnen; — wir hoffen, daß die Forschung die Wissenschaft der Menschheit noch viel Glück zu geben haben wird, doch nur die exacte, zielbewußte, die von strengen Jüngern gehütet wird. Aber für den großen Haufen ist sie nichts, so lange sie sich noch in Hypothesen und Speculationen ergeht. Das concrete Wissen kann nun einmal Gemeingut werden, aber beim Suchen, Grübeln und Philosophiren, besonders wenn's in's Metaphysische hinüberspielt, hat das Volk nichts zu thun. Daher mögen Jene, welche die philosophischen Wissenschaften — auch der rasch sich verbreitende und berückende, in seinen Endzielen speculativ auftretende Darwinismus ist eine solche — aus guten und praktischen Zwecken üben, sich sagen lassen, daß es gut ist, ihre Grundsätze nicht populär werden zu lassen. Das ist ihr Fach, ihre ausschließliche Domäne. Wenn ein Arzt die Anatomie betreibt, so wird

er ja nicht verlangen, daß auch der Kaufmann und der Landwirth und der Geistliche Anatomie betreibe. Ein gewisser Grad von Kenntnissen der Naturgesetze ist Jedem nothwendig, aber ich leugne es, daß z. B. das Vertrautsein mit der aus der Naturwissenschaft entspringenden Naturphilosophie zur allgemeinen, ja selbst zur tiefen Bildung nöthig sei. Es ist ja klar, daß die Bildung nicht im Wissen liegt, sondern in der geistigen Fähigkeit, sich in das Leben zu schicken, sich und Anderen möglichst angenehm und nützlich zu sein, mit einem Worte, die Harmonie zwischen sich und der Welt herzustellen und zu erhalten. Und darin finden wir das Glück. Gelehrte Speculationen haben damit gar nichts zu thun.

Nun stellt mir Einer die verfängliche Frage, ob ich es nicht etwa auf die Einschränkung oder gänzliche Aufhebung der Volksschulen abgesehen habe? Ob ich nicht vielleicht heimlich jenen gewissen Dogmen anhänge, welche alle Weltwissenschaft und Philosophie als nichtig verachten?

Ich antworte darauf Folgendes: Volksschulen sind absolut und unter allen Umständen nöthig, insoferne dieselben den Geist zur fachmännischen Tüchtigkeit, das Gemüth zur Fähigkeit glücklich zu sein und glücklich zu machen, ausbilden, erziehend auf den Charakter wirken. Solche Schulen sind die allererste Grundbedingung. Auf die Frage, ob es nicht auch wünschenswerth sei, dem Landvolke, dem Kleinbürgerthume, den Fabriksarbeitern u. s. w. ein weiteres theoretisches oder philosophisches Wissen und Neigung zur Kritik beizubringen, sage ich: das ist nicht unbedingt wünschenswerth. Wenn in keinem Lande der Erde derlei bisher angestrebt würde, ich möchte nicht den Anfang damit machen. Denn alles Grübeln und Forschen über unseren Kreis hinaus macht uns unruhig,

erregt immer neue Wünsche, verursacht uns also Unbehagen und Unzufriedenheit.

Da nun aber die Ausbildung der Vernunft um uns her so allgemein, und diese Vernunft eine Weltmacht ist, so bleibt nichts Anderes übrig, als unsere geringeren Volksclassen ebenfalls concurrenzfähig zu machen. Ich bin jedoch der Meinung, daß wir all' die Vortheile, welche wir heute in politischer, gesellschaftlicher, künstlerischer, gewerblicher und technischer Beziehung gewonnen haben, auch ohne unsere um die Volksgunst buhlenden Metaphysiker und Naturphilosophen erreicht hätten; daß es aber um unser Gemüth, um den Glauben an die Welt und uns selbst, um unsere Zufriedenheit besser stünde, wenn wir solchen Philosophen nicht zu gläubiges Gehör geschenkt hätten.

So wenig ich es mit solchen „Weltweisen" halte, so wenig halte ich es mit den religiösen Dogmatikern. Der Unterschied zwischen beiden Theilen ist ja nicht groß. Beide bestreiten das Glück in der Welt und beweisen die Eitelkeit der menschlichen Bestrebungen; der Unterschied ist nur, daß uns die Einen auf das Jenseits vertrösten, die Andern uns ganz und gar trostlos lassen. Es ist wahr, der Glaube an das Jenseits ist der größte Trost, den sich die Menschheit zu geben wußte, aber ich halte diesen Trost nur dort für anwendbar, wo unser irdisches Bestreben nach Glück nicht mehr ausreicht. Denn daß wir bei allen unseren Glücksbestrebungen ein vollkommenes Glück hier nicht zu erwarten haben, das wissen wir; doch wir verlangen, daß uns das Jenseits im Diesseits nicht hinderlich sei, daß es das wirklich vorhandene diesseitige Glück nicht verdächtige, daß es uns freien Spielraum lasse, unser Theil an dieser Welt zu gewinnen. Wir wollen ja nicht immer glücklich *werden*, wir wollen glücklich

sein. Wir lassen uns nicht immer vertrösten auf eine andere Welt, ja nicht einmal auf das Glück unserer Nachkommen in dieser Welt. Haben wir es nur erst zur Kunst gebracht, glücklich zu sein, so werden wir es eventuell auch in einer anderen Welt sein und wir werden diese Kunst auch unseren Nachkommen in dieser Welt vererben.

Nun, was wollen wir aber? Was verstehen wir unter Glück? Wird mit diesem Worte nicht viel Mißbrauch getrieben? Ist der Reiche glücklich? ist's der Gesunde? der Mächtige? Das Glück ist ein Wort, unter welchem sich Jeder was Anderes denkt. Das vollkommene Glück ist nicht zu erreichen und daß wir es wünschen, das ist das Unglück.

Wenn wir dieses vollkommene Glück nun aber einmal nicht wünschten? Wenn wir keine allzugroßen Ansprüche machten, wenn wir das Morgen gelassen anstreben könnten, ohne mit dem Heute unzufrieden zu sein? Wenn wir mit den Mitmenschen gemeinsame Sache machen könnten, so daß wir an ihrem Glücke uns zu freuen verständen, wie auch sie durch wahre Theilnahme unsere Leiden leichter machen hälfen, wäre das nicht schon etwas? Wäre das nicht sehr viel? Bisher scheiterte alles wahre Glück an dem rohen Egoismus der Menschen. Wäre es nicht möglich, diesen rohen Egoismus zu raffiniren? Der Mensch sei hilfreich und gut, dies sein Wahrzeichen, das aber erst dann sein Endziel wird, wenn er in der Güte und Opferfreudigkeit sein Glück findet.

Unsere Cultur hat die Menschen gar empfindsam gemacht gegen jegliches Leid und Unrecht, ohne aber das Leid und Unrecht aufheben zu können; sie hat dem Individuum Hoffnungen gemacht, die im Interesse eines allgemeinen Wohles nicht erfüllbar sind; sie hat andererseits wieder zu Gunsten der Allgemeinheit auf die gerechten Ansprüche des Individuums

vergessen, nicht bedenkend, daß die Gesellschaft nur aus Individuen besteht. Dazu kam die Aufregung geistiger Revolutionen, tief in's Leben greifender Erfindungen — das Rennen und Jagen des Fortschrittes, es kamen die Conflicte zwischen Geist und Gemüth u. s. w. — Da ist es doch wahrlich kein Wunder, daß den Menschen unbehaglich wurde, daß sie den sittlichen Halt verloren, daß sich Lehren entwickeln konnten, deren Resultat die Verneinung und Vernichtung ist.

Es ist ein prahlerischer Stolz in uns darüber, daß es unsere Zeit doch gar so weit gebracht! aber es ist kein Behagen und keine innere Befriedigung da; sobald uns dieser Geist der Zeit ergriffen hat, sind wir ruhlos — glücklos.

Das darf um Alles in der Welt willen nicht so fortgehen. Was haben wir zu thun?

Für's Erste haben wir auf die Kräftigung unseres Körpers zu achten. Die geistige Gymnastik hat vor der körperlichen das Uebergewicht gewonnen; wir sind nervös, gereizt, stets erregt, mit Hast nach Phantomen jagend, vor Phantomen fliehend. Das kann's für die Länge nicht halten. Doch mit der Kräftigung der Materie ist vielleicht wieder die Verwilderung des Gemüthes verbunden. Das Gemüth darf man weder erstarren, noch verweichlichen lassen, es muß fähig sein aller Freude und aller Entsagung, es muß fähig sein der Empfindung, daß das, was es als Glück anstrebt, nicht außer, sondern in sich zu finden ist. — Warum sieht denn diese Moral gar so hausbacken aus? Weil sie so alt und so nothwendig ist, wie das tägliche Brot, das der Mensch seit jeher genießt. Neues, Pikantes frommt uns hier nicht; sobald wir's mit dem menschlichen Herzen und seinen Ansprüchen zu thun haben, müssen wir zum Alten zurück, da hilft uns sonst nichts, da thut die schlichte Großmutters-

moral bessere Dienste, als alle Redekunst schöngeistiger Philosophen.

Der Mensch ist einmal da — vielleicht wäre es besser, er wäre nicht; der Mensch hat einmal ein Herz — vielleicht wäre es besser, er hätte kein's — aber nachdem es ist, will es sein Recht: das erreichbare Glück. Es ruft die Hand an: verschaff' mir's! Es ruft das Hirn an: verschaff' mir's! Und das Hirn wollte dieses Herz betrügen, sich von ihm trennen, seine eigenen Wege gehen und nur höhnend zurückrufen: Was geht mich dein Glück an? ich suche die Wahrheit! — Wenn in dieser Sache das Hirn siegt und das Herz verkümmert, dann ist Alles verloren, dann werde ich Der sein, der da am lautesten ruft: Tödte Dich, Menschheit, denn was das Hirn Dir schafft, das ist nicht der Mühe werth, gelebt zu werden.

O ja, es hat Philosophen gegeben, welche, getragen von heiterer, hochherziger Lebensanschauung, praktische Moralprincipien aufstellten, solide Grundsätze, auf die man Charaktere, Familien und Staaten bauen konnte. Das sind die Freunde, denen eine freie Gasse in das Volk. — Fort aber mit den Skeptikern, Pessimisten, klügelnden Idealisten und herzlosen Materialisten, die Alles leugnen, was schön und gut ist und Alles glauben, was uns das Gegentheil weist. Wir brauchen keine professionellen Klageweiber und keine Unglücksraben, wir wollen warme Sonne haben, Vogelsang, Blumen, Leben und Freude — immer die alten Dinge.

Ich kenne den Sermon der Schwarzseher recht gut: „Wie man so engherzig sein könne und die Illusion der Wahrheit vorziehen? Wie man so blind gegen das unendliche Elend der Welt sein könne? Und daß es keinen Sterblichen — auch unter sogenannten Glücklichen nicht einen einzigen —

gäbe, der nicht einmal in seinem Leben auf dem Punkte stehe, wo er sieht, daß Alles eitel sei. Und das sei eines Jeden letzte Weltanschauung, die er nicht mehr widerrufe" u. s. w.

Ich frage, ob der nicht ein Narr ist, der den sonnigen Tag über sein Auge schließt, weil er weiß, es wird ja ohnehin Nacht? Ein solcher Narr ist der, welcher aus Furcht vor dem Schmerz die Freuden übersieht. Das Elend leugnet ja Niemand, aber eben weil es ist, haben wir es zu bekämpfen, unser ganzes Sein und Denken so einzurichten, daß es erträglicher wird, daß die Schmerzen gelindert und die Freuden erhöht und vervielfältigt werden und besonders, daß wir das Ziel unserer Glückssehnsucht in unser Inneres verlegen, wo es nicht allen denkbaren Zufälligkeiten ausgesetzt ist, sondern in der Hut unseres geläuterten und gestählten Charakters steht. Eine gewisse Größe gehört dazu, um die männliche Ruhe wieder zu finden, die unserer Zeit mangelt. Diese Größe war einmal, und sie muß wieder kommen. Es müssen jene moralischen Werthe, als da sind das gute Gewissen, die Ehre u. s. w., die keine materielle Kraft, kein Zufall vernichten kann, wieder mehr gesucht und estimirt werden, dann sollen wir nicht immer zu klagen haben, daß Alles eitel sei, denn die idealen Güter begleiten uns treu, kräftigend und versöhnend durch's ganze Leben.

Ein gesunder Leib und ein gutes Gemüth, dann werden wir über diese Welt keine Klage haben, und die Welt keine über uns. Lassen wir uns nicht auslachen von manchem Geringen — ich sage nicht Armen — aus dem Volke; er kann nichts als graben; er weiß nichts, als daß das Leben lustig ist; er hat nichts, als einen gesunden Leib und ein gutes Gemüth. Der Leib wird alt und hinfällig, aber das

Gemüth bleibt jung bis an's Ende; und ist er todt, so könnte man ihm die Leichenrede halten, die von den Reichen und Großen und Gelehrten Keiner verdient: das ist ein Glücklicher gewesen.

Das Temperament kann zwar Niemand wählen, ebensowenig wird verlangt, daß wir dem Zustande der Geringsten im Volke zustreben sollen. Es wird hier nur angedeutet, wo der Frieden liegt: in der Einfalt und in der Genügsamkeit. Ich habe Gelegenheit gehabt, von unten nach oben eine Reihe von Ständen kennen zu lernen, ich habe in Bezug auf die Moral keinen großen Unterschied gefunden, die acht Seligkeiten wie die sieben Todsünden sind über alle Gesellschaftsclassen ziemlich gleichmäßig verbreitet. Aber ich habe einen Unterschied gefunden im Glücksgefühle der Menschen; abgesehen vom Temperament oder von äußeren Umständen, habe ich empfunden, daß in der Regel in den feineren, geistig regen und anspruchsvollen Ständen weniger Harmonie und Zufriedenheit ist, als weiter unten. Ich muß freilich zugeben, daß ganz unten, wo die Noth und der Hunger hausen, von Glück nicht mehr die Rede sein kann; aber tritt die gemeine Noth nur erst den verwöhnten Lebemann, den Alleswisser und Theorienreiter an, man wird sehen, wie ihn seine Philosophie vor Verzweiflung schützt: er bringt sich um's Leben. Ja, gewiß, es giebt hohe Seelen, die in der steten, ernsten Forschung in gutem Sinne vergeistigen, die auf alle wirklichen und eingebildeten Freuden der Welt willig verzichten, dem einen Ideale zutrachten: der Wahrheit. Solche Menschen finden ihre Befriedigung in ihrem Forschen, das Glück in ihrem Wissen und werden schon darum ihrem Leben nicht gram sein, weil es Gelegenheit giebt, zu denken, zu lernen, zu suchen.

Aber für die Masse der Menschen ist das nichts, sie soll gar nicht dazu angeregt werden. Es ist Pflicht, das, was das Leben verschönert und bereichert, anzustreben, aber es ist nicht Pflicht, die Wahrheit ihrer selbst willen zu suchen.

Wer auch hätte eine solche Pflicht auferlegt, gegen wen bestünde sie? Die Menschen haben keine anderen Rücksichten, als die gegen sich selbst; diese Welt, auf der wir denn einmal gut oder übel leben müssen, so schön als möglich zu machen, auch Ideale in dieselbe hineinzutragen, die den gleichen Zweck erfüllen, und im Lichte milder Schönheit aus der Bestie zu einem edlen Wesen zu reifen, das ist unsere Pflicht. Alles, was beunruhigend, verwirrend und zersetzend diesem Ziele entgegensteht, muß ferngehalten werden.

Glücklichsein, das ist des Menschen erster Wunsch und letztes Ziel, er erreicht es im Bunde mit der gütigen Natur; er erreicht es mit der Leuchte des Schönen in der Kunst; er erreicht es auf der Stufenleiter der Tugenden. Diesen Bund müssen unsere Forscher vermitteln, auf diese Leuchte und auf diese Stufenleiter müssen unsere Philosophen hinweisen, dann — und nur dann allein sind sie die Wohlthäter der Menschheit.

Sollen wir hoffen auf Weltfrieden?

(Eine Erwägung im Sinne grosser Philosophen.)

Es ist schwer, an den hohen Werth einer vorgeschrittenen Cultur zu glauben, deren sonst so optimistische Träger sich mit der Idee vom Frieden unter den Völkern nicht vertraut zu machen vermögen. Diese Idee ist mindestens so anstrebenswerth, als manch anderes, anfangs unerreichbar scheinendes und schließlich doch erlangtes Ziel.

Gegen die Natur sei nicht anzukämpfen, heißt es, und die Bestie im Menschen sei nicht umzubringen.

Wie? die kühnen Besieger der materiellen Natur strecken ihre Waffen vor der moralischen? Die fortschreitende Cultur gesteht ihre Ohnmacht ein, gegenüber den menschlichen Leidenschaften? Ist sie denn so unüberwindlich, die Bestie im Menschen, in diesem Menschen, der seit alten Zeiten die heißesten Klagen über den Jammer des Krieges, die ergreifendsten Sehnsuchtslaute nach der Zeit eines beständigen Völkerfriedens ausgestoßen hat?!

Die Hellenen, sind sie groß geworden im Kriege? Ihnen war der Krieg ein krankhafter, ein Ausnahmszustand; barbarisch galt es ihnen, während des Friedens Waffen zu tragen und ein griechisches Sprichwort sagt: der Krieg ist darin schlimm, weil er mehr böse Leute macht, als er deren weg-

nimmt. Platon, Christus, was sagen diese? Der Friede ist die Ruhe in Gott. Des Herzens Friede ist des Menschen Himmel. Den Friedfertigen ist das Reich Gottes! Der Friede sei mit Euch! — Zeigt mir doch um des Himmelswillen eine Stelle im Evangelium, nur eine einzige Stelle, die dafür spricht, daß der Krieg Gottes Ordnung sei!

Ihr findet keine, denn es giebt keine.

Ich lasse bei dieser Betrachtung die Weichherzigkeit, das Gefühl der Menschenliebe gar nicht mitreden. Es handelt sich nur um das Recht.

Der größte Kriegsmeister der Gegenwart, Moltke, stellt sich einmal über sein Handwerk und sagt: Der Krieg und selbst der siegreichste Krieg sei ein nationales Unglück. — Aber immer wieder höre ich das alte Geschrei der „Praktiker" und „Menschenkenner": Der Krieg sei immer gewesen und werde immer bleiben. Der ewige Friede sei ein Traum und nicht einmal ein schöner Traum, im Frieden müsse die Menschheit sich im Materialismus verlieren, stocken und faulen; der Krieg sei belebend und entwickle die edelsten Tugenden: den Muth, die Entsagung, die Pflichttreue, die Opferwilligkeit u. s. w.

Also, dann wollt Ihr ihn? Dann würdet Ihr ihn machen, wenn er nicht schon wäre? Untersuchen wir einmal, ob die „edelsten Tugenden" des Krieges nicht durch die Laster desselben aufgewogen werden. Spionage, Raub, Brandlegung in Massen, Schändung, Eingriffe aller Art in das Leben und Recht unschuldiger Menschen! Sind das Kleinigkeiten, die unsern Rechtssinn nicht alteriren? Was sagt Herder? Der Krieg, wo er nicht erzwungene Selbstvertheidigung, ist ein unmenschliches, ärger als thierisches Beginnen, und das Gefolge desselben ist schrecklicher, als er selbst: Gewaltthat, Hunger, Seuchen, Verödung der Länder, Verrohung der Gemüther.

Was war im deutschen Reiche die Folge seines siegreichsten Krieges? Der übermüthige Milliardentanz, der Gründungsschwindel, der Byzantinismus. Und die Strafhäuser, sind sie seither weniger besetzt? Hat der siegreiche Krieg Deutschland dem Materialismus entrissen? Hat er es in Bezug auf Religion und Kunst gehoben? Ist durch den Krieg ein sittliches Gut von allgemeiner Giltigkeit erzielt worden?

Das nationale Bewußtsein! ruft Ihr aus. Wohlan, der Patriotismus ist aber auch das einzige sittliche Motiv der Kriege, nur nicht schwer genug, dem großen Unrechte, das Millionen von Menschen angethan wird, die Wage zu halten, wenn nicht mit dem jesuitischen Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, pactirt werden soll. Man erfährt's, was Hippel sagt: Jeder Irrthum hat seine Lehrer und seine Schüler. Keiner kann so übertüncht werden, als die Idee vom Kriege. Wahrlich, ein übertünchtes Grab! Und Kant meint, daß nach einem beendigten Kriege für das Volk ein Bußtag recht schicklich wäre, um den Himmel im Namen des Staates um Gnade für die große Versündigung anzurufen.

Was mir Kant vor Allem lieb macht, das ist seine Schrift: „Zum ewigen Frieden." Die von ihm aufgestellten Hauptsatzungen sind folgende: Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalte des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden. Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleich) von einem andern Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können. (Es ist eine Gesellschaft von Menschen, die über sich selber zu disponiren haben. — Auch die Verdingung der Truppen eines Staates an einen andern gegen einen nicht gemeinsamen Feind ist nicht gestattet.) Stehende Heere sollen

mit der Zeit ganz aufhören. (Anders ist es mit der freiwilligen periodisch vorgenommenen Uebung der Staatsbürger, um sich und ihr Vaterland dadurch gegen Angriffe von außen zu sichern.) Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden. Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staates gewaltthätig einmischen. Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem andern solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen, als da sind Meuchelmord, Verrath u. s. w.

Der Philosoph giebt bei, daß sich die Natur in der That dem ewigen Frieden widersetzt, das aber nur so lange, bis sie gewisse Zwecke, als Annäherung und Messung verschiedenster Völkerstämme, Bevölkerung der ganzen Erde, Rüstung gegen elementare äußere Gefahren erreicht hat. Dann beginnt das Gegengewicht. In allen Culturvölkern der Erde schlummert vom Anfange her ein bestimmtes Rechtsbewußtsein. Das Bedürfniß des geselligen Zusammenlebens bedingte es, daß jeder einzelne Mensch das Recht, welches er für sich selbst beansprucht, auch Anderen einräumte. Dieses Rechtsprincip dehnte sich erhaltend und fördernd über die Familie, über Gemeinde und Staat und zeitweise über Staatenbünde aus. Die Moral ist nicht die erste Triebfeder des Rechtes, der eigene Vortheil ist es, denn dieser wird unter allen Umständen und in allen Formen durch die Vereinigung der Menschen besser gewahrt, als durch die Trennung und gegenseitige Bekämpfung. Doch, wir haben es hier nicht mit dem Vortheile zu thun, sondern mit dem Rechte. Die Huldigung, die jeder Staat (wenigstens den Worten nach) dem Rechtsbegriffe leistet, beweist doch, daß eine größere moralische Anlage vorhanden ist, welche fortwährend strebt, über das böse

Princip einmal Meister zu werden. Die Idee hat sich endlich bis zum Weltbürgerrecht herangebildet, und jeder Mensch weiß, er solle im Hinblick auf das allgemeine Recht und nach dem Rechte handeln.

Es ist nun unbestrittene Pflicht, das, was man als das Recht und Rechte erkennt, anzustreben; aber die Pflicht, das zu sollen, würde sich auflösen, wenn man das, was man soll, nicht kann.

Es ist so weit gekommen, daß eine Rechtsverletzung an einem Platze der Erde an allen gefühlt wird, da die Grundgesetze für das menschliche Gedeihen allerorts dieselben sind. Und in dem allmählichen Erwachen dieses Bewußtseins hat sich die Idee vom Weltrechte und Weltfrieden gebildet. Diesen Frieden kannst Du nicht haben! riefen sowohl rasch vorübergehende, als auch länger dauernde Umstände dem Menschen zu. Dieser aber sagte: Die Vortheile und der sittliche Sieg wären so überaus groß, wenn ich's könnte, das Bestialische wäre überwunden, die höchsten Ideale wären erreicht, wenn ich's könnte, mithin zwingt mich mein sittliches Gefühl zu wünschen, daß ich's könnte.

Also es ist eine von unserem Gewissen gebotene Pflicht, zu wünschen, daß die Kriege aufhören sollen, es ist Pflicht, den Frieden zu wollen, zu suchen, zu hoffen.

Dieses Pflichtgefühl ist durch die Entwicklung der Erkenntniß in uns großgewachsen, so hat in ihm die Natur eine weitere Bedingung für den Weltfrieden gegeben.

Aber! ruft der für die Menschheit so sehr besorgte Mann der Kriegspartei, ein ewiger Friede würde die Menschheit verweichlichen, erlahmen machen.

Freund, so gut wird's uns niemals ergehen, daß wir bei strenger Erfüllung unserer Pflichten verweichlichen müßten.

Wir kämpfen Tag für Tag den ungeheuren, unendlichen Krieg mit den Elementen. Dieser Kampf ist groß, weil ihn der Mensch unschuldig führt und zum Wohle seines Geschlechtes; dieser Kampf braucht Helden und erzeugt sie.

Karl Kehrbach hat Kant's philosophischen Entwurf, welcher ganz im Geiste der Geschichte gehalten und prophetischen Sinnes in die Zukunft schaut, neu herausgegeben und denselben mit einem treffenden Vorworte begleitet. Von den zahllosen Aussprüchen großer Philosophen gegen den Krieg erwähnt Kehrbach auch den David Hume's: „Wenn ich die Nationen im Krieg gegen einander begriffen sehe, so ist es, als ob ich zwei besoffene Kerle sähe, die sich in einem Porcellanladen mit Prügeln herumschlagen. Denn nicht genug, daß sie an den Beulen, die sie sich wechselseitig geben, lange zu heilen haben, so müssen sie hinterher noch allen den Schaden zahlen, den sie angerichtet haben."

Das seien Idealisten, heißt es wieder, und der Idealist kenne die vorhandenen Umstände nicht; Einer, der heute den ewigen Frieden verlange, sei, wie jenes Kind, welches in der Hungersnoth vorschlug, den Brotmangel durch Kuchen zu ersetzen. — Solche Spötter sind oft dieselben Leute, die für ihre Ideen tausend Jahre zur Realisirung verlangen. Die gegenwärtigen Zustände sind viel zu drastisch, als daß sie übersehen werden könnten. Das Kriegsheer erdrückt den Staat. Aber wer will abrüsten? Keiner darf's. Und halten sie Friedenscongresse, so verspricht Jeder das Abrüsten und Keiner thut's. Denn Keiner kann's! Die Staatsklugheit hätte den Namen Ehrlichkeit haben können, aber sie hat den: Politik gewählt. Es fehlt das Vertrauen der Völker zu einander, es fehlt die Weisheit der Lenker, es fehlt der gute Wille der Herrscher, es fehlen heute noch so ziemlich alle Vorbedingungen zum dauernden Weltfrieden, es ist, als wäre das blutige

Lehrgeld einer Jahrtausende langen Geschichte umsonst gezahlt, als wären alle Errungenschaften der Völkererziehung gleich Null.

Mich wundert's nicht, daß es so ist, denn die Leute — so sehr sie den Krieg verflucht haben mögen — sagten es sich vor und immer wieder vor: die Kriege müssen sein, sie sind eine Naturnothwendigkeit und sie werden sein, so lange es Menschen giebt. — So sind sie denn.

Unsere Generationen können das, was wir wollen, nimmer erleben. Ein thatsächliches Handeln würde heute nichts, als eine Donquixoterie sein. „Biegt man das Rohr zu stark, so bricht's, und wer zu viel will, der will nichts." Aber die Menschheit muß für die Idee allmählich präparirt werden, so daß die Nachkommen den Gedanken: die Kriege müssen aufhören, schon mit der Muttermilch trinken. Jede Idee, die in's Bewußtsein des Volkes übergegangen, wird fruchtbar und endlich zu Fleisch und Blut. Heute stehen zur Verbreitung einer Idee ganz andere Mittel zu Gebote, als etwa zur Zeit der Römer oder der alten Germanen, heute die Schule, die Kanzel, die Bühne, die Presse, das Parlament; und heute sind die Menschen für humane Regungen und für die Begriffe des Rechtes empfänglicher, als in der Vorzeit, daher kann der Erfolg sicherer und rascher sein, als man etwa vermuthet.

Wir können Eins, wir können das Anstiften und Führen der Kriege erschweren, so weit uns das unter bestehenden Gesetzen möglich ist. Zu Gunsten des Weltfriedens aber ein Gesetz übertreten, hieße nichts Anderes, als eine Grube zu verschütten mit Erde, die man aus einem neuen Loche gräbt.

Einst schlug der griechische Kaiser einem bulgarischen Fürsten, mit dem er im Zwiste lebte, vor, das Blut der Unterthanen zu schonen und den Streit durch einen persönlichen Zweikampf zwischen beiden Fürsten zu entscheiden. Der

Bulgare antwortete: „Ein Schmied, der Zangen hat, wird das glühende Eisen nicht mit der Hand aus der Esse heben." — Wir aber wollen weder eine „Zange" noch einen Zweikampf, wir wollen einen Richterstuhl, der von den Culturvölkern errichtet wird und der über die Streitigkeiten dieser Völker gesetzmäßig zu entscheiden hat. Ein Völkerbund und Völkertribunal für internationale Angelegenheiten ist denkbar. Das würde die Kriege vermindern und die unvermeidlichen so kurz und human als möglich machen.

Es ist hierin ja schon Manches besser geworden, ein Beweis, daß wir in unserer Frage nicht verzweifeln müssen. Die Dichter und Philosophen sind nicht müde geworden, den Weg zum Frieden zu zeigen, und der Moralist sagt, es sei in dieser wichtigsten Sache vor Allem nöthig, daß die Leiter und Vertreter der Staaten stets von der großen allgemeinen Tugend, die selbst von jedem Waschweib und Taglöhner beansprucht wird, von der Redlichkeit beseelt wären.

So lange die sittlichen Begriffe aber derart verdreht oder verwirrt sind, daß Priester zu Gunsten ihrer Confession Kriege schüren, Fürsten zum Schutze ihrer Dynastie das Volk in Waffen kleiden, kann freilich vom beständigen Weltfrieden keine Rede sein. Der Theologe könnte wohl einmal beim Philosophen anfragen. Doch, die Philosophie ist ja die Magd der Theologie, hat ein Kirchenlehrer gesagt, worauf unser Kant allerdings bemerkte, daß man nicht recht sehe, ob diese Magd ihrer gnädigen Frau die Schleppe nach-, oder die Fakel vortrage. — Daß der Fürst beim Philosophen anfrage, ist auch nicht zu erwarten, weil es für ihn, als den Träger der größten Weisheit, demüthigend wäre, bei einem Unterthanen, dem Philosophen, Belehrung zu suchen, und weil der Besitz der Gewalt die Belehrung überflüssig macht.

Und trotzdem, ich wiederhole es mit Kant, ist für ein Volk, selbst wenn es zum klarsten Bewußtsein seines Rechtes gekommen wäre, der Aufruhr nicht das rechtmäßige Mittel, die Gewalt seines Tyrannen abzuwerfen. Dem Tyrannen geschehe durch die Entthronung allerdings nicht Unrecht, aber ein Verbrechen — hier die handelnde Gewalt — kann dadurch, daß dasselbe Verbrechen wiederholt wird — nämlich hier wieder die Gewalt — nicht gelöst werden. Gegen diese Anschauung läßt sich einwenden, daß es erlaubt sein müsse, die in ihrer Natur für die Dauer bestimmte Gewalt mit einer kurzen Gewalt zu vernichten, um dann das Recht an ihre Stelle zu setzen. Das ist der elementare Vorgang, aber im Angesichte des parteilosen Rechtsbegriffes, welcher als solcher die moralische Stütze der Menschheit sein muß, halten wir obigen Ausspruch aufrecht.

Recht und Menschenliebe sind die Frucht aller wahren Cultur. Wenn unsere Cultur die wahre ist und in fortwährender Entwicklung begriffen, was Niemand leugnet, so steuern wir ja dem (obzwar noch so fernen) Ziele, dem Frieden unter den Völkern unablässig zu. Wenn schon das Streben nach absoluter Wahrheit von sittlichem Werthe sein soll, gleichwohl es sicher ist, daß der Mensch die absolute Wahrheit niemals finden kann; so ist wohl das Hinarbeiten nach dem Weltfrieden und die Hoffnung auf denselben unter den Menschen von noch höherem sittlichen Werthe, weil dieses Ziel bei möglichster Beschränkung der thierischen Leidenschaften in uns, und bei möglichster Verwirklichung der menschlichen Ideale, nicht unerreichbar scheint.

Am letzten Tage.

Seid vollkommen ruhig, Frau Margaretha, es ist einstweilen noch gar keine Gefahr. Nur muß er sich schonen; daher ist es gut, daß Ihr Jemanden in seiner Nähe haltet."

„Ihr nehmt mir einen Stein vom Herzen, Doctor, ich danke Euch tausendmal."

„Behüte Euch Gott, liebe Frau, ich komme schon wieder nachsehen."

Der Doctor schritt aus dem Hause und dem alten Apfelbaum zu, neben dessen Schatten ein betagter Mann saß. Der hatte Augen, die noch gütig auf die Welt blickten, aber er sah müde aus.

„Ich danke Euch, Doctor," sagte dieser mit etwas beklommenem Athem, „ich danke Euch für den Trost, den Ihr meiner guten Margaretha gespendet habt. Mit mir müßt Ihr aber aufrichtiger sein. Mir nützt kein Trost und schadet keine Wahrheit mehr. Einer, der achtundsiebzig Jahre lang in der Schule war, um das Sterben zu lernen, glaubt es mir, der hat's auch gelernt. Unruhig macht mich nur die Ungewißheit, ob es morgen sein wird, oder heute, oder später. Ihr wißt das, Doctor, Ihr habt diese alte Maschine gründlich geprüft und ich sehe Euch's an —

mein altes Auge ist gewohnt worden, in's Innere zu schauen — Ihr seid im Reinen, Ihr entkommt mir nicht."

„Wollt Ihr Euch nicht in den Schatten setzen, Herr Oberrichter," sagte der Doctor, „es ist sehr schwül und ich glaube, daß das Wetter umschlagen wird."

„Ja," versetzte der Greis, „es wird ganz recht sein, wir haben schon lange keinen Regen mehr gehabt."

„Besonders die Kohlpflanzen sind mitgenommen."

„Die Kohlpflanzen und die alten Leute. Gut, sprechen wir vom Wetter, von meinem, Doctor, ganz recht. Ihr glaubt, daß es umschlagen wird? ich glaube es auch. Nur sagt mir offen — denkt, mit einem alten Mann spricht sich's in dieser Sache ganz anders, als mit jungen, mit lebensdurstigen Leuten — sagt mir offen, wie lange es mit mir noch dauern wird."

„Ihr sollt Euch nicht aufregen, Herr Oberrichter."

„Freund," entgegnete der Greis und langte seine Hand hin, „überzeugt Euch, ob in diesem Augenblicke mein Puls auch nur um einen Schlag rascher läuft, als sonst. Ich habe in meinem Amte manchen Zeugen inquirirt, von dessen Aussage das Schicksal eines Verbrechers abhing, und ich habe ihn mit größerer Unruhe und Angst befragt, als ich Euch jetzt befrage —"

„Ich weiß es ja," unterbrach ihn der Doctor, „es würde ein Mißkennen Eures Wesens sein, wollte man annehmen, daß Ihr in Euren Jahren nicht vollständig auf das Letzte gefaßt wäret. Der Natur Eures Leidens nach vermag ich leider — mein lieber Herr Oberrichter — nichts Anderes zu sagen, als daß es sich im besten Falle nur mehr um Tage handeln kann."

„Ich danke Euch, Freund," sprach hierauf der Greis und athmete auf. „So wäre diese Sache abgethan. Kommt nur noch ein paar Mal zu mir herüber, daß wir mitsammen ein bischen plaudern können. Nicht wahr, nun erlaubt Ihr mir doch wieder das Sprechen? Es schadet nicht."

Etwas wie Heiterkeit lag auf dem alten Antlitze, durch dessen Aschengrau ein mildes Roth schimmerte.

„Wohl thut's doch, wenn man seine Finger in eine warme Hand legen kann," lächelte er, da sie sich die Hände drückten.

Als der Doctor fort war, kam Frau Margaretha heran und rief dem Greise zu: „Na, schau, Alterchen, ich hab's ja immer gesagt, es ist Nichts. Aber recht gescheit, daß Du Dich einmal in den Schatten gesetzt hast."

„Freilich, Margaretha, in der Sonne ist's mir viel zu heiß geworden." Sein inneres Frösteln verbarg er; insgeheim wäre er doch lieber in der Sonnenwärme gesessen.

„Wo der Hans ist?" fragte der Kranke nun. „den bekömmt man den ganzen Tag nicht zu sehen."

„Der kommt Dir jetzt nicht," berichtete die Frau, „er schläft."

„'n alter Faullenzer. Wenn er wach wird, ich laß ihn bitten. Ihr andern geht nur, Euch mag ich nicht; ich will meinen Hans haben. — Noch Eins, Frau Grethe, komm' herbei — recht herbei. So. Sag', wie war das nur dazumal? Du gabst mir den Spaten in die Hand."

„Welchen Spaten?"

„Du hättest es schon vergessen? Es war ja erst vor Kurzem. Du gabst mir den Spaten in die Hand; ich pflanzte das Apfelbäumchen ein und sagte — was sagte ich nur gleich?"

„Gott richte mich auf der Stelle, wenn ich weiß, wovon Du redest!"

„Wenn wir einmal alt geworden sind, Gretchen, so werden wir unter diesem Baume sitzen und friedsam in's Land hinaus schauen und werden Enkel haben — ja, so habe ich gesagt, weiter ließ mich das Gretchen nicht reden; wie die Enkel kamen, hat sie mir rasch den Mund verstopft. Man weiß ja, wie Weiber das anfangen, wenn sie ihre Männer zum Schweigen bringen wollen."

„Böses Alterchen Du!" sagte Frau Margaretha und küßte ihn auf den Mund.

„Richtig, so war's. — Jetzt ist die Zeit da, von der wir dazumal gesprochen haben. Aber der Unterschied, Weib, wenn man ein Menschenleben mit jungen oder mit alten Augen anschaut! Junge Augen sehen es lang, alte sehen es kurz. Nu, 's ist schon recht so." Er blickte auf ihre glatten, sorglich gelegten Haare, die, nach deutscher Frauenart gekämmt und gebunden, im Silberglanze schimmerten. „Hast Dich wieder fein gemacht, Gretchen! Es ist mir nicht mehr der Zeit werth, sonst wollte ich Dich Deines Verhaltens wegen sehr zur Rede stellen. Ich sah es gestern wieder, wie traulich Du mit diesem Menschen umgehst. Seit der im Hause ist, muß ich für meinen Theil jeden Kuß vom Gretchen erzwingen. Geh' nur zu ihm, Du brennst ja doch schon wieder, ihn mit Deinen Liebkosungen zu wecken; geh', ich will mit Dir nichts mehr zu schaffen haben!"

Sie nannte ihn einen alten Schelm, herzte und küßte ihn und freute sich seines Humors.

Als sie fort war, wurde der Oberrichter ernst und murmelte: „Oh, über die nichtigen Späße, um die Gute zu täuschen. Wie gerne möchte ich sie um mich haben, aber meine

Stimmung würde sie stutzig machen und zum Scherze habe ich keine Ursache. — 's ist wohl doch ein Anderes, mein alter Oberrichter, ob man's weiß, oder ob man's nicht weiß. Man glaubt es nicht. — Gottlob, daß ich mein Haus bestellt habe! Sie werden in der Lade Alles finden und ich brauche kein Wort darüber zu sagen. Das macht's bequem. Ich begreife nicht, daß sich so wenig Menschen entschließen können, in ihren gesunden Tagen die Verhältnisse ihres Hauses zu ordnen, für eine Zeit, da sie nicht mehr sein werden. Ich ziehe es vor, nach meinem Tode noch fortzuleben. Ueber Allem, was ich geschaffen und erworben habe, wird mein Willen walten, wenn mein Leib schon Staub ist. Mit dem Blatte Papier, das ich in meiner Lade verschließe, halte ich einen Theil der Zukunft in meiner Hand, den mir der Tod nicht entwinden kann. Die Meinen werden in dem Epilog zu meinem Leben, der sich neben den materiellen Bestimmungen findet, sehen, wie vorbereitet und gefaßt ich seit Jahren auf mein Ende war; das wird die Herbheit ihres Schmerzes mildern. So wäre ich Andern gegenüber fertig. Mit mir nun — —. Ei, da kommt Hans, mein Nebenbuhler, dem ich das Feld räumen muß ganz und gar. — Mein Herz ist voll, mich drückt es wie ein Laster, daß ich vor meinem Weibe ein Geheimniß habe; ihm sage ich Alles, er wird mich nicht verrathen. — — Hänschen! ei, so komme doch zu Großvatern!"

Das dreijährige Knäblein trippelte mit ausgebreiteten Armen auf den Alten zu. Seine Goldlocken wehten keck um das muntere Gesichtchen, seine Aeuglein waren hell, wie das junge Leben, seine Wangen roth, wie die süße Freude.

„Wie sich das Alter und die Jugend lieb haben!" rief der Greis und schloß das Kind in seine Arme. „Schade,

Hans, daß Du noch so klein bist und nicht Platz hast für zwei Seelen. — Die meine, wisse, die zieht jetzt aus, der alten schlechten Wohnung wegen, aber sie weiß noch kein Quartier."

Der Knabe blickte ihm mit Befremdung in's Gesicht, er hatte bisher den Großvater noch nicht weinen gesehen.

„Nu, Kind, wie steht's mit Deinem Drachen?"

„Großvater, der ist fort, ganz in den Himmel hinaufgeflogen!" berichtete der Kleine und hob sein Händchen, um die Höhe anzudeuten, in die das Spielzeug geflogen war.

„In den Himmel hinauf," wiederholte der Greis gedankenvoll, „ja, das wird schon der rechte Weg sein für alles von materieller Last und Erdensehnsucht Befreite. — Komme, Hans, noch einmal auf Dein Reitpferd da, ehe sie es unter den Rasen legen." Er hob den Kleinen auf's Knie. „Du wirst grau werden und Millionen Menschen begegnen — o, wer sie zählen könnte, die uns durch das Leben unterwegs kommen in dreien Generationen! — Deinen Großvater, diesen da, diesen Alten mit dem weißen Kopf, der Dir solch' zwei Reitpferde hält, die ihn selber nimmer tragen wollen, der wird Dir Dein Leben lang nicht mehr in den Weg kommen. Vielleicht, daß Du Dir in fernen Tagen einmal die Stirne reibst, als ob Du Dich doch noch erinnern müßtest, wie er ausgesehen hat, der kleine, gebückte Alte, als er unter dem Apfelbaume saß. Kann Dir's nicht versprechen, ob ich Dir im Kopfe bleiben werde. Schaue mich jetzt noch einmal gut an."

„Und ich werde Oberrichter, gelt Großvater?"

„Wem, der in dieses Leben eintritt, steht's an der Stirne geschrieben, ob er der Richter werden wird, oder der Gerichtete! — O Kind meines Kindes, möchten die Lüfte dieses Sommertages mein Wort bewahren und es Dir mit dem lebendigen Klange der trauten Menschenstimme zurufen können,

bis Du es verstehen wirst — es sei, da im Lustlärm der Welt, es sei, da in schwüler Nacht die Versuchung nach Bösem zu streben, Dich anschleicht. — Ich habe es erfahren, wie es auf Erden zugeht; doch was wir Alten erlebt, es bleibt trotz der Sprache, in der wir es mitzutheilen bestrebt sind, ein Geheimniß, das unenthüllt mit unserem Leibe die Erde wieder an sich zieht. Du kannst von mir Nichts erfahren, Du mußt es selber leben. — Ich habe den Krieg, den Hunger und die Pest gesehen. Zittere nicht davor, mein Kind. Aber ich habe die Schuld gesehen, sie ist hart an mich herangetreten in ihren ungeheuerlichsten Gestalten. Und im Grunde waren es Menschen wie ich, und einst so schuldlos wie Du. Das, Kind, ist das Schreckliche. Es ist kaum möglich, daß ein Richter die Achtung vor dem Menschen bewahrt; ich war begnadet, mir blieb sogar die Liebe für ihn. Im Gerichtssaale sah ich die Hölle, aber daheim an meinem Herd, bei Weib und Kind, in einem Zauberkreise des Schönen, wie es hohe Menschen geschaffen und erdacht haben, fand ich den Himmel. Was dazwischen liegt — zwischen solchem Himmel und der Verbrecherbank dort — das ist nicht der Mühe werth, daß man es beachtet. Und doch verzünden die Menschen in ungeheurer Mehrzahl ihren Geist, vertropfen ihr Herzblut in diesem Nichtigen. Sie sind in einen Bann gethan, verzittern ihr Leben vor den Schmerzen des Körpers, vergellen ihr Dasein mit Vorurtheilen, deren Gründe nichtiger sind, als das armseligste Spielzeug eines lallenden Kindes. Unzählige Irrlichter zucken auf in ihrem Leben, da eins, heißt Geld, dort eins, nennt sich Ehre, hier eins, flackert in vielen Gestalten, ist Sinnenreiz. Und wenn sie einst dort stehen, wo ich heute stehe, am letzten Tage, dann sind die Gebilde verblaßt wie Glühwürmer im Morgenroth. Aufrecht aber,

als finsterer Genosse, steht die Schuld, der sich der Unselige gesellt hat, und zur Seite bleibt dem Glücklichen die Liebe der Seinen, deren er sich werth gemacht.

Liebes, junges Wesen, das Du jetzt wie eine Knospe an morschem Pfahle rankest: öffne Dich nicht vor dem Schimmer der Irrwische, die auf den Sümpfen dieser Erde flackern, öffne Dich vor dem Strahle der Sonne, die am Himmel steht. Das Ideal, Du wirst es nirgends auf Deinen Straßen verkörpert finden, aber es wird die Straßen Dir erhellen und einst, am letzten Tage, da die Welt sich vor Dir wie Nebel auflöst, wird Dich an der Eingangspforte der Ewigkeit das Anbild Deines Sehnens erwarten."

Der Greis war erschöpft. Der Knabe glitt vom Knie und lief einer Meise nach, die über den Anger hüpfte. Beide verloren sich in den Büschen. Der Tag war so sommerlich, in der Ferne standen die blauen Berge und sonnige Wölklein standen darüber in stiller Ruh'. —

„Ja, altes Menschenkind," fuhr der Oberrichter zu sich selbst fort, „so nimmt's seinen Lauf. Hat's dich leid um diese Welt? Du hattest dich ganz leidlich hineingelebt. In deinem Körper wußtest du Bescheid, er war bequem eingerichtet und vermochte das Bessere aus Erd und Himmel hübsch an sich zu ziehen. Es war eine sinnreiche Anstalt zum Genusse all' dessen, was da ist. Nun geht's damit zu Ende. Das, woran andere hängen, verlasse ich leicht. Ich bedaure den Einzelnen, aber der Troß in seinem Treiben ist lächerlich. Von oben bis unten! Der Fürst ist eitel auf seinen Purpur, der Bettler auf seinen zerlumpten Rock. Der Gelehrte hält sich und Andere zum Narren mit seiner Weisheit. Ein Anderer soppt sich mit einem zusammengestoppelten Haufen von Dingen, die vor ihm da waren und nach ihm sein werden, und von

denen er glaubt, sie gehörten sein. Dort ist Einer, der verthut sein Glück und mißt die Schuld dem Schicksal zu und schmollt und flucht über Alles und hängt doch mit unendlicher Selbstsucht an seinem Leben. Ein Weiterer verbeißt sich so sehr in seine Figur, grämt sich halb zu Tode, wenn dieselbe nicht beachtet wird, schmeichelt hin, damit wieder hergeschmeichelt werde, lechzt nach Ehrenbezeigungen, von denen er doch weiß, daß sie falsch sind. Ueber diesen äußeren Firlefanz versäumt er sein inneres Leben. — Wer mitten im Troß ist, der nimmt's für bitteren Ernst; wer dort steht, wo ich jetzt stehe, der übersieht's, es ist ein Seifenblasenspiel ausgelassener Kinder — sonst Nichts. Die Meisten verderben und sterben mitten im Taumel, ohne auch nur ein einziges Mal geahnt zu haben, daß sie Menschen waren. — Ich gehe gern von ihnen. Nur um das Sonnenlicht möchte ich weinen, um all' die Lieblichkeiten der Natur, vor denen ich jetzt versinke; um die treuen Herzen, die ihr Leben auf das meine gestellt und die nun wanken werden. Nach kurzen Tagen, und sie werden mir gefolgt sein, aber auf ihrem einsinkenden Grabeshügel werden wieder andere Leben wanken. Alles fällt der Erde zu. — Alles? Wieso könnte Gleichgewicht sein, wenn nicht ebensoviel himmelwärts stiege? Und wäre es nur der Gedanke, die Sehnsucht! Fliegt nicht mit diesen zwei Schwingen ewig die Seele der Menschheit auf?! — — Hans, was ist Dir passirt?"

Der Kleine kam schluchzend heran; in der Hand hatte er eine weiße Rose, die sich zu färben begann vom Blut, welches aus seinem Fingerchen rieselte. Er hatte sich an der Hecke einen Dorn in's Fleisch gestoßen. Der Greis zog den Knaben an sich und sah die rothgefärbten Blätter an. „Ich will noch einmal schauen, wie Blut aussieht."

Dann zog er den Dorn aus der Hand, und, um den weinenden Knaben zu zerstreuen, begann er mit den Fingerchen das Kinderspiel, indem er vom Kleinfinger ausgehend, alle fünf abzählte:

„Der Kleine ist in's Wasser gefallen —
Der Schöne hat ihn herausgezogen —
Der Lange hat ihn heimgetragen —
Der Starke hat ihn in's Bett gelegt —
Der Dicke hat ihn zugedeckt."

Hans lachte unter seinen Thränen auf und rief: „Noch einmal, Großvater!"

Dieser begann: „Der Kleine ist in's Wasser gefallen — Der Schöne hat ihn — — — laß mich, Kind — müde . . . ."

Er lehnte sich an den Baum.

Der Knabe fand im Grase ein rothes, schwarzbesterntes Liebfrauenkäferchen, das fing er und stellte es jubelnd auf das Haupt des Greises. Das Thierchen lief mit Hast und Angst über die Stirne und fiel auf die Bank hinab, daß es, auf dem Rücken liegend, mit seinen schwarzen Füßen krabbelte.

Der kleine Hans hüpfte noch eine Weile auf dem Rasen herum, schlich dann in's Haus. Frau Margaretha, die eben in der Bienenkammer bei der Honigläuterung beschäftigt war, fragte ihn, was Großvater mache.

„Er schläft."

Sie ließ den Honigtopf stehen und ging hinaus. Sie fand ihn — schlafend.

Eine Hummel summte über seinem Haupte. Das war sein Sterbegeläute

Inhalt.

I. Gedichte in steierischer Mundart.

	Seite
Da Herrgott liabt d Welt	5
's Liachtl in Wold	6
Wan s Diandl deafad suachn	10
Ih gsiachs schon, ih woaß schon	12
Die heidnischn Lämer	13
Da Homaschmied auf da Parisa Weltausstellung	15
A weltlichs Liad	18
In unglücklan Buam seini Liada	20
In da Muader ihrn Gortn	27
's gstorbn' Dirndl	29
Da Sündn-Steg	31
Da Kirchnthurn z Terlan	33
In Olmhiasl sei Red	35
A Wohrspröchel	37
In Franzl sei Christbam	38
Woldliada	41
's is a horti Soch	49
Herr in Haus	50
Olli Tog is nit Sunta	53
Fürs Herrgottskind d Wiagn	55
Mei Lebtog	57
Mei leßti Bitt!	60
Da Steirabot: In Fünfasiebzgajohr	62
In Siebnasiebzgajohr	64
In Neunasiebzgajohr	66

Seite
In Ochtzgajohr 68
In Oanundochtzgajohr 70
In Zwoaundochtzgajohr 73

II. Hochdeutsche Gedichte.

Das Mutterherz 77
Ich bin ein armer Hirtenknab! 78
Ist der Mensch nicht wie die Schwalbe? 79
An mein Vaterland 80
Gedanken 81
Mein Ideal 84
Es zieht ein Segen von Haus zu Haus 85
Willst Du jene Höh' erreichen 87
Zum Weihnachtsbaum 88
Des Sängers Verzweiflung 91
Liebesgetändel 94
Er will mich nicht verstehen 98
Heb' Dich weg und küss' mich nicht! 100
Hannchen beim Pfarrer 101
Eine Jungfrau wollt' er suchen 102
Ein Rosenblatt aus dem Kranze der Liebsten 104
Die süßeste von allen meinen Sünden 106
Reue 107
Es muß ja sein 108
Wilder Waldespsalm 109
Schon fleißig, lieber Goldschmied? 111
Mein süßes Kind, Du weißt noch nicht 112
Mir pflanzet einen jungen Baum! 113
Gedenken 114
Nimmer will ich weinen 115
Erab' ein! 116
Kindesgebet 118
Sei gegrüßt, Du himmlischer Knabe! 119
In einer Waldkapelle 122
Hymne eines Glücklichen 124
Dem alten Holtei 126

Seite
Das Kind in seiner jungen Zeit 129
Einst wirst Du die Thräne fliehen 130
Erprobter Rath 131
Es kommt dereinst ein dunkler Tag 132
Ein Lied von der Freiheit 133
Eine Stimme in der Wüste 135
Wollte heim in meine Berge 137
Ich bin Mensch geworden 138

III. Aufsätze über Kinder und ihre Erziehung.

Spaziergang mit dem Knaben 141
Spaziergang mit dem Mädchen 155
Mit welcher Strenge soll man Kinder behandeln? 169
Gebt dem Kinde, was des Kindes ist! 183
Der erste Schritt in die Welt 194
Ein Vater an seinen Sohn 202

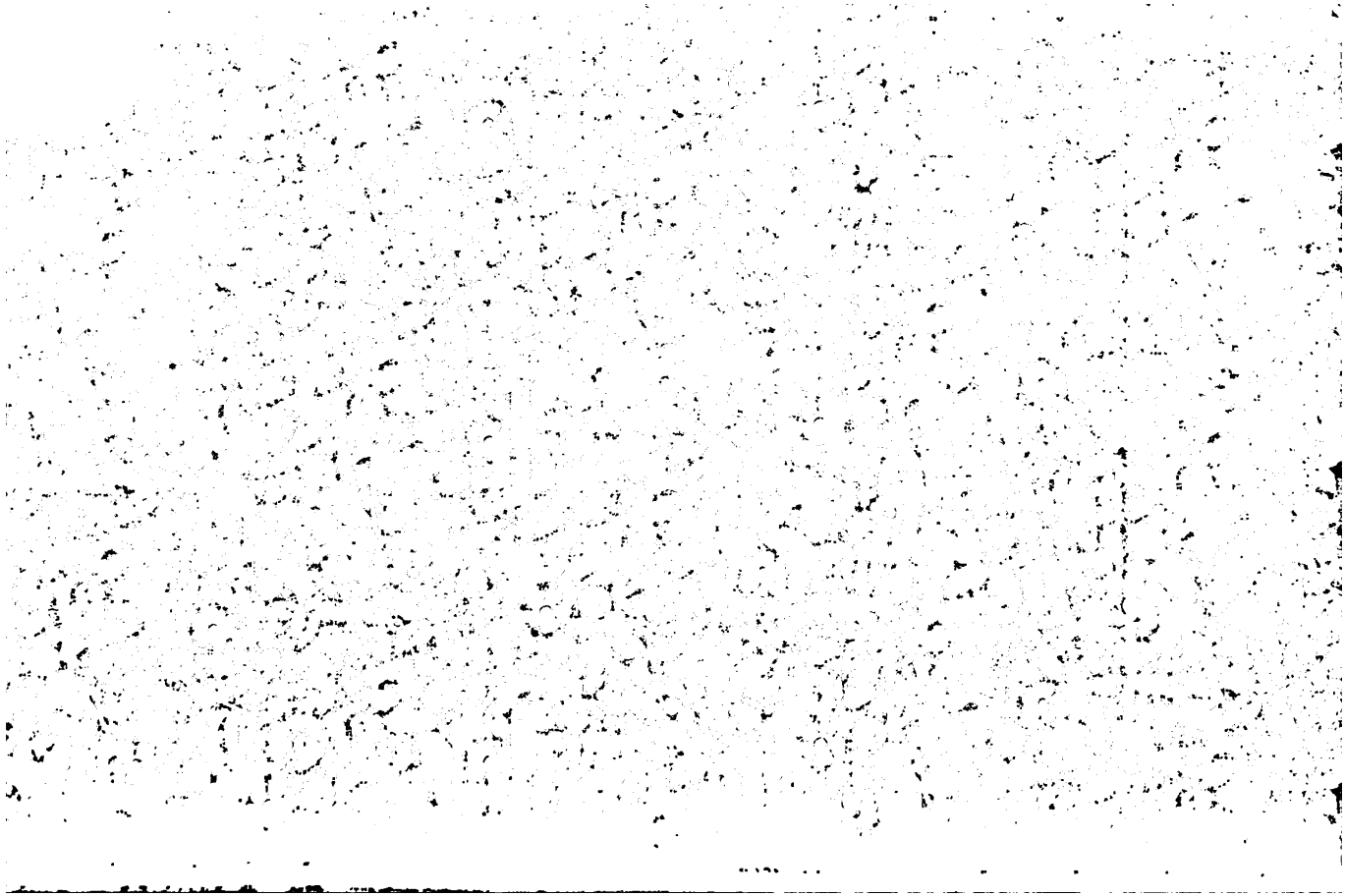
IV. Wahrzeichen. (Legenden und Parabeln.)

Der Fischer von Bethsaida 225
Aegidi 250
Der Elendstifter 257
Das Kräutlein für den Tod 266
Der Wehrmann 272
Das Märchen von dem unsterblichen Königssohn 276
Das Lamm 285
Aus dem Evangelium des neuesten Bundes 291
Der Vagabunden-Franz 294
Friede den Menschen 340

V. Weltbetrachtung.

Ein Versucher 355
Kleine Schwächen 368
Wahrheit oder Glück 382
Sollen wir hoffen auf Weltfrieden? 395
Am letzten Tage 404

SPL



FEB 5

JUL 28 916